Enr. 859 m

<36616594650013

<36616594650013

Bayer. Staatsbibliothek

Historische Denkwürdigkeiten meiner Zeit.

Von

Sir N. William Wraxall,
Baronet.

Nach
der zweiten Ausgabe des Englischen Originals.

Weimar,
im Verlage des Gr. H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs.
1816.

21 B S

Exl. 859 m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wagner (Übs.)

BSchw

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	1
1.	Portugal	5
2.	Frankreich	42
3.	England	69
4.	Belgien	88
5.	Polen	95
6.	Dresden	107

7. Neapel 113

8. Florenz 140

9. Brüssel 159

10. London 161

Vorwort.

Lange schon bin ich damit umgegangen, einige Kunde von den volksthümlichen Ereignissen zu geben, welche ich selbst erlebt; aber immer verschob ich die Herausgabe des Werks, bis fast alle Personen, von welchen ich sprechen mußte, vom Schauplatz abgetreten wären. In der That lebt auch jetzt, (nur sehr wenige Einzelne, über welche ich aus Achtung ganz geschwiegen, ausgenommen.) kaum noch Einer der vorzüglichen Männer, welche Lord North, den Marquis von Rockingham, den Earl von Shelburne, oder die Coalitions-Verwaltung begünstigten und unterstützten, oder ihre Gegner waren. Der Verlauf von mehr als dreißig Jahren hat nun jeden etwanigen Einwurf dieser Art beseitigt und meine Selbstachtung hat, ehe ich an diese Denkwürdigkeiten gieng, mich vor jeglicher Parteilichkeit bewahrt. Nicht eben, als könnte man, wo es Thatbestand gilt, von neuen, oder gleichzeitigen Ereignissen, wie von Verhandlungen zur Zeit Heinrichs VIII. sprechen, oder Fox und Pitt mit jener kühlen Abgezogenheit und unbefangenen geruhigen Haltung

wie Marius und Sylla betrachten. Eine solche Gewältigung aller Leidenschaft ist, welche Anforderungen man auch mache, dem Menschen nicht verliehen.

Mit einem Seitenblick auf eine ähnliche Aeußerung des Tacitus möchte ich wohl von mir sagen: „Ich halte Georg III. trotz den vielen, im Anfang seiner Regierung gar sichtbaren, Regierungsfehlern, doch für einen der besten Fürsten, welche England beherrscht haben; auch mag ich nicht verhehlen, daß ich an Lord North nicht denken kann, ohne zugleich jenes anziehenden und großartigen Geistes zu gedenken, welcher selbst die Liebe der Gegner gewann. Daß endlich Lord Sackville mich mit seiner Freundschaft und seinem Vertrauen beehrte, gestehe ich mit freudigem Stolze. Dennoch möchte keiner dieser Umstände mich bestimmen, irgend einen Thatbestand zu verhehlen oder zu entstellen, um etwa einen Schleier über die Fehler, oder politischen Vergehungen dieser Männer zu werfen." Ferner, da ich in keiner Periode meines Lebens unter irgend einem Minister angestellt war, so darf ich auch nicht den Vorwurf fürchten, daß ich Amtsgeheimnisse verrathen; eben so wenig stehe ich auch nur auf die entfernteste Weise in Berührung mit einer von jenen Eintagsverwaltungen, welche zwischen 1782 und 1784 so reißend schnell einander folgten. Ich erzähle Begebenheiten, die ich entweder erlebte, oder worüber ich Nachrichten von achtungswerthen Zeugen einzog. Welch' ein schwaches Licht ich, nach diesen Quellen meiner Kunde, vielleicht auf den Zeitraum werfe, den ich aufzuhellen versuche, sehe ich gar wohl ein; allein leider verlautbaren eben die, welche vermöge ihres Ranges und ihrer Lage am meisten um Staatsgeheimnisse wissen, gerade am we-

nigsten und so ist selbst ein schwaches Licht immer besser, als Dunkelheit.

Vielleicht ist in den zwei letzten Jahrhunderten kein Zeitraum, der, in Verhältniß zu seiner Dauer, so wenig anziehende Anekdoten, wie wir sie doch so gern haben, wo der Herrscher uns persönlich vor Augen tritt, lieferte, als die Regierung Georgs III. Der Grund liegt am Tage, und ist im Charakter des Königs zu suchen. Karl II. und Ludwig XV. umgeben, wie sie waren, von Favoritinnen und allen Hofzerstreuungen, gaben Burnet, Grammont, oder Voltaire steten Stoff zu Unterhaltung. Auch Georg I. und II. lieferten ihn Melcomb für sein Tagebuch und Horace Walpolen für seine Erinnerungen. Aber des jetzt regierenden Königs ganzes Leben vom zwei- und zwanzigsten Jahre an bis herab auf die klagwürdige Zeit, wo er zu regieren aufhörte, verfloß entweder unter strenger, musterhafter Erfüllung aller Herrscher-Pflichten, oder im Schooße seiner Familie unter häuslichen Freuden. In seinen ländlichen Beschäftigungen oder Zerstreuungen sahen ihn nur die Wenigen, welche vermöge ihres Amtes oder Ranges Zutritt zu seiner Person hatten. Da gab es keine glänzenden Gesellschaften von beiden Geschlechtern, keine Festgelage, welche durch den Verein von Schönheit, Rang und festliche Heiterkeit belebt, ihn gewissermaßen seinen Gästen gleichgestellt und des königlichen Prunks entkleidet, vorführten. Ganz seinem Vorfahr unähnlich, der noch in hohem Alter an solchen Lustbarkeiten Geschmack fand, besuchte Georg III. schon als Jüngling nicht Mummereien, noch spielte er, oder brachte seine Abende in Gesellschaft hin, um sich von Geschäften und Staatssorgen zu erhohlen. An Geburtstagen ward alle Hofpracht bei Seite gesetzt, oder

nur auf etliche Stunden ausgestellt. Selten nahm er in den ersten zwanzig Jahren nach seiner Thronbesteigung an irgend einem öffentlichen Vergnügen Theil, ausgenommen am Theater. Noch weit seltener speiste er mit einem von seinen Höflingen, oder vom Adel. Seine Mahlzeiten waren geschlossen, kurz, mäßig und fern von der mindesten Ausgelassenheit. Nur später, wo diese Denkwürdigkeiten aufhören, besuchte der König einen auserlesenen Kreis und nahm an geselligen Freuden Theil. Vor dem Jahre 1784 kann der Stoff zu einer Zeitgeschichte nur in den auswärtigen, oder innern Regierungsverhandlungen, oft nur innerhalb der Mauern eines der beiden Parlamentshäuser aufgefunden werden. Diese Bemerkung gilt vorzüglich, wenn auch nicht durchaus, von derjenigen Abtheilung dieses Werks, wo die Handlung ganz in England spielt, indeß die erste Abtheilung das feste Land durch allerlei Gegenden, von Portugal bis um Neapel und Toscana her, durchkreuzt.

Portugal.

Bald, nachdem ich mein ein und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, gieng ich nach Portugal, in dessen Hauptstadt, oder doch ihrer Umgebung ich ziemlich lange verweilte. Damals saß Joseph, Johanns V. Sohn und Nachfolger, auf dem Throne; regiert aber ward das Reich vom Grafen von Oeyras, welcher neuerdings Marquis von Pombal geworden war. Wenige Premier Minister haben im vorigen Jahrhundert herrlichere Verwaltungsgaben gezeigt, oder unbeschränktere Macht geübt. Der König, wiewohl der Abkunft nach der dritte, war doch der vierte in der Thronfolgerreihe des Herzogs von Braganza, welcher als Johann IV. im Jahr 1640 Portugal vom Spanischen Besitze losriß. In der Zeit, von welcher ich hier spreche, hatte er sein sieben und funfzigstes Jahr zurückgelegt. Er war gut gebaut, nur etwas zur Beleibtheit geneigt; seine Züge waren regelmäßig, sein Auge lebhaft, wenn die Gewohnheit, den Mund etwas klaffen zu lassen, den Ausdruck von Verstand, der ihm sonst aufgeprägt war, nicht verringert hätte. Auf den Backen hatte er einen starken schorfigen Ausschlag, den man übermäßigem Weintrin-

ken zuschrieb; zum Theil aber mochte er auch wohl von steter heftiger Bewegung im Sonnenbrande herrühren. In der That war seiu Gesicht mohrenbraun, und zu Fetz, in Türkischer Tracht, mit dem Turban auf dem Haupt, hätte man ihn leicht für Muley Ismael, Fürsten von Marocco, gehalten. Kein Lusitanischer Bauer hatte größere und bräunere Hände. Man konnte ihn nicht ansehen, ohne unwillkührlich erinnert zu werden, wie nah und verwandt doch die Küsten und das Klima von Portugal und Afrika sind.

Zwei Leidenschaften, Jagd und Musik, füllten vorzüglich seine Zeit, verschlangen seine Gedanken und theilten seine Neigungen; welche von beiden ihn am meisten überwältigte, wäre schwer zu sagen. Mit ersterer brachte er bei weitem den größten Theil des Tags hin; letzterer waren hauptsächlich, oder ganz, die Abende gewidmet, entweder öffentlich in der Oper, oder daheim in seiner Familie. Es gab damals in ganz Europa kein so musikliebendes Königshaus, als Portugal. Joseph selbst spielte die Geige bedeutend gut; seine drei Prinzessinnen Töchter waren mehr, oder weniger geschickt auf andern Instrumenten. Hielt die Witterung den König von der Jagd ab, so besuchte er dafür die Reitbahn. Sonntags fehlte er selten, oder niemals in der Italienischen Oper zu Lissabon; er hielt aber auch in Belem, seinem Hoflager in der Nähe der Hauptstadt, noch eine Oper. Letzterer, wo nur fremde Minister, Officiere, Hofleute und Fremde von Stande, sämmtlich unentgeltlich, zugelassen wurden, habe ich beigewohnt; das Haus war nach sehr engen Verhältnissen gebaut. Das Parterre faßte nicht mehr, als ungefähr hundert und dreißig Personen. Logen waren im eigentlichen Sinne gar nicht vorhanden; der König,

die Königin und die königliche Familie saßen der Bühne gegenüber, auf einer Gallerie, welche beträchtlich hoch war. Auf jeder Seite war eine kleine Loge; die zur rechten Hand für den Patriarchen, oder das Haupt der Portugiesischen Kirche, der oft bei den Vorstellungen zugegen war, die andre links stand gewöhnlich leer und wurde für hohe Fremde aufbewahrt.

Was diese Unterhaltung von jeder andern dieser Art, die ich noch gesehen, unterschied, und so außerordentlich ist, daß man es kaum glaublich finden wird, war, daß durchaus alle Frauen nicht nur von dem Schauplatz, als Zuschauerinnen, sondern auch von der Bühne, als mitspielend ausgeschlossen waren. Der gewöhnlich vom Hofe angegebene Grund, weßhalb das schöne Geschlecht, welches sonst allenthalben in Europa die Zierde und Seele der Unterhaltung ist, nicht zugelassen wurde, war, es wären keine schicklichen Plätze für Frauen vorhanden. Man hätte dagegen leicht sagen können, daß ja gar bald Seitenlogen für sie hätten angebracht werden können. Damit wäre denn aber immer noch nicht erklärt gewesen, warum alle Frauenrollen nur mit Italienischen Kastraten besetzt waren. Battistini, welcher die ersten Rollen ausgezeichnet gut spielte, war nicht bloß seines vortrefflichen Gesangs wegen angestellt, sondern auch weil er in weiblicher Tracht einem Weibe bewundernswürdig ähnlich sah. Die Täuschung war wirklich so groß, daß ich überzeugt bin, wer es nicht wußte, mußte ihn für das halten, was er vorstellte. Auch die Ballets wurden von Männern, oder Knaben gegeben, die als Nymphen, Schäferinnen und Göttinnen auftraten. Dieser Ausschluß aller Frauen, die Königin und Prinzessinnen ausgenommen, machte das Schauspiel, so prachtvoll es auch übrigens an Machinerie, Decorationen und

Verwandlungen, so trefflich in musikalischer Leistung es war, doch verhältnißmäßig sehr fade, todt und anziehunglos. Die Ursache dieses so sonderbaren Verbots — man wird es kaum glauben — war Eifersucht. Die Königin von Portugal, wiewohl sie damals stark auf die Sechszig losgieng, wachte doch noch mit aller Aengstlichkeit eines jungen Weibes über jede Regung ihres Gemahls. Um sich seiner persönlichen Treue besser zu versichern, entfernte sie weislich, so viel es sich nur thun ließ, jede Versuchung zur Unbeständigkeit von ihm. Die Frauenbedienungen und Ehrenfrauen, welche Ihre Majestät öffentlich umgaben, waren gewiß nur gewählt, weil es ihnen an allen Reizen fehlte; dazu waren sie zu bejahrt, als daß sie ein andres Gefühl denn als das der Achtung hätten einflößen können. Die Portugiesischen Frauenumgebungen der Catharina von Braganza, als sie 1662 nach England kam, sich mit Karl II. zu vermählen, deren durchgängiger Mangel an persönlichen Reizen in Grammonts Denkwürdigkeiten so beredt geschildert wird, konnte hierin unmöglich die Umgebungen der Mariane Victoria, Josephs I. Gemalin, übertreffen.

Ihre Wachsamkeit beschränkte sich aber keineswegs bloß auf die Oper. Dieselbe Besorgniß, dieselbe Vorsicht, daß nicht etwa eine Nebenbuhlerin sich in des Königs Neigung einschleiche, hatte sie, wenn er auf die Jagd gieng. Es mochte hohe oder niedere, oder Falkenjagd seyn, überall war sie ihm zur Seite. Kein Weib in Europa ritt kühner und gewandter. Sie war unbeschreiblich. Sie saß spreitlings, wie es in Portugal der Gebrauch ist, und trug Englische lederne Beinkleider, meist schwarze, darüber einen Ueberwurf, welcher die Schenkel nicht ganz bedeckte. Ein Wams von Tuch, oder Stoff

und ein aufgestutzter Hut, zuweilen mit Tressen besetzt, zuweilen ohne Schmuck, vollendete ihr sonderbares männliches Aussehen. War der Falke losgelassen, und sie verfolgte ihn nun mit den Augen, so ließ sie gewöhnlich die Zügel auf ihres Rosses Nacken schlaff hangen und es ganz furchtlos hingehen, wohin es wollte. Sie war eine treffliche Schützin, und fehlte selten einen Vogel, selbst im Fluge; aber diese Lust hätte beinah einmal ein tragisches Ende genommen. Denn einige Jahre früher, als ich Portugal besuchte, hätte sie beinah den König mit einer Kugel erschossen, welche wirklich seinen Schlaf streifte. Wenig Fürsten der neuern Zeit sind so dicht an Gefahr und Mord entkommen, als Joseph I., worüber manches im Verlauf dieser Beobachtungen vorkommen wird.

Im Jahr 1772 fand ein Fremder am Lissaboner Hof gar wenig Unterhaltung. Da gab es keine Levers, keine Hoftage, außer an Geburts- und einigen wenigen besondern Festen. Der König, die Königin, sein Bruder Don Pedro, seine drei Töchter und der junge Prinz von Beyra, lebten sämmtlich unter Einem Dache, und bewohnten eine lange Reihe von hölzernen Zimmern zu Belem, tiefer am Tagoufer herab, als Lissabon. Die schreckenvolle Erinnerung an das Erdbeben im Jahre 1755 war ihnen so fest in der Seele geblieben, daß sie lieber in noch so geringen und unziemlichen Holzgebäuden wohnten, als in den gefährlichen Steingebäuden. Joseph hatte beinah siebzehn Jahre in keinem eigentlichen Hause geschlafen. Wo er sich hin begab, wurden hölzerne Baracken, oder Zelte für ihn besorgt. Ich habe auf den Feldern um den Palast zu Mafra Zelte zu seinem Empfang aufgeschlagen gesehen, indeß dieß ungeheure und kostbare Gebäude ganz verlassen, vernachläßigt und uneingerichtet stand. Diese,

auf den ersten Blick sonderbare, und fast feige Vorsicht ist aber doch in Portugal nöthig. Die Erfahrung hat hinlänglich erwiesen, daß die festesten, massiven und gut aufgeführten Steingebäude beim Erdbeben den Bewohner nur größerer und unvermeidlicherer Gefahr aussetzten; denn der Widerstand solcher Massen gegen die Schwankungen und Stöße bewirkt gerade ihren Umsturz. Dagegen giebt jedes Holzgebäude, welches wie die Baracken der königlichen Familie auf Pfeilern von gleichem Material ruht, dem krampfig wogenden Erdstoße nach und entgeht so den schlimmsten Folgen.

Glanz oder Prachtschau unterhielt der König von Portugal gar nicht. Wiewohl er mit seiner Familie kaum eine Woche bei den Stiergefechten und in der Italienischen Oper zu Lissabon fehlte, so hörte man doch immer nur, daß er unerkannt zugegen war. Die einzige Ausnahme von dieser Hofsitte war in der Carnevalszeit um die Mitte Januars, wenn der Hof, wie es unabänderlicher Brauch war, nach dem Palast zu Salva Tierra, einige Meilen weiter am Tajo hinauf als die Hauptstadt, sich begab. Da blieb der König gewöhnlich bis zum März und alle auswärtigen Minister umgaben ihn. Jagdreisen, wobei Fremde von Stande zugelassen wurden, machten die Beschäftigung am Tage aus, Abends folgte eine Oper, wie die zu Belem, unentgeltlich für alle, welche dem Fürsten vorgestellt worden waren. Man versicherte, daß Joseph auf die Oper jährlich nicht weniger als 40,000 Pf. St. verwendete. Aber eben so sehr liebte er auch das Spiel und brachte viel Zeit am Kartentisch zu. Vor dem merkwürdigen Erdbeben im Jahre 1755 ward er für sehr mäßig geachtet, weil er über der Mahlzeit gewöhnlich Wasser trank; aber jene furchtbare Heimsuchung der Vor=

sicht hatte seine Geister so abgespannt, daß man befürchtete, seine Gesundheit möchte gar ernstlich darunter leiden. Seine Aerzte verordneten ihm also Wein, und dieß behagte dem Kranken so wohl, daß man gemeinhin glaubte, Se. Maj. thäten darin nur zu viel. In früherer Zeit soll er sich andere Ausschweifungen haben zu Schulden kommen lassen, und der Königin häufig Anlaß zur Eifersucht gegeben haben; auch war seine Vorliebe für das andere Geschlecht keineswegs mit den sinkenden Jahren erloschen. Nur waren seine Liebschaften immer geheim, anständig und mit geziemender Rücksicht auf die öffentliche Meinung sowohl, als auf seine häuslichen und ehelichen Verhältnisse. Keine Gebieterin, wie Madame von Pompadour, oder Madame du Barry unter Ludwig XV, entehrte den Portugiesischen Hof, oder that ihm Schaden.

Durfte Joseph auch als König nicht unter die ersten kräftigen und tüchtigen Fürsten seiner Zeit gerechnet werden, so fehlte es ihm doch nicht an königlichen Gaben und Eigenschaften. Fühlte er gleich seine eigne Regierungsunfähigkeit, so zeigte er doch ungemeinen Verstand und Geisteskraft in der Wahl eines Ministers, welchem er dieß Amt übertrug. In der That war Marquis von Pombal durchaus Monarch. Er war seinem Herrn fast so unumschränkt überlegen, wie Lerma Philipp III., oder Olivarez Philipp IV., und pflegte Staatsgeschäfte zu Zeiten und Stunden abzuthun, welche gewöhnlich dem Vergnügen gewidmet, oder mit Schlafen hingebracht werden. Der König unterzeichnete häufig Papiere von der größten Wichtigkeit nach Mitternacht, ehe er sich schlafen legte, wo ihm der Minister gewöhnlich aufwartete. Der erbliche Aberglaube, welcher das Haus Braganza auszeichnete und

worin Joseph selbst auferzogen war, dem noch sein Vater Johann V. und die jetzt lebende Königin ergeben war, bis sie wahnsinnig ward, hatte sich seiner nicht bemächtigt. Die Gefangennehmung und Vertreibung der Jesuiten zeigt zur Genüge, wie fern er von der frömmelnden Verehrung war, welche die meisten Unterthanen diesem Orden zollten. Hatte er selbst keinen Geschmack an schöner Kunst, noch Leidenschaft für Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften, so ließ er doch ihren Verpflegern seinen Schutz angedeihen. In den zwei und zwanzig Jahren, die er nach Johann's V. Tode regierte, hatten die Portugiesen einen großen und heilsamen Umschwung in allem, was zur bürgerlichen Bildung gehört, genommen. Es waren für den jungen Adel Erziehungsanstalten errichtet worden, welche Großbritannien Ehre gemacht hätten, und, wiewohl sie ursprünglich vom Minister herrührten, doch nur mit Bewilligung des Fürsten ganz zu Stande gebracht werden konnten.

Neben so löblichen Thaten der Regierung aber giengen auch wieder manche Mängel der Verwaltung im Schwange. Einige darunter können mit Recht dem Marquis von Pombal zur Last gelegt werden, andere aber scheinen persönlich dem Könige aufgerückt werden zu müssen. Das Volk klagte allgemein und laut über Unterdrückung. In dem königlichen Haushalte herrschte eine solche Unordnung, daß fast die ganze Hofdienerschaft mehrere Jahre nicht bezahlt worden, und in den traurigsten Umständen war. Das Gegentheil hatte unter seinem Vorgänger, Johann V., Statt gefunden. Josephs Einkünfte wurden gewöhnlich auf zwei Millionen Pf. Sterling geschätzt, der Nationalaufwand betrug meistens nicht über die Hälfte dieser Summe. Dennoch fehlte es den Lakaien, welche mit den königlichen Personen ausfuhren, meistens am Nothdürftigsten. Ich

sah den König und die Königin in keinem andern Fuhrwerk, als einer Art von Calesche, oder Chaise, welche zwei ungemein schöne Maulthiere zogen. Mit diesem, nichts weniger als königlichen, Geschirr fanden sie sich stets bei den Stierkämpfen ein. Begleitete Ihre Maj. die Prinzessinnen Töchter in die Messe, oder zu Andachtsübungen nach einer Kirche in der Nähe von Lissabon, so fuhr sie in einem Wagen mit nur zwei sehr schlechten Pferden und einem Pferdgeschirr, wie es kaum für einen Miethkutscher gut genug wäre. Bei vierzig Mann zu Pferde geleiteten sie, und theilten etwas Geld unter die Menge, oder vielmehr unter das Bettlervolk aus, welches sich haufenweis an den Kirchthüren versammelte.

Eines Tages besah ich die königlichen Wagen zu Alcantara, ungefähr eine Meile von Lissabon. Es waren wenigstens dreißig, worunter einige, wie mich die Leute versicherten, zweimalhunderttausend Crusados, oder zwanzig tausend Pf. Sterl. gekostet hatten. Sie waren alle sehr prachtvoll und in Rom, oder Paris gebaut. London versorgte damals das feste Land noch nicht mit diesem Luxusartikel. Unter andern fiel mir ein Wagen auf, worin Johann IV. seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten, nachdem er Portugal von den Spaniern wieder erhalten hatte. Er glich fast den Fuhrwerken, wie sie uns bald nach ihrer ersten Erfindung im sechszehnten Jahrhundert beschrieben werden. Dieser, 1641 gebaute Wagen war, als ich ihn sah, an hundert und dreißig Jahr alt und konnte eher ein Zimmer auf Rädern, als eine Kutsche im Sinne neuerer Zeit genannt werden, indem er zehn bis zwölf Personen ganz bequem aufnehmen konnte. An den Seiten war er offen, die Fenster sahen wie die Gitter unserer Meiereien aus, in kleine viereckte Felder getheilt, mit Flügeln,

um frische Luft hineinzulassen. Er wurde mit andächtiger Verehrung aufbewahrt als Denkmal der Befreiung des Reichs durch den ersten Fürsten aus dem Hause Braganza. Heinrich IV. saß gerade auch in einem solchen Wagen, als im Jahre 1610 Ravaillac ihn zu Paris ermordete.

Einem ähnlichen Schicksal, wie Heinrich, war Joseph I. zweimal entronnen; erst 1758, und dann zwei Jahre, ehe ich nach Lissabon kam. Der erste Anfall, welcher unter den tragischen Ereignissen des achtzehnten Jahrhunderts eine merkwürdige Stelle einnimmt, kann mit Damiens Anschlag auf Ludwig's XV. Leben im Jahre 1755 und dem auf Stanislaus, König von Polen, im Jahr 1771, verglichen werden. Ich deute hier auf die Verschwörung des Herzogs von Aveiro und des Marquis von Tavora im Jahr 1758, deren einzelne Hauptumstände ich sehr oft von Zeitgenossen erzählen hörte. Der Herzog von Aveiro, mit dem Familiennamen Mascarenhas, war entsprungen von Don Georg, einem natürlichen Sohne Johann's II., Königs von Portugal, eines der berühmtesten Fürsten neuerer Zeit, Zeitgenossen unseres Heinrichs VII., dessen Bemühungen wir ganz vorzüglich die Entdeckung der Fahrt nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung verdanken. Don Aveiro's Naturgaben scheinen sehr mittelmäßig, und sein Muth sehr zweideutig gewesen zu seyn; aber seine wilde, rachsüchtige Gemüthsart machte, daß er die schandbarsten Maaßregeln ergriff, um nur sein Müthchen zu kühlen. Daß der König von Portugal entkam, war einerseits Zufall, andrerseits rührte es von der Geistesgegenwart, oder Kaltblütigkeit des Leibkutschers her. Denn als dieser bemerkte, daß mehrere Schüsse, oder Kugeln hinten durch gegangen und Joseph ihm ohne Zweifel verwundet schien, wendete er, statt vorwärts zu

fahren, sogleich seine Maulthiere um, und fuhr nach der Wohnung des königlichen Wundarztes. Durch dieß plötzliche und unvermuthete Benehmen entgieng Joseph vier andern bewaffneten Banden von Verschworenen, welche an mehrern Plätzen ausgestellt waren, über welche sein Weg nach dem Palaste führte.

Ein Weib, die alte Marquise von Tavora war die Seele dieses Blutanschlags, welcher die darin verwickelten Hauptpersonen zu einem grausamen und schmählichen Tode führte. Eher Rache, durch persönliche Feindschaft gegen den König und ersten Minister, welche den Marquis von Tavora nicht zur Herzogswürde erhoben hatten, geschärft, als irgend eine wohlbegründete Absicht, oder Erwartung, die Regierung umzustürzen und die Braganzafamilie zu entthronen, scheinen die Verschworenen zu diesem greuelvollen Unternehmen getrieben zu haben.

Ganz gleiche Beweggründe vermochten den Herzog von Orleans, jene Aufstände zu erregen, welche in der Folge den Französischen Thron umstürzten und zu den Schrecknissen der Revolution führten. Es war nicht Ehrgeiz, oder Hoffnung zu regieren, sondern bloß persönlicher Haß und Rachgier. Dieß hat mich der verstorbene Herzog von Dorset, der als mehrjähriger Gesandter an dem Hofe zu Versailles Gelegenheit hatte, darüber die unverwerflichste Erkundigung einzuziehen, gar oft versichert. Er wußte es von der Königin selbst. Sie war es hauptsächlich, die der Herzog von Orleans verabscheute, und gegen sie mehr als gegen Ludwig XVI., war seine Bosheit gerichtet. Sie hatte ihm manchen Anlaß zu grollen gegeben, unter andern dadurch, daß sie glücklich die Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Angoulême hintertrieben. Na-

türlich wünschte Marie Antoinette ihre Tochter mit dem jungen Prinzen zu vermählen, weil sie sich damit die Thronfolge sicherte, falls Ludwig XVI. keinen Sohn hinterließ. Der Herzog von Dorset erzählte mir, daß etwa im Jahre 1786 oder 1787 die Königin zu ihm gesagt habe, als der Herzog von Orleans in Versailles erschien, Monsieur le Duc, regardez cet homme là! Il me déteste, et il a juré ma perte. Je la vois dans ses yeux, toutes les fois qu'il me fixe. Il ne sera jamais content, jusqu'à ce qu'il me voit étendue morte à ses pieds. In der That erlebte er auch noch ihr tragisches Ende, überlebte es aber nur kurze Zeit. Ich kehre von dieser Abschweifung zu den Portugiesischen Verschworenen zurück. Sie führten ihren Anschlag wie muthlose Memmen aus; denn hätte der erste Trupp, welcher dem König auflauerte, als er von Belem zurück kam, in den Wagen geschossen, so wie er vorfuhr, statt zu warten, bis er vorüber war, so hätte er fallen müssen. Die Kugel, welche ihn verwundete, gieng ihm zwischen der Seite und dem Arme durch, und riß von beiden Fleisch weg, ohne jedoch eine gefährliche Wunde beizubringen.

Die Bestürzung über diesen Anschlag wurde durch das Dunkel, worin er gehüllt war, noch größer; der Hof blieb wochenlang völlig unwissend über die Urheber, wie hinwiederum die Verschworenen über die Art und Folgen der Verwundung des Königs. Es ist Thatsache, daß der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora fast täglich sich nach des Königs Zimmer begaben, um persönlich sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und dabei den größten Schauder vor dem Verrath bezeigten. Sie wurden sogar vorgelassen, aber in ein mit Absicht so verdunkeltes Gemach, daß sie unmöglich über seine Genesung in's Klare

kommen konnten. Unterdessen gelang es dem wachsamen Marquis von Pombal, auch mittelst einiger unklugen Aeußerungen des Herzogs von Aveiro, wie es heißt, den Verräthern auf die Spur zu kommen, und sie auszumitteln. Herzog Aveiro, Marquis von Tavora und seine zwei Söhne wurden gerädert; die alte Marquise, welche in Erwägung ihres Geschlechts, zur Enthauptung verurtheilt war, bestieg die Schandbühne mit festem Schritt, verrieth weder Furcht, noch Reue, und legte ihr Haupt auf den Block, wie auf ein Kissen.

Hoffärtig und gebieterisch, wie sie war, kannte sie kein Mitleid, keine Menschlichkeit, wenn Rache, Ehrgeiz oder Eigennutz sie spornten. Die Zusammenkünfte der Meuterer wurden häufig in einem Sommerhause im Garten des Marquis Tavora'schen Palastes zu Lissabon gehalten, mit welchem es durch eine lange Galerie von Holz zusammenhieng. Zufällig bemerkte ein Portugiesisches Mädchen von edler Abkunft, aber in ärmlichen Verhältnissen, das in der Marquise Familie als Gesellschafterin lebte, eines Abends mit Erstaunen Licht in diesem Sommerhause, und, ohne etwas zu argwöhnen, ward es von Neugier nach dem Platze hingelockt. Als sie die dahin führende Galerie entlang gieng, hörte sie Stimmen in sehr ernstem Gespräch, und wie sie näher kam, unterschied sie gar bald die Stimme der Marquise, die durch irgend etwas ungemein belebt und heftig wurde. Sie lauschte einige Augenblicke, und eben wollte sie, um nicht entdeckt zu werden, umkehren, als plötzlich die Thüre aufgieng und die Marquise selbst erschien. Das Erstaunen war beiderseits nicht gering; leztere fragte sehr aufgereizt, was sie hieher geführt hätte? sie antwortete, ihre Verwunderung, Licht im Sommerhause zu erblicken, habe sie veranlaßt nach dem Grunde zu for-

schen. „So haben Sie also unstreitig", sagte die Marquise, „unsere Unterredung mit angehört?" Das Mädchen betheuerte, sie wisse ganz und gar nichts davon, und sobald sie der Marquise Stimme unterschieden, habe sie aus Achtung nach dem Palaste zurückgehen wollen, als in demselben Augenblick die Thüre aufgegangen sey. Die Marquise aber, die, da so viel auf dem Spiele stand, nicht so leicht sich zufrieden geben oder hintergehen lassen wollte, nahm eine ganz ruhige Miene an und sagte, indem sie zutraulich zu werden schien: „der Marquis und ich hatte einen ernsten, heftigen Streit, in dessen Verlauf er so roh war, mir auf die höhnischste Art zu widersprechen; ja er trieb seine Kühnheit so weit, daß er mich Lügen strafte. Ich stürzte aus dem Zimmer, weil ich meinen Unwillen nicht zähmen und meine Aufwallung nicht länger bemeistern konnte. Hörten Sie nicht, wie er mich der Lügen zieh, als ich die Thür öffnete? „Ja wohl, Madame", erwiederte das unglückliche Mädchen unbesonnen. Da jene nun von dem Augenblick an befürchtete, daß die Art ihrer Zusammenkünfte und der darin verhandelten Gegenstände, nun gewissermaßen entdeckt sey, so beschloß sie alsbald, der möglichen ferneren Verlautbarung zuvorzukommen. Am Morgen darauf ward der Körper der unglücklichen Lauscherin, in ein Tuch geschlagen, kaum kalt, noch aus mehreren Stichwunden blutend, auf einer Straße zu Lissabon gefunden. Man zweifelte damals nicht, daß sie auf geheimes Anstiften, von dem Palast von Tavora her, umgebracht worden; aber die Macht dieser großen Familie und das häufige Vorkommen solcher Auftritte in der Hauptstadt beschwichtigte alle gerichtliche Forschungen nach der Ursache ihres kläglichen Endes. Die Marquise büßte ihr Verbrechen auf dem Blutgerüst. Ihre Schwiegertochter, die junge Marquise von Tavora allein, eine Tochter des Herzogs von

Aveiro, war von dem allgemeinen Untergang ihrer Familie ausgenommen, entweder weil man sie unschuldig fand, oder, wie Andere behaupteten, weil der König eine besondere Vorliebe für sie hatte. Sie ward in ein Kloster gesperrt, und lebte, glaube ich, noch im Jahre 1772 unter Aufsicht.

Der zweite Anschlag auf Joseph's Leben entstand aus dem empörten Gefühl eines Portugiesischen Landmanns. Dieser, durch das Verfahren der königlichen Bedienten, welche ihm mit Gewalt Wagen und Vieh wegnahmen, zur Verzweiflung getrieben, stürzte wüthend auf den König, als er auf die Jagd gieng, und wollte ihn mit einer langen Stange auf den Kopf schlagen, woran auch nur wenig fehlte. Dieß begab sich bei dem Palaste Villa Viciosa, dem ehemaligen Erbhoflager der Herzöge von Braganza, wo der König zuweilen auf kurze Zeit sich aufhielt. Der Landmann ward nicht hingerichtet, saß aber, wie das Gerücht gieng, immer noch in einem Kerker zu Belem, als ich in Portugal war. Zwei solche, obgleich der Art nach verschiedene, Angriffe hatten Joseph doch furchtsam gemacht, so daß er manche Vorkehrungen gegen Privatrache oder Hochverrath traf. Sogar in der Italienischen Oper zu Lissabon, wo er selten fehlte, gieng er stets, wenn er in den Zwischenacten nach seiner Gewohnheit, aus der königlichen, in eine Seitenloge gieng, aus welcher er die Ballets ansah, durch einen engen, absichtlich gebauten und wohl verwahrten Gang.

Mariane Victoria, Königin von Portugal und Joseph's Gemahlin war eine Tochter Philipps V., Königs von Spanien, von Elisabeth Farnese, seiner zweiten Gemahlin, Erbin jener berühmten Familie, und selbst ein Weib von

ungemeinen Gaben. Die Fürstin, von welcher hier die Rede ist, war, wie bekannt, noch als Kind Ludwig XV. verlobt, nach Frankreich gesendet worden, und daselbst einige Jahre geblieben: als aber im December 1723, nach dem Tode des Regenten Herzogs von Orleans, die Regierung an den Herzog von Bourbon kam, war eine seiner ersten Unternehmungen, die noch nicht vollzogene Ehe aufzulösen und die Prinzessin nach Madrid zurückzusenden. Im Jahre 1729, als sie erst eilf Jahr alt war, ward sie von ihrem Vater Philipp nach Badajoz gebracht und dort Joseph, dem damaligen noch nicht vierzehnjährigen Erbprinzen von Portugal vermählt. Die Vermählung ward auch sogleich gefeiert, Braut und Bräutigam wurden im Beiseyn der ersten Hofbeamten in Ein Bette gelegt, erst sechs Jahr später aber, im December 1734, brachte sie eine Tochter zur Welt, die jezt lebende Königin.

Mariane Victorie soll in ihrer Jugend sehr reizend gewesen seyn, aber 1772 war keine Spur mehr davon vorhanden. Sie war klein und dick, roth von Gesicht, ihre Nase breit, ihre Bewegung ohne alle Anmuth und Zierlichkeit. Sie hatte durchaus nichts Weibliches. Aber ihre dunklen lebhaften und durchdringenden Augen hatten noch den ursprünglichen Glanz. Sie schminkte sich über die Maaßen: Nacken und Schultern trug sie in der Kirche, in der Oper und bei den Stierkämpfen stets bloß, und sie schien nicht nur gesund, sondern auch der stärksten Anstrengung und Strapatzen fähig. Ihre Arme waren sonnenbraun, weil sie immer auf der Jagd war. Personen, welche sie wohl kannten, versicherten mich, daß es ihr nicht an Geist und Gewandtheit fehle, obwohl sie nie nach Macht strebte, und nie den mindesten politischen Einfluß gewann. Ihre ganze Sorglichkeit schien sich auf die

Person ihres königlichen Ehegenossen zu beschränken und erstreckte sich nicht auf Staatshändel. Ihrem Benehmen nach bei der Messe zu urtheilen, war sie wohl keine Frömmlerin. Ich besuchte aus Neugier die Kirche der Necessitadas und des h. Francisco da Paola, wo sie beständig mit ihren Prinzessinen Töchtern war, sehr oft, und darf mit Wahrheit sagen, daß ich nie ein Frauenzimmer weniger andächtig sah.

Gar sehr hierin von ihrer Mutter verschieden war die Prinzessin von Brasilien, Maria, die älteste von Joseph's drei Töchtern, einstige Kron-Erbin von Portugal. Düsterer, ernster Aberglaube war ein vorherrschender Zug in ihr. Die tragische Katastrophe des Herzogs von Aveiro und seiner Mitschuldigen, deren Schicksal sie als unverdientes oder ungerechtes, wie es hieß, beklagte, soll einen tiefen Eindruck auf sie gemacht haben. Ihrem Brüten über diese schrecklichen Hinrichtungen und den Gegenvorstellungen oder Vorwürfen ihres Beichtigers schreibt man allgemein ihre nachmalige Geistesverwirrung zu. Von Gestalt war sie länger und schmächtiger, als ihre Schwestern, bleich, trübsinnig; ihre Züge scharf, stark und reizlos. In allen Verrichtungen und Pflichten des Privatlebens war sie musterhaft; an ihren Oheim, des Königs einzigen Bruder, verheirathet, ein Muster eheliches Glücks. So unnatürlich und unserer Denkart fremd diese Verbindung auch war, war sie doch nützlich; sie hatten damals zwei Söhne und eine Tochter. Der Wunsch, einen möglichen Streit zwischen den männlichen Seitenverwandten und den in gerader Linie abstammenden Frauen über die Thronfolge vorzubeugen, veranlaßte diese Ehe, die, wenn auch unter den Ptolemäern, Seleuciden, und selbst den Cäsaren, doch in den Häusern des neueren Europa kein

rechtfertigendes Beispiel findet. Es ist kein geringfügiger Umstand bei dieser Verhandlung, daß die Prinzessin von ihrer frühsten Jugend an, ganz ohne allen Zwang, eine starke Zuneigung und besondere Vorliebe für ihren künftigen Gatten Don Pedro hatte. Als ich Portugal besuchte, war sie fast 38 Jahr alt.

Alle Gaben der Weiblichkeit in der ganzen Familie der Braganza sollten, wie es hieß, in Donna Maria Anna, Joseph's zweiter Tochter, vereint seyn. Kleiner und dicker als die Prinzessin von Brasilien, war sie anmuthiger in ihrer Haltung, von blühenderer Farbe, ausdrucksvolleren Zügen. Ihr Geist war ebenfalls umfassend, ihr Verstand gebildet. Viel Zeit brachte sie mit Lesen zu; über Frömmelei war sie erhaben. Bei diesen gediegenen Gaben hatte sie auch viel Sinn und Kenntniß in der Tonkunst und eine schöne Stimme. Wiewohl sie die vorzüglichste der drei Schwestern war, war sie doch verurtheilt, unvermählt an ihres Vaters Hofe zu bleiben. Im Jahr 1772 war sie 36 Jahr. Gütiger war gewissermaßer die Natur gegen die dritte Prinzessin, Donna Maria Benedicta, die auch beträchtlich jünger, damals nur 26 Jahr, war. Obwohl klein, untersetzt und mit viel Anlage zum Dickwerden, war sie sehr hübsch von Gesicht, die Augen dunkel und sprechend, die Farbe schön, der Umriß ihres Gesichts eher rund, als eiförmig, ihre Züge niedlich und fein. So gebildeten Geistes aber als Maria Anna achtete man sie nicht. Etwa sieben Jahre früher, als die Zeit, wovon ich spreche, war zwischen dieser Prinzessin und Kaiser Joseph II., der eben durch den Tod seiner ersten Gemahlin, einer Tochter Don Philipps, Herzogs von Parma, Wittwer geworden war, ein Heirathsvertrag eingeleitet worden. Die Unterhandlung war so weit gediehen, daß Anstalten ge-

macht wurden, sie von Lissabon nach Flandern und Wien zu bringen; ein eigends dazu in Brasilien gebautes, prachtvoll aufgeschmücktes Schiff lag segelfertig auf dem Tajo; aber die Ränke und Bemühungen der alten verwittweten Königin von Spanien, Mutter Karl's III. und Großmutter der Prinzessin selbst, welche sich ärgerte, daß der Marquis von Pombal sich ausschließend das Verdienst dieser Verbindung erwerben wollte, machte die Sache rückgängig.

Es ist wahrscheinlich, und in Wien hat man mir es versichert, daß der Vorwand, unter welchem man den Oesterreichischen Hof von dieser Vermählung abbrachte, von Marien Benedictens wahrscheinlicher Unfruchtbarkeit hergenommen war, weil sie viel Anlage zum Dickwerden hatte. So unglaublich und unnatürlich auch die Thatsache scheinen mag, ward sie doch einige Jahr darauf, 1777, als sie ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, an ihren Neffen, den jungen Prinzen von Beyra, nachmals Thronerben von Portugal, verheirathet. Die Feierlichkeit ward auf Joseph's Zimmer, als er im Sterben lag, vollzogen. Sie lebten viele Jahre zusammen, hatten aber keine Kinder. Gewiß gab es keine vernünftige Entschuldigung, noch hinlänglichen Grund für diese zweite Verbindung in derselben Familie, welche mit einer Art von widerwärtigem Gefühl erfüllt, und an sich um so merkwürdiger war, da Portugiesische Frauen von Stande selten Kinder gebären, wenn sie sich nicht vor dem achtundzwanzigsten oder dreißigsten Jahre verheirathen. (Katharine von Portugal, Johann's IV. Tochter, Karl's II. Gemahlin, die ihn früher, ich glaube, im 24 Jahre, heirathete, gab ihm nie Kinder. Burnet aber sagte, der König habe ihm selbst gesagt, sie sey schwanger gewesen. Dürfen wir demselben Zeugen trauen, so that sie auch einmal, bei schon ziemlich weit vorgerückter Schwan=

gerschaft, eine Fehlgeburt; da aber Karl nach Lucas Versicherung in seiner Geschichte von England, wenn ich nicht irre, nicht weniger, als drei und fünfzig natürliche Kinder hatte, so muß angenommen werden, daß der Grund des Mangels an rechtmäßigen Kindern doch wohl in der Königin lag.) Die Verheirathung der ältesten Tochter Joseph's mit seinem Bruder Don Pedro, kann damit allenfalls entschuldigt werden, daß keine in gerader Linie abstammende männliche Kronerben vorhanden waren; aber der Familie Braganza war es vorbehalten, im achtzehnten Jahrhundert der Welt das außerordentliche Schauspiel eines funfzehnjährigen, mit seiner dreißigjährigen Base sich verheirathenden, Jünglings zu geben. Daß aus einer solchen Ehe keine Nachkommen hervorgiengen, ist weder befremdlich noch zu bedauern.

Prinz Beyra selbst, der älteste Sohn der Prinzessin von Brasilien und Don Pedro's, war damals der Marcellus von Portugal, auf welchen alle Blicke gerichtet waren, und von dessen künftiger glückverkündenden Regierung man sich, toll genug, Staatswunder versprach. Daß man solche Erwartungen hegte, muß um so mehr auffallen, wenn ich hinzusetze, daß er 1772 erst eilf Jahr alt war. Ich sah ihn oft, da er die königliche Familie öffentlich überall begleitete, bei den Stierkämpfen, in der Kirche, ausgenommen in der Italienischen Oper, wogegen er eine entschiedene Abneigung hatte. Er war für sein Alter groß und männlich, obgleich etwas blaß und schwächlich, schien auch schwach oder schlecht zu sehen. Züge und Haltung zeugten allerdings von Geist. Die Geschichten, welche das Gerücht von seinen Fähigkeiten und seinem aufdämmernden umfassenden Geiste verbreitete, fanden überall Glauben. Einige wohlbeglaubigte Beispiele von gutem Charakter und

freier, edler Gesinnung sind mir zwar erzählt worden; daraus aber konnte füglich nicht auf seinen künftigen Charakter geschlossen werden. Joseph I. hatte unter seines Vaters Regierung ähnliche Erwartungen erregt, erfüllte sie aber keineswegs, als er nun den Thron bestieg. Sein Enkel, der auch Joseph hieß, starb 1788, ungefähr im 27. Jahre an den Blattern, welche ihm seine abergläubische, vorurtheilsvolle und unkundige Mutter nicht hatte einimpfen lassen.

Mit Don Pedro dem Vater und Großohm des Prinzen von Beyra schließe ich meine Bemerkungen über das Haus Portugal. Er war etliche Jahre jünger als der König, nicht so geneigt zur Beleibtheit, wie Joseph, von blasser Farbe, in Benehmen und Anstand eben so anmuthslos und unzierlich, und durch keine Naturgabe ausgezeichnet. Er that sich nicht in körperlichen Uebungen hervor, und seine Züge verriethen keinen Geist. Auch war er sehr beschränkt und zu Staatsgeschäften ganz untauglich. Da er weder politische Macht, noch Einfluß besaß, so konnte er bloß als Anhängsel des Hofs gelten, und nie war ein Prinz unbedeutender. Er hatte weder ein bürgerliches noch militärisches Commando, nicht einmal einen eignen Hausstand. Den König begleitete er auf die Jagd, in die Oper und Messe, und fehlte nur, wenn er unwohl war. In Cayluze, ungefähr sechs Englische Meilen von Lissabon, hatte er einen Palast gebaut; aber er wohnte nie dort, obwohl er seinen Bruder häufig auf die Jagd begleitete, der dort gewöhnlich ein Paar Minuten abstieg, um eine Messe zu hören. Die ihn genau kannten, versicherten mich, er sey sehr andächtig, freundlich und wohlwollend. Nach Joseph's Tode im Februar 1777, als seine Gemahlin die Prinzessin von Brasilien Königin wurde, ward er, Peter III., wie Lord Darnley in Schottland, Heinrich, als er sich

mit Maria Stuart vermählte. Don Pedro überlebte seinen ältern Bruder neun Jahr, und starb im Mai 1786.

Die damals Lissabon vor allen Hauptstädten Europas auszeichnende öffentliche Lustbarkeiten oder Schaustellungen waren Stiergefechte. Sie wurden Sommers- und Herbsteszeit alle Sonntage gehalten. Ich habe mehrere mit angesehen. Wie grausam auch dieß Schauspiel ist, ist es doch das einzige, das gewissermaßen die amphitheatralischen Spiele des alten Roms im Circus wieder vorführte. In Spanien hatte sie Karl III. schon bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1759 abgeschafft. Joseph dagegen und seine Gemahlin hatten für diese ursprünglich Maurischen Spiele eine große Vorliebe, oder vielmehr entschiedene Leidenschaft und versäumten sie nie, außer wenn sie krank waren. Ich habe den König dort gesehen, mit geschwollnem und verbundenem Auge, weil ihm auf der Jagd ein Funke von seiner Flinte in das Auge gesprungen war. Wer sich aus der zu Madrid 1679 und 1680, unter Karl II. letzten Oesterreichischen Prinzen, erschienenen unterhaltenden Beschreibung der Gräfin d'Aulnoi, die mit Liebeshändeln und tragischen Abenteuern ausgeschmückt ist, eine Vorstellung von den Stierkämpfen gemacht hat, würde sie, wie sie unter Joseph I. zu Lissabon waren, nicht sehr wild finden. Doch fehlte es nicht ganz an einem Etwas, das mich an Turniere- und Ritterübungen erinnerte, die unsere jugendliche Einbildungskraft so lieblich ansprechen. Die Portugiesischen Stierkämpfe, wurden in einem großen Amphiiheater von Holz, welches bequem mehrere Tausend Personen faßte, gehalten. Unten waren Bänke bis hoch hinauf, und darüber Logenreihen. Der Kampfplatz war groß und geräumig. Wenn der Kampfheld, der mit den Stieren anband, prächtig

gekleidet, auf muthigem Rosse, einen Speer in der Hand, erschien und wie es Brauch war, die Einwohner von Lissabon begrüßte, so läßt sich der Eindruck nicht beschreiben. Alle Sonntage wurden in der Regel sechszehn bis zwanzig Stiere geopfert; und wiewohl Kappen von Leder an ihren Hörnern befestigt waren, damit sie die Kämpfenden nicht aufrissen, oder tödtlich verwundeten, so bin ich doch oft Zeuge von ernsten und fast tödtlichen Zufällen gewesen. Wunderbare Gewandtheit, Kraft und Geschicklichkeit zeigten einige Reiter, besonders ein Kastilianer, der gemeiniglich auftrat, und, wie ich oft sah, seinen Speer auf den ersten Wurf gerade in des Stiers Herz stieß, wenn das Thier wüthend auf ihn losgieng. Da ertönte der Schauplatz von Beifallsgeklatsche!

Es traf sich auch, daß die Stiere nicht munter und aufgelegt zum Kampfe waren. In diesem Falle war das Schauspiel eher ein Schlachten, als ein Kampf oder eine Lust; manche aber würden einem Römischen Amphitheater keine Schande gemacht haben, wenn, wie dieß ein Jahrhundert früher gebräuchlich war, ihre Hörner statt abgestumpft oder umwickelt, geschärft und zugespitzt worden wären. Manche Männer, die zu Fuß fochten, zeigten außerordentliche Gewandtheit und Kaltblütigkeit, indem sie der Wuth des gereizten Thieres auswichen; doch muß man zugleich bemerken, daß ihrer gewöhnlich sechs oder sieben zusammen mit langen Speeren gerüstet waren. Ich habe Weiber mit Stieren anbinden, und sie verwunden gesehen; zwei Tänzerinnen, besonders eine Venezianerin, und eine Spanierin, als Männer gekleidet, spreitlings reitend, waren sehr sicher und fest und ärnteten allgemeine Bewunderung. Zuweilen gab der Hof die Stiere dazu her. Ich habe in drei Stunden zwanzig erlegen sehen;

acht davon hatte der König, eben so viel sein Bruder Don Pedro, zwei der Herzog von Cadaval, und zwei der Patriarch von Lissabon gegeben. Endlich ward ich dieser Vorstellungen überdrüßig. Das Anziehendste dabei waren doch die Zuschauer, besonders die Frauen in den Logen. Sogar die Sitze im Parterre waren meistens mit Frauen angefüllt. Die Königin und ihre drei Töchter fehlten nie, wiewohl sie immer unerkannt seyn wollten.

Sobald das Stiergefecht aus war, gewöhnlich um sechs Uhr, begab sich die königliche Familie sogleich nach dem Italienischen Opernhause, welches in demselben Viertel, nicht gar weit davon war. Dieß war alle Sonntage Hofsitte. Saßen sie aber dort gleich der Bühne gegenüber, so nahm man doch auch hier an, daß sie unerkannt bleiben wollten. Joseph's Tracht bei dieser Gelegenheit war stets ein vollständiger seidener, oder tuchener Anzug, entweder ganz einfach, oder mit weißer Seide gestickt; Gold- oder Silberstickerei war in den Luxusgesetzen von Portugal verboten. Er trug eine Knotenperücke, wie Georg II. abgebildet wird, und den Portugiesischen Christusorden über die Brust. Die Königin und Prinzessinnen waren mit Diamanten bedeckt, besonders die Prinzessin von Brasilien; aber nur die Königin war geschminkt. Während der Aufführung gieng der König jedesmal in seine besondere Loge, zunächst am Theater, um die Ballets zu sehn, und nach jedem gieng er wieder zur königlichen Familie zurück. Bei diesen kleinen Umgängen, die ihm stets viel Freude zu machen schienen, und wo er immer die Zeit am besten benützte, die Frauen in den Seitenlogen mit seinem Operngucker zu betrachten, begleiteten ihn etliche von Adel. Der Graf Prado allein hatte die Erlaubniß sich niederzulassen, wenn er beim Fürsten war; eine ausgezeichnete Ehre und Vorrecht. Mit ihm

schien Joseph ganz vertraut zu sprechen, während die übrigen hinter ihm standen. Selbst der Herzog von Cadaral, der einzige von so hohem Range im Königreich Portugal — seit der Vernichtung des Herzogthums Aveiro gab es kein anderes — durfte sich in Gesellschaft des Königs nie setzen. Nach dem Grafen von Prado hatten die zwei Grafen von Caneida und Arcos, beide Söhne des Marquis von Marialva, der mich stets an Gil Blas erinnerte, im Jahre 1772 den höchsten Rang in Joseph's Gunst. Ersterer, der Graf von Caneida, war der einzige Adeliche im Königreich, welcher, aus besonderer Gnade der Krone, in einen sechsspännigen Wagen fahren durfte, den ihm der König selbst geschenkt hatte.

Das merkwürdige Erdbeben am ersten November 1755 hatte, als ich dort war, fast überall in Lissabon die furchtbarsten Spuren von Verwüstung zurückgelassen. Viele Gebäude waren noch ganz so wie damals, so verwüstet, wie man vergebens anderswo in Europa sich darnach umgesehen hätte. Unter diesen waren besonders der alte Palast der Herzöge von Braganza, welcher auf einer die Gegend beherrschenden Höhe im Mittelpunkte der Hauptstadt erbaut war, und die Hauptkirche von Lissabon. Beide majestätische Gebäude drohten Jeden zu zerschmettern, der sich hinein wagte. Und doch war das erstere von mehreren Familien, oder auch Einzelnen bewohnt, welche unter dem schwankenden Dache Schutz suchten; und in letzterem hatte Aberglaube oder Andacht, mitten unter Trümmern von Altären und Runddächern, Kapellen geweiht, wo täglich Messen gelesen wurden. Ich besuchte die Hauptkirche besonders, um das Grabmal des berühmten Portugiesischen Dichters Camoëns aufzufinden, der dort, wie mir versichert ward, begraben war. Aber ich fand trotz aller Mühe nichts, und unstreitig starb er in

einem öffentlichen Siechhause an einer Krankheit, die pestartig war, so daß er mit vielen Andern in ein gemeinsames Grab geworfen ward. Gewiß ist, daß seinem Andenken kein Denkmal errichtet ward.

Auffallende und traurige Aehnlichkeit haben hierin die beiden edelsten Geister, welche Spanien und Portugal in neuer Zeit erzeugt haben; ich meine Cervantes und Camoëns. Eine Aehnlichkeit, welche diesen Ländern, den Fürsten und Ministern, die sie aller Strenge des widrigen Schicksals Preis gaben, keine Ehre macht! Beide dienten in den Feldzügen gegen die Mohamedaner als gemeine Soldaten; Beide wurden verwundet. Camoëns verlor ein Auge vor Ceuta in Marocco, Cervantes die linke Hand in der berühmten Seeschlacht bei Lepanto, die Johann von Oesterreich 1571 den Türken abgewann. Jeder von ihnen erlitt Gefangenschaft, Schiffbruch und allerlei Widerwärtigkeiten. Als sie in ihr Vaterland zurückkehrten, wurden sie bewundert und verlassen. Johann III. und Sebastian, Könige von Portugal, scheinen eben so wenig zur Verbesserung der Lage Camoëns gethan zu haben, als Philipp II. und III. von Spanien für Cervantes. Jeder erreichte ein hohes Alter unter dem Druck von Krankheiten, Mangel und Entbehrungen. Camoëns starb 1579 ungefähr im 62. Jahre zu Lissabon in einem Siechhause, seinen Landsleuten, wie man sagt, wegen ihrer grausamen Vernachlässigung zürnend. Cervantes, von einer zunehmenden Wassersucht ausgemergelt, die durch Mangel nur gefährlicher ward, behielt seine angeborne Heiterkeit bis zum letzten Augenblick, starb, man kann fast sagen, mit der Feder in der Hand, und schien durch die Schwungkraft seines Geistes über die Auflösung zu siegen. Er starb zu Madrid 1616 in demselben Jahr, welches Shakespear der Welt entriß! Der

Dichter der Lusiade, und der Verfasser des Don Quixote wurden Beide ohne auch nur ein gewöhnlich anständiges Leichenbegängniß eingescharrt, und jetzt kann der Fleck, wo sie ruhen, nicht ausgemittelt werden. Man kann an dergleichen nicht ohne Schmerz und Unwillen denken. Gleichwohl scheint es Dante, Tasso, und Galilei unter den Italienern, Spenser, Otway und Chatterton unter uns, nicht viel besser ergangen zu seyn.

Konnte ich nun auch Camoëns Grabstätte nicht finden, so fand ich mindestens doch Grab und Grabstein des Verfassers von Tom Jones. Fielding, der bekanntlich 1754 zu Lissabon, an einer vielfach verwickelten Krankheit, etwas über 47 Jahr alt starb, liegt auf dem Englischen Gottesacker begraben. Ich besuchte sein Grab, das fast von Unkraut und Nesseln überwachsen war. Wiewohl er nicht das äußerste Elend litt, in welchem Camoëns und Cervantes starben, so verbitterte doch Ausschweifung, eine nur zu gewöhnliche Eigenschaft hochbegabter Männer, den Abend seines Lebens.

Viele Personen, welche das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1755, bei welchem an vierzigtausend das Leben verloren, erlebten und überstanden, haben mir anziehende Nachrichten darüber mitgetheilt. Alle kamen darin überein, daß wenn es mitten in der Nacht, bei erloschenen Feuern Statt gefunden hätte, wo die Bewohner wegen Dunkelheit ihre Häuser vor Tagesanbruch nicht hätten verlassen können, nicht der vierte Theil umgekommen, und keine Verheerung erfolgt wäre. Durch das plötzliche Anschwellen des Tajo wurden ganze Haufen Menschen von den Quais weggeschwemmt, und der Brand nach dem Erdbeben richtete eine größere Verwüstung an, als jener Krampf der

Natur. Der erste Stoß, früh etwa vierzig Minuten auf zehn Uhr, schien in der Richtung oder Bewegung wagrecht, der zweite aber war senkrecht, und warf das Straßenpflaster zu vierzig, funfzig Fuß hoch in die Luft. Zwischen beiden Stößen vergieng beinah eine Stunde. Der König und seine Familie waren zum Glück nicht im Palast zu Lissabon, sondern zu Belem, zwei Meilen tiefer hinab an derselben Flußseite. Da die Zimmer, welche sie bewohnten, alle auf der Erde waren, so eilte Se. Maj. durch das Fenster in den Garten, so wie er nur den Stoß wahrnahm; die drei Prinzessinnen, die noch nicht aufgestanden oder angekleidet waren, folgten ihm in Betttücher gehüllt.

Lissabon ist jederzeit furchtbar von Erdbeben heimgesucht und verwüstet worden. In den lezten sechs Jahrhunderten erwähnt die Geschichte mehrerer, welche die Hauptstadt zertrümmert und eine Menge Menschen begraben oder verschlungen haben. Das verheerendste in neuerer Zeit vor 1755 war das im Februar 1522 bald nach Emanuel's Tode, im ersten Regierungsjahr seines Sohnes, Johann's III. Die Erdstöße dauerten damals acht Tage, scheinen jedoch nicht einen so weit um sich greifenden und verderblichen Brand, wie unter Joseph hervorgebracht zu haben, obwohl auch mehr als fünfzehnhundert Häuser, außer Kirchen, Palästen und öffentlichen Gebäuden aller Art, zerstört wurden. In Lissabon allein kamen dreißigtausend Personen ums Leben; Santarem, Almerin und viele andere Oerter versanken sammt den Einwohnern. Johann III., seine Königin und Kinder mußten unter Zelten auf dem Felde wohnen, gerade wie Joseph im November 1755. Wie groß aber auch diese Krämpfe der Natur waren, so sind sie doch, dem Umfange, wie den Folgen nach, gar we-

nig gegen die Calabrischen neuerer Zeit, wie zuletzt im Jahr 1783.

Offenbar hielt das Erdbeben von 1755 eine Art von Kreislauf, indem es vorzüglich einen Raum von vier bis fünf Meilen verheerte, welcher durch den darauf folgenden Brand verödete. Die Alfama, oder alte Maurenstadt, die höher am Fluß hinauf liegt, wie die Vorstadt von Belem, tiefer abwärts am Tajo, wiewohl sie als Theil von Lissabon angesehen werden können, litten doch verhältnißmäßig weniger. Die Hauptgebäude und die übrigen Häuser blieben, wo nicht unerschüttert, doch unzertrümmert. Im Jahr 1772 war schon mehr, als die Hälfte der verwüsteten Häuser wieder hergestellt. Einige neue Straßen konnten sich an Regelmäßigkeit und Pracht mit anderen Europäischen Hauptstädten messen, und stachen bewunderungswürdig gegen das unsaubere, veraltete und rohe östliche Ende, oder Alfama ab.

Bis auf gegenwärtige Zeit, hat das Haus Braganza keinen so ausnehmend begabten Fürsten hervorgebracht, als die beiden Könige Johann II. und Emanuel, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, Portugal beherrschten. Johann IV. selbst, der Stamm dieser Linie, schien, obwohl er die Unabhängigkeit des Volks herstellte, von der Natur keineswegs zu so einer gefährlichen Aufgabe ausgestattet. Er war ein ganz gewöhnlicher Mensch, von gar mäßigen Fähigkeiten; sein persönlicher Muth sogar hatte sich nie im Felde versucht. Der Heldengeist seiner Gemahlin aber ersetzte diese Mängel, und trieb ihn an, die Krone zu erfassen, welche die schwache und unfähige Regierung unter Philipp IV. ihm gewissermaßen überließ. Sie war eine geborene Spanierin, Tochter des

Herzogs von Medina Sidonia; ihr Name, Luise von Guzman. Nach ihres Gatten Tode im Jahr 1656 handelte sie fortan als Regentin. Johann IV. hinterließ zwei Söhne; der älteste, Alfons VI., war erst dreizehn Jahr alt. Von Kindheit auf unheilbar kränkelnd an Leib und Seele, scheint er zur Regierung ganz untüchtig gewesen zu seyn. So lange seine Mutter die Zügel der Regierung führte, bewirkte seine Unfähigkeit oder Gewaltsamkeit und Schwäche keine sonderlichen Bewegungen im Volke; als aber 1666 diese Fürstin zurücktrat und starb, erfolgte seine Absetzung auch schleunigst. Seine Gemahlin, eine Prinzessin aus dem Hause Nemours, die er kurz zuvor geheirathet, mit welcher er aber nie seine Brautnacht feiern konnte, verhaftete und setzte ihn, in Verbindung mit seinem jüngeren Bruder, einem klugen und kräftigen Prinzen, ab. Hiermit aber waren sie doch nur Werkzeug und Geschäftsträger des Volks, welches einhellig dieß wollte. — Don Pedro, von den Portugiesen zur höchsten Macht berufen, 1668 erst zwanzig Jahr alt, nahm doch den Namen König nicht an; er begnügte sich, Prinz Regent zu heißen, heirathete aber Maria von Nemours, seines Bruders Weib, wie Heinrich VIII. von England, Catharine von Arragon. Bis zu Alfonsens Tode, siebenzehn Jahre darauf, 1683 führte Pedro nur die Regentschaft. Anfangs ward Alfons nach den Azoren, oder westlichen Inseln gesendet, wo er zu Terceira in ehrenvoller Rückgezogenheit etliche Jahre lebte. Nachher ward es für besser befunden, ihn nach Portugal zurück zu bringen und in einem der königlichen Paläste, zu Cintra, zu verwahren, einem Dorfe unfern von Lissabon, gegen die Mündung des Tajo hin, in einer an Naturschönheiten aller Art reichen Gegend, dem anmuthigsten, zauberischsten Fleck in Europa. Dieß Cintra hat später hin durch den mit den Franzosen daselbst geschlos-

fenen Vertrag, eine traurige Berühmtheit gewonnen. In dem dortigen Palast besuchte ich das Zimmer, wo Alfonso gefangen gesessen, und gestorben war. Obwohl 1772 etwas verfallen, war es doch ziemlich geräumig, an zwanzig Fuß in's Gevierte und verhältnißmäßig hoch. Eilf Jahr brachte er dort zu. Gegen das Ende seines Lebens wurde sein ohnedieß schwacher Verstand ganz gestört, und er ras'te so, daß man ihn in ein Eisengitter sperren mußte, welches sein Bett umgab, und ihm bloß vierzehn bis sechzehn Fuß weit sich zu bewegen gestattete. Die Steine auf der Flur waren auf dieser Stelle, wo er beständig umhergewandelt war, ganz abgenutzt. Sein Tod aber wurde, so weit man behaupten, oder muthmaßen darf, durch keinen Verrath, noch durch Gewalt beschleunigt. Ein sonderbarer Umstand ist, daß Alfons sein unglückliches Leben am 12. Dec. 1683 endete, und seine erste Gemahlin, Maria von Nemours, die an Pedro verheirathet war, am 17. desselben Monats und Jahres ohne Nachkommen starb. — Peter II., welcher bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fortregierte, bis 1706, war unstreitig der tüchtigste Fürst von allen, die Portugal seit 1640 bis auf gegenwärtige Zeit regiert haben. Johann V., sein Sohn und Nachfolger, scheint ein Mann von mittelmäßigen Gaben gewesen zu seyn, prachtliebend, aber geschmacklos, beschränkten Geistes und Andächtler. Er wendete fünf und vierzig Millionen Crusados, (beinahe vier und zwanzig Millionen Thaler) auf die Aufführung eines Palastes zu Mafra, ungefähr fünf Meilen nördlich von Cintra, und unfern der Küste des Atlantischen Meeres; ein Denkmal königlicher Verschwendung und blinden Aberglaubens. Wer sollte wohl denken, daß ein Fürst des vorigen Jahrhunderts einen Palast, wie Philipps II. Escurial, baute? Zwar baute Johann den Palast nicht,

wie Philipp, in Form eines Rostes; aber er vereinte doch ebenfalls Palast, Kirche und Kloster in Einem Gebäude. Die Kirche nahm den Mittelpunkt des Gebäudes ein; damit hiengen die Kreuzgänge und Mönchszellen zusammen. Dreihundert Franziskaner lebten dort. Sie hatten sogar im Mitteltheil des Gebäudes ein Krankenhaus. Josephs erstes Regierungsgeschäft war, diese lästigen Mönche auszubieten; und als ich Maffra besuchte, waren wenige Weltgeistliche an ihrer Selle. Der abgetragene, vergessene, ein Anhängsel zum Kloster ausmachende, Palast zog sich in zwei Flügeln zu beiden Seiten hinter der Kirche herum, hatte aber weder Gärten, noch andere Lustörter. Wohlthätiger verwendete Johann V. den Staatsschatz auf den Bau der Wasserleitung zu Alcantra, kaum eine Meile von Lissabon, welche die Hauptstadt reichlichst mit Wasser versorgt. An Gediegenheit und Größe ein Werk, des alten Roms würdig, durchkreuzt sie ein tiefes Thal von einem Berge zum anderen auf Bogen, wovon der mittelste dreihundert Fuß hoch und neunzig breit ist. Von dem Erdbeben 1755 litt sie wenig, und ihr Bau söhnt mit den Fürsten aus.

Josephs Regierung muß eigentlich die Verwaltung des Grafen von Oeyras, des nachmaligen Marquis von Pombal, heißen. Der Name dieses Ministers war Sebastian Joseph Carvalho. Seiner zwar adlichen, aber unberühmten Herkunft nach, würde er nie zur Macht gelangt seyn, wenn ihn nicht außerordentliche Gaben dazu verholfen hätten. Maria Anna von Oesterreich, Tochter Kaisers Leopold I., und Königin Johann's V. empfahl ihn ihrem Sohn Joseph, der 1750 bei seiner Thronbesteigung, Carvalho zum Secretär der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Das Uebrige that seine Gewandtheit. Ihm schien Joseph ausschließlich und durchgehends die Regierung des Staats

übertragen zu haben; auch war er der Wahl nicht unwerth. Als ich ihn sah, hatte er sein drei und siebenzigstes Jahr erreicht; aber das Alter schien seinem Geiste weder Frische, noch Rüstigkeit und Thätigkeit zu verkümmern. Von Wuchs war er lang und schlank, von Gesicht blaß, eingefallen und klug. Er war beim Volke so wenig beliebt, und man hatte so oft versucht, ihn zu ermorden, daß er nie ohne Wache ausgieng. Selbst auf den Straßen in Lissabon war sein Wagen stets von Reitern umgeben, mit bloßen Schwertern. Er war dem Adel und der Geistlichkeit eben so verhaßt, als dem Volke, vielleicht noch mehr, indem über zwanzig Jahre sein Hauptzweck gewesen war, die aristokratischen und kirchlichen Vorrechte aller Art ganz abhängig von Krone und Regierung zu machen.

Im Jahr 1772 waren die Staatsgefängnisse mit unglücklichen Opfern angefüllt. Der Thurm zu Belem, das Fort Bougie an der Mündung des Tajo und das Kastell St. Julien an dem nördlichen Eingang des Stromes, war mit Gefangenen überladen, größtentheils Jesuiten, welche der Minister 1758 und 1763 hatte verhaften lassen. Die unterirrdischen Gewölbe des Kastells St. Julien enthielten über hundert Personen, welche man auf den Schanzen der Festung durch die Eisengitter, die einiges Licht in diese düstere Wohnungen warfen, klar unterscheiden konnte. Ich habe selbst mehrere, funfzig bis sechzig Fuß unter mir, gesehen; es waren meist Jesuiten in ihrer Ordenstracht Sie mußten Jedermann rühren. Der berühmte Italienische Jesuit, Gabriel Malagrida, der als Beichtvater der Marquise von Tarora, um den Anschlag auf Joseph's Leben gewußt und dazu aufgemuntert haben soll, wurde, nachdem er lange dort eingekerkert gewesen, 1761 an einem Pfahle verbrannt. Er scheint aber

eher ein Träumer, oder schwachköpfiger Schwärmer, als ein gefährlicher Mensch gewesen zu seyn. Seine öffentliche Hinrichtung — er war an fünf und siebenzig Jahr alt — ist eine grausame Handlung, welche Joseph und seinen Minister gehässig machte und verunglimpfte. Viele andere Personen von allerlei Range, die überwiesen, oder muthmaßlich in die Aveirosche Verschwörung verflochten gewesen waren, wurden noch immer in den Staatsgefängnissen aufbewahrt. Die meisten, oder alle diese unglücklichen Dulder, die noch am Leben waren, sind, wo ich nicht irre, 1777, als die jetzige Königin die Regierung antrat, frei gelassen worden.

Inzwischen muß man zur Entschuldigung, wo nicht zur Rechtfertigung des ersten Ministers und Joseph's anführen, daß der Portugiesische andächtelnde, blutgierige und rachsüchtige Volkscharakter eine strenge Regierung heischte. Milde und bloß lindernde Mittel konnten ihn nicht umgestalten, aufklären oder im Zwang halten. Bei Joseph's V. Ableben waren die Straßen von Lissabon, selbst in den besuchtesten Vierteln, beständig Schauplätze der Gewalt und des Mordes. Mit Wunden bedeckte Leichname lagen auf öffentlicher Straße, und an freien Plätzen. Aber schon vor 1772 hatte die vom Marquis Pombal eingeführte und streng gehandhabte Polizei diese Greuel fast vertilgt, und die Hauptstadt so sicher gemacht, als London. Während meines mehrwochigen Aufenthaltes daselbst, war die Patrouille so aufmerksam, daß nur Ein Raubanfall begangen ward, und ich bin zu Fuß, allein, sehr spät, furcht- und gefahrlos nach Haus gegangen. Die Sorge des Ministers beschränkte sich aber nicht lediglich auf die Sicherheit der Hauptstadt. Seinen vielseitigen Geist beschäftigte auch ihr Wiederaufbau, ihre gesunde Luft und Verbes-

serung in jedem Sinne. Man kann mit Wahrheit sagen, Lissabon erstand neu und schön aus der Asche, wie das alte Rom unter August. Auch die Erziehung der adlichen Jugend war ein Gegenstand seiner Sorge. Beinahe vollendet war schon eine, bloß für sie mit ungeheuerm Aufwand angelegte Schule. Ich besuchte sie, so wie die Seiden=, Spitzen=, Elfenbein= und viele andere unter seiner Aufsicht angelegte Manufacturen. Alle verriethen einen großen und erhabenen Verstand, der auf Ordnung bedacht ist, und von heilsamen oder erweiterten Ansichten beseelt wird. Aber die meisten Stiftungen, Bauten und Fabriken des Marquis von Pombal waren noch unvollendet, und forderten Zeit, oder Baarschaft. Der Abscheu vor ihm hinderte ihren Fortgang, und es war gar nicht zu bezweifeln, daß, sobald die jetzige Königin, damalige Prinzessin von Brasilien, den Thron bestieg, ihr Aberglaube, oder ihre Vorurtheile, Alles über den Haufen werfen würden, was Joseph und sein Minister für Portugals Bildung und Umbildung gethan hatten. Der Erfolg hat dieß gerechtfertiget.

Nicht ohne scheinbaren Grund sahen die Portugiesen, Joseph's unter Erdbeben, Verschwörungen und Krieg verflossene Regierung, als eine unglückselige Zeit an. Vergleichen wir indeß das Unglück dieser Zeit mit dem nachmaligen, als der Regent, seine Familie und der vornehmste Adel ihr Vaterland verlassen, und in Südamerica eine Freistatt suchen mußten, während Hauptstadt und Landschaft von einem raubsüchtigen Feinde besetzt, überschwemmt und geplündert wurden: wie viel erträglicher war da das Elend unter Joseph gegen das unter seiner Tochter in den Jahren zwischen 1807 und 1810.

Joseph hatte eine Schwester, Barbara, welche in ihrem siebenzehnten Jahre an den Prinzen Ferdinand von Asturien, des Königs von Spanien, Philipp's V. Sohn erster Ehe, und späterhin Thronfolger, vermählt wurde: diese, wie es scheint, ganz dem Aberglauben und der Tonkunst hingegebene Prinzessin, gieng, ehe sie, Ferdinand's Gemahlin zu werden, 1729 Lissabon verließ, nach der am Tajoufer in der Vorstadt gelegenen Muttergotteskirche, und weihete der Jungfrau feierlich den reichen Putz, Spitzen und kostbaren Juwelen, die sie bei ihrer Vermählungsfeierlichkeit getragen. Ich bekam Lust, dieß prächtige Opfer weiblichen Putzes zu sehen. Das Bild war vom Kopf bis zum Fuß in die feinsten Spitzen gekleidet; Leibband, Halsband und Ohrringe waren lauter Brillanten. Anderswo mag wohl der Lady Montagu Bemerkung wahr bleiben, daß in vielen katholischen Kirchen die den Heiligen dargebrachten Edelsteine von Priestern weggenommen worden. In Portugal war es nicht der Fall. Ich sah, mit Erlaubniß der Priester, diese Diamanten ganz in der Nähe unter einem Glasgehäuse, worin die Jungfrau selbst stand, und zweifle nicht im mindesten, daß es dieselben obenerwähnten Juweelen waren. Zu Füßen dieser Mutter in demselben Gehäuse, lag ein wächsernes Jesuskindlein, eben so herausgeputzt und in einer silbernen Wiege. Wie lange nachher diese Kleinodien noch in der Muttergotteskirche geblieben, kann ich nicht sagen; vermuthlich aber ließ sie der Prinzregent, als er nach Rio Janeiro sich einschiffte, nicht der Herzogin von Abrantes, oder der empörenden Raubsucht der Französischen Heerführer zurück. Diese würden sie so wenig geschont haben, als der ältere Dionysius Aeskulap's goldenen Bart, oder Jupiters Mantel.

Barbara, die 1746 Königin von Spanien wurde, war ihres Gemahls Ferdinand's VI., höchstes Glück

Neun und zwanzig Jahre lebte sie mit ihm in einer solchen ehelichen Eintracht, wie sie im Menschenleben, zumal auf dem Throne, selten angetroffen wird. Gleichwohl hatten sie keine Kinder. Ferdinand hatte, wie seine Königin, eine entschiedene Leidenschaft, oder vielmehr Wuth, für Musik, und bekanntlich genoß unter seiner Regierung, wie vorher unter Philipp V., der berühmte Farinelli eine fast unbeschränkte Macht über das königliche Paar. Man könnte behaupten, er habe die politische Macht mit Ferdinand's erstem Minister, Ensonada, getheilt. Der Fürst, obwohl er zu unseren Zeiten regierte, ist über Spanien hinaus wenig bekannt geworden. Er war nicht besonders begabt, aber wollte das Rechte. Trotz dem Familienvertrag weigerte er sich im Anfang des Kriegs zwischen England und Frankreich, 1756, sich der letztern Macht anzuschließen, oder, wie sein Nachfolger Karl III. im Jahr 1761, das Beste des Volks Blutsbanden, zwischen ihm und Ludwig XV., zu opfern. Er blieb bis an seinen Tod 1759 streng neutral. Unstreitig starb er aus Gram über seine, im Jahr vorher verlorene Königin. Seit der Zeit ward er trübsinnig bis zur Schwäche. Der Verzweiflung hingegeben, mied er alle Gesellschaft, wechselte die Wäsche nicht, und nahm keine Arznei, und dieß mehrere Wochen lang, ehe er starb. Sofort bestieg sein Halbbruder, Karl, Sohn Philipp's V. zweiter Ehe, von der sogenannten Parmesena, den Thron Spaniens.

Frankreich.

Die Jahre 1775 und 1776, also nicht lange nach Ludwig's XV. Tode, brachte ich großentheils in Frankreich zu. Diesen Fürsten scheinen mir die Franzosen eben so sehr herabgewürdigt und unterschätzt zu haben, als sie Ludwig XIV. überschätzten. Wie sein Vorgänger, bestieg er den Thron noch als Kind, nur freilich nicht unter so günstigem Verhältniß, als dieser, dessen Mutter, Anna von Oesterreich, mit mütterlicher Sorgfalt über ihm wachte. Ludwig XV., der beide Aeltern überlebte, wurde während der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans, besonders dem Bischof von Frejus, Fleury überlassen, der gar früh fast eine unbegränzte Macht über seinen Pflegling gewann. Die Regentschaft dauerte über acht Jahre, und seit Jacob's II. Abdankung im Jahre 1689 sind Frankreich und England nie so eng politisch verbunden gewesen. Georg I. fürchtete, wie der Regent, einen Thronwerber, der eine in Jacob's Sohne, der andere in Philipp V., König von Spanien. Darum ordneten beide Staatskunst und Staatsheil ihrer Länder, ihrer persönlichen Erwerbslust und Ehrsucht unter. Philipp von Orleans war unstreitig einer der unsittlichsten, verruchtesten Menschen der neusten Zeit. Die Orgyen im Palais royal über-

trafen wahrscheinlich an Nichtswürdigkeit und Uebermaaß alles andere, was selbst Fankreich in dieser Art aufzeigen kann. Aber troß dem Unwillen über so schnöde Greuel, muß man gestehen, daß der Herzog, so im Cabinet, wie im Felde, die größten Gaben und Anlagen zeigte. Sein Abkömmling, der in der letzten Französischen Revolution eine so abscheuliche Rolle spielte, glich ihm nur in seinen Lastern. Er erbte weder den persönlichen Muth, noch den Eifer für Kenntnisse, noch die Kriegserfahrenheit, noch die Geschäftstüchtigkeit, und die Hochherzigkeit des Regenten, der, wenn er nicht von einigen gutmüthigen Regungen wäre zurückgehalten worden, mit Ludwig XV. unstreitig, wie Richard, Herzog von Gloucester, mit Eduard V. verfahren wäre, oder wie der letzte Herzog von Orleans mit Ludwig XVI. und seiner Königin. Dem Regenten, der sein, durch Ausschweifungen verkürztes Leben in den Armen der Herzogin von Valori beschloß, folgte das kurze und schwache Ministerium des Herzogs von Bourbon, welches kaum drei Jahr währte, aber ein für den jungen König und Frankreich gleich anziehendes Ereigniß bewirkte, nämlich seine Vermählung.

Das vergangene, wie das gegenwärtige Jahrhundert kennt außer Mademoiselle de Leczinska kein Beispiel von Erhebung eines Weibes anf den Thron. Denn Czar Peter's zweite Vermählung mit dem Liefländischen Landmädchen Catharine, kann eigentlich nicht als Ausnahme gelten. Die Moskowiter konnten damals kaum als Theil des Europäischen Staatensystems betrachtet werden, und ihre Herrscher waren unseren Gebräuchen gar nicht unterworfen. Daß die Tochter eines, aus seinem Vaterlande vertriebenen Polnischen Edelmannes, den Karl XII. von Schweden namentlich den Polen ein Paar Jahre als Kö-

nig aufgedrungen hatte, der, im Grunde nur ein dürftiger, verwiesener Abenteurer, nothgedrungen in einem wenig bekannten Landstädtchen im Elsaß, aller Unterstützung und alles Landes entblößt, Zuflucht suchen mußte; daß eine Prinzessin, wenn sie noch so genannt werden kann, die einen der kleinsten Fürsten für eine große Partie hätte halten müssen, Gemahlin des Königs von Frankreich wurde, kann allerdings als eine der wunderbarsten Schicksalslaunen angeführt werden. Aber das Wunderbare steigt, wenn man bedenkt, daß der junge Monarch bereits nicht nur Philipp's V., seines Oheims und Königs von Spanien Tochter verlobt war, sondern daß die, seinen Thron und sein Bett zu theilen bestimmte Prinzessin lange in Frankreich sich aufgehalten hatte, und die Vermählungsfeier nur aufgeschoben ward, bis beide Theile das gehörige Alter erreicht hatten. Trotz diesem Hinderniß wagte der Herzog von Bourbon, Philipp's Tochter nach Madrid zurückzusenden, und fast ein halbes Jahrhundert später fand ich sie als Königin von Portugal wieder, indem eine geborene, in Dunkelheit auferzogene, kaum unter die weiblichen Mitwerberinnen um eine Europäische Krone zu rechnende, Polin ihren Platz einahm. Der Grund dieses außerordentlichen Benehmens von Seiten des Herzogs von Bourbon lag in seiner Besorgniß, daß der junge König, dessen schwächliche Leibesbeschaffenheit kaum Mannesreife versprach, ohne Kinder sterben möchte.

Personen, die mit der geheimen Geschichte der frühern Regierung Ludwig's XV. vertraut waren, haben mich versichert, daß der Herzog von Bourbon, als er die unvollzogene Ehe zwischen dem jungen König und Philipp's Tochter aufzulösen beschloß, in der größten Verlegenheit war, wen er statt ihrer nehmen sollte. Eine Schwester

von ihm, Mademoiselle de Sens, 1705 geboren, wäre ihrem Alter und persönlichen Vorzügen nach, wohl eine Braut für Ludwig gewesen. Sie hielt sich damals in der Abtei Fontevraud in Anjou, unter dem Schutz der Aebtissin auf, und der Herzog mußte natürlich wünschen, sie auf dem Throne zu sehen. Aber er selbst war an die berühmte Marquise de Prie gefesselt, welche das Verdienst haben wollte, die künftige Königin zu ernennen, weil sie unter ihrem Hofstaat und um ihre Person eine ausgezeichnete Rolle zu spielen wünschte. Andererseits fürchteten Beide, ihrem Fürsten eine Gemahlin zu geben, deren Reize, Gaben, oder auch Ehrgeiz ihr Gewalt über sie gäbe. Ludwig, der damals erst in sein sechzehntes Jahr gieng, in großer Eingeschränktheit erzogen, in Staatsgeschäfte kaum eingeweiht, und wiewohl nicht ohne Anlagen, doch lässig, sehr zurückhaltend, bescheiden und ohne Selbstvertrauen war, wäre unstreitig, wie sein Oheim, Philipp V., von einer Königin, die Kopf und Kraft hatte, beherrscht worden. Ehe also die Wahl auf des Herzogs Schwester fiel, mußte die Marquise sich überzeugen, ob sie auch lenksam, dankbar und anhänglich an diejenige seyn möchte, von der sie hauptsächlich so hoch erhoben würde. Um über diesen wichtigen Punkt hinlänglich beruhigt zu werden, beschloß Madame de Prie, mit Mademoiselle de Sens, welcher sie persönlich, obwohl nicht dem Rufe nach unbekannt war, eine Unterredung zu suchen. Sie begab sich also unter erdichtetem Namen nach Fontevraud, und fand, nachdem sie sich ihr vorstellen lassen, Mittel, das Gespräch auf die Marquise de Prie zu leiten. Unkundig, daß die Fremde, mit welcher sie sprach, die Marquise selbst war, ließ die Prinzessin ihrer Abneigung gegen diese Frau freien Lauf, und sprach über ihren verderblichen Einfluß auf ihren Bruder. Diese Eröffnung verleidete Ma-

dame de Prie mit Einemmale den Gedanken, sie auf den Thron von Frankreich zu erheben, und veranlaßte sie, sich anderwärts umzusehen.

Der Herzog von Bourbon ließ sich durch die Religionsverschiedenheit nicht abhalten, und gerieth auf den seltsamen Gedanken, für seinen Herrn um die Hand einer Englischen Prinzessin zu werben. Seine Wahl fiel auf die älteste Enkelin Georg I., Anna, welche nachher Wilhelm IV., Prinzen von Oranien heirathete. Dieß geschah 1725. So trifftig der Einwurf, hinsichtlich ihres Protestantismus war, dem sie, um Frankreichs Thron zu besteigen, nothwendig hätte entsagen müssen, so lockend war doch der Antrag, und Henriette, Karl's II. Schwester, hatte Philipp, Herzog von Orleans, Ludwig XIV. Bruder, geheirathet. Allein Georg I., obwohl es ihm schmeichelte, einen weiblichen Sproß auf Frankreichs Thron verpflanzt zu sehen, war doch zu weise, es anzunehmen; denn er sahe wohl, daß eine solche Verbindung, wie glänzend an sich, und wie politisch-vortheilhaft sie seyn, oder werden möchte, doch alle Anhänger des Hanöverschen Hauses erzürnen und beleidigen müßte. Nach zwei fehlgeschlagenen Versuchen also, über Ludwig's XV. Hand zu verfügen, und fest entschlossen, ihn unverzüglich zu vermählen, warf Madame de Prie ihr Auge auf Maria Leczinska, Stanislaus Tochter. Sie hielt sich damals bei ihrem Vater zu Weißenburg im Elsaß, unfern dem Rhein, an der Teutschen Gränze, aber noch unter Frankreichs Scepter auf, wo der Titularkönig von Polen so im Dunkel lebte, wie weiland im vorigen Jahrhundert, während des Cromwellschen Protectorats, Karl II. in Cöln. Ihm fiel es so wenig ein, seine Tochter mit einem gekrönten Haupte zu vermählen, daß er bereits den Wünschen eines Franzö-

sischen Unterthans, des Grafen von Estrees, der um sie anhielt, ein günstiges Ohr geliehen hatte, und nur die Vollziehung so lange aufgeschoben wünschte, bis er, wo möglich, für Mademoiselle Leczinska am Versailler Hofe die Herzoginwürde ausmitteln könnte.

Er verwendete sich auch wirklich für seinen bestimmten Schwiegersohn, Grafen von Estrees, für ein Herzogs-Diplom; aber vergebens. Das Glück hatte seiner Tochter das erste Diadem in Europa zugedacht. Ihre Hauptempfehlung war Mangel an persönlichen Reizen, niederer Stand und Dankgefühl für die, welche ihr Geschick so wunderbar umgestalteten. In der That hatte die Natur ihr weder Schönheit oder Anmuthig, noch Geistesgaben irgend einer Art verliehen. Nicht einmal auf Jugend konnte sie Anspruch machen; sie war 23, ihr künftiger Gemahl erst sechzehn Jahr. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die sonderbare Wahl, oder über Ludwig's sich Alles gefallen lassende Unempfindlichkeit wundern soll. Maria Leczinska brachte ihm keine andere Mitgift als Bescheidenheit, Tugend und ein gutes Herz. Und dennoch war der junge König zehn bis zwölf Jahre lang nach seiner Vermählung ein Muster von ehelicher Treue, das von Ludwig's XIV. liederlichen Liebeshändeln in derselben Lebensperiode gewaltig abstach, obgleich Philipp's IV. Tochter, Maria Theresia, weit reizender war, als die Polnische Prinzessin. Um Ludwig's XIV. Jugend wetteiferten die Herzogin de la Valiere, Madame de Montespan und Madame de Fontanges. Erst um den Lebensnachmittag und Abend seines Nachfolgers verliebte dieser sich in die Herzogin Chateauroux, und sank endlich in die Arme der Marquise von Pompadour und der Gräfin du Barry.

Inzwischen dauerte des Herzogs von Bourbon und Madame de Prie Macht nicht gar lange. Er ward 1726 nach Chantilly verwiesen, und damals begann des Cardinals Fleury Verwaltung. Diese währte so lange, als Richelieu's, nämlich, an siebenzehn Jahr; und wiewohl Fleury an Charakterstärke, Hülfsquellen und Kraft seinem Vorgänger weit nachstand, so ist ihm Frankreich doch eben soviel Dank schuldig. Friedfertig, haushälterisch, mild und ohne Prunkliebe, schien er ganz dazu gemacht, die Wunden, welche Ludwig XIV. und der Regent Frankreich geschlagen hatte, zu heilen. Wenn Richelieu, wie glaubwürdige Zeitgenossen versichern, seine Augen zu Anna von Oesterreich zu erheben, und ihr Wüstlingsanträge zu machen wagte, so ist es andererseits, wenn auch unglaublich, doch ausgemacht, daß Fleury, der damals über siebzig Jahr alt war, seine Anforderungen, hinsichtlich Maria Leczinska noch weiter trieb. Aus Zartgefühl erzähle ich nichts Einzelnes. Die Prinzessin, die des Cardinals Uebergewicht über ihren Gemahl wohl kannte, war indeß zu klug, Letzterem sogleich ihre Beschwerde vorzubringen. Klüglich machte sie lieber ihren Vater zum Vertrauten. Ihm enthüllte sie die Verwegenheit des bejahrten Ministers, und ersuchte ihn um seinen Rath, wie sie sich zu benehmen, besonders, wie sie Ludwig den Umstand beizubringen hätte. Stanislaus ermahnte sie aber, das Geheimniß auf immer in ihrer Brust zu begraben, und bemerkte zugleich, regierende Fürstinnen ständen so hoch, daß sie jeden unehrerbietigen Antrag fast unmöglich machen könnten, wofern sie nicht selbst gewißermaßen dazu aufforderten. Die Königin befolgte diesen klugen und väterlichen Rath. Hätte ich dieß nicht von einer Person erfahren, deren vertrauter Umgang mit den damaligen Einzelnen am Französischen Hofe, verbunden mit Rang und Ansehn, keinen Zweifel an der

Aechtheit der Erzählung gestatteten, so hätte ich diese Thatsache nicht erzählt.

Ludwig XV. verdankt Frankreich den Erwerb Lothringens, dessen Werth unschätzbar und nicht zu berechnen, ja vielleicht wesentlich wichtiger ist, als alle in den letzten drei Jahrhunderten gemachten Französischen Eroberungen. Heinrich II. hatte Metz, Toul und Verdun dem Teutschen Reiche wieder abgenommen, dazu Calais, welches die Englischen Monarchen so lange bewahrt hatten, wieder angeknüpft. Heinrich IV. gewann die Grafschaften Bourg und Bresse, welche die Gränze nach Savoyen zu decken. Sein Sohn, Ludwig XIII., oder vielmehr Cardinal Richelieu, gewann dazu Roussillon und Cerdagne, an dem einen äußersten Ende des Reichs, nach Catalonien hin, während er anderwärts Artois und das Elsaß Frankreich unterwarf. Endlich erweiterte oder befestigte seine Gränze dem Rhein entlang Ludwig XIV. im Laufe seines langen, ehrgeizigen und blutdürstigen Lebens, das über siebenzig Jahr dauerte, ja er mehrte auch seine Besitzungen durch die Franche Comté und einen großen Theil von Flandern. Es steht aber mit Recht zu zweifeln, ob Ein Erwerb der genannten so viel Kraft und Sicherheit gewährte, als Lothringen. Betrachten wir diese schöne, in die Mitte von Frankreich sich streckende, Champagne von Burgund trennende, östlich an Teutschland, westlich nahe an Paris selbst gränzende Landschaft: so müssen wir die Franzosen des Undanks gegen einen Fürsten zeihen, der einen solchen Strich Landes immerfort bewahrte. Damit war allen früheren Strebungen ihrer Könige nach Sicherheit, Größe und Schutz Frankreichs das Siegel aufgedrückt; nichts, was nur immer wahrhafter, kluger Ehrgeiz wünschen konnte, blieb unvollendet. Auch können wir Walpole's

träge, oder karge und engbrüstige Staatsklugheit nicht streng genug tadeln, der dem Cardinal Fleury gönnte, seine Verwaltung mit dem Abschluß solch einer Verhandlung rühmlichst auszuzeichnen. Frankreich nahm zwar nicht sogleich die Herzogthümer Lothringen und Bar in Besitz. Das Glück, welches Maria Leczinska auf den Thron von Frankreich erhoben hatte, belehnte ihren Vater, zum Ersatz für seine eingebildete polnische Krone, mit diesen fruchtbaren Landschaften, deren Genuß und Einkommen ihm lebenslänglich zugesichert wurden.

Stanislaus war, als dieß sich zutrug, nahe an die sechszig, und blieb dreißig Jahr Herzog von Lothringen. Seine milde, wohlthätige, friedliche Verwaltung machte ihn seinen neuen Unterthanen lieb. Er verschönerte die Hauptstadt Nancy, hatte aber sein Hoflager vorzüglich zu Lüneville, wo er auch an einem sonderbaren Zufall starb — er verbrannte. Vier Jahrhunderte früher kam Karl, König von Navarra, Zunamens der Schlimme, zu Pampeluna auf ähnliche Art um. Alle einzelne Umstände von Stanislaus Tode hat mir die verstorbene Lady Maria Churchill, Sir Robert Walpole's Tochter, die damals mit ihrem Gemahl sich in Lüneville aufhielt, mehr als einmal erzählt. Mr. Churchill und Lady Maria, die auf sehr vertrautem Fuß mit ihm lebten, speis'ten auf seinem Landsitz Bon Secours, unfern von Lüneville, am Tage vor seinem Tode. Sie versicherte mich, daß er, obwohl von Alter und Kränklichkeit sehr gebeugt — er war bald neun und achtzig Jahr — seinen vollen Verstandesgebrauch und seine gute Laune noch immer beibehielt. Ritterlich artig gegen Frauen hatte er eine angebliche Gebieterin, die Marquise von Boufflers, welche einen Theil des Lüneviller Palastes bewohnte, und an welcher er sehr hieng,

obwohl er weder eifersüchtig noch unzufrieden damit war, daß sie ihm einen jüngern Nebenbuhler vorzog. Sein Kanzler hatte sich ihre Gunst zu erwerben gewußt. Das entgieng dem Könige nicht. Eines Abends, als er schlafen gieng, umarmte er sie und sagte: mon chancelier vous dira le reste; eine scherzhafte Anspielung auf die Worte, womit bekanntlich die Französischen Herrscher ihre Reden an den Parlamentstagen zu beschließen pflegen! In seinen letzten Lebensjahren gieng Stanislaus immer um neun Uhr zu Bett, und nun begann das Farospiel unter seinen Hofleuten beiderlei Geschlechts, und dauerte bis spät in die Nacht. Ein scheinbar unglaublicher Umstand ist, daß die Spielwuth so groß war, daß nach und nach alle Diener des Palasts bis auf die Bratendreher und Küchenmägde herab an den Spieltisch gezogen wurden, wo sie ihre Thaler auf die Karten setzten. Ein Beweis der Sittenerschlaffung an Stanislaus Hofe! Mit seinem Tode im Februar 1766 verhielt es sich, wie mir Lady Churchill erzählte, auf folgende Art. Der alte König, wie Polen und Teutsche, sehr dem Tabakrauchen ergeben, rauchte meistens täglich mehrere Pfeifen. Allein und im Hauskleid wollte er seine Pfeife ausklopfen und zündete seinen Schlafrock an. Sein Kammerdiener, der allein in sein Zimmer durfte, war unglücklicherweise eben nach Lüneville gegangen. Man hörte ihn nicht sogleich schreien; als aber der wachthabende Officier vor dem Zimmer es vernahm, eilte er dem Könige sogleich zu Hülfe, warf ihn auf den Boden, und so war die Flamme schnell gelöscht. Er hätte auch den Vorfall überlebt und sich wieder erhohlt, wenn nicht ein besonderer Umstand dazu gekommen wäre. Stanislaus, der in seinen letzten Lebensjahren sehr andächtig geworden war, trug, als Buße für seine Sünden, stets unter dem Hemd, auf dem Leibe ein Reliquarium, oder einen sil-

bernen Gürtel inwendig mit Stacheln besetzt. Diese Stacheln wurden heiß, und drangen, während das Feuer gelöscht ward, in seinen Körper ein, so daß er viel Wunden und Geschwüre bekam, die er bei seiner schwachen Leibesbeschaffenheit nicht überstehen konnte. Da er sein Ende nahe fühlte, äußerte er kurz vorher noch den lebhaften Wunsch, Mr. Churchill und Lady Maria zu sehen. Sie erschienen sogleich; der König empfing sie sehr gefällig und mit vollkommener Selbstbeherrschung, nahm liebevollen Abschied, sprach über sein sonderbar wechselndes Geschick und setzte, mit Bezug auf seine seltsame Todesart, hinzu: il ne manquoit qu'une pareille mort pour un avanturier comme moi. Bald darauf starb er, seiner Sinne und seines Verstandes fast bis zum letzten Augenblick mächtig.

Erwarb Ludwig XV. durch den Frieden von 1736 Lothringen für Frankreich, so bedeckte er sich und sein Land in dem, 1741 mit dem Tode Kaiser Karl's VI. beginnenden, Kriege mit Kriegsruhm. Fleury war nicht mehr; er und Walpole hatten ihre politische Laufbahn fast zu gleicher Zeit geschlossen. Die Geschichte führt in keiner Zeit ein Beispiel eines ersten Ministers auf, der seine Verwaltung wie Fleury, im drei und siebzigsten Jahre begann, und seine Macht bis in das neunzigste behielt. Es bleibt eine Ausnahme in der physischen und sittlichen Welt. (Cardinal Ximenes in Spanien, der ihm am nächsten kam, starb im ein und achtzigsten Jahre.) Ein Jahr nach Fleury's Tode, 1744, ergriff Ludwigen zu Metz ein Fieber, das ihm beinahe tödtlich ward. Wäre er damals gestorben, wie man denn Tage lang dieß jeden Augenblick erwartete, sein Andenken in den Herzen seiner Unterthanen und der Menschheit wäre nie erloschen. Nie

wurden heißere und allgemeinere Gebete von den Römern für Germanicus Genesung zum Himmel gesendet, als damals von dem Französischen Volk für seine Herstellung. Zum Unglück wurden sie erhört. — Obgleich Ludwig, wie Pompejus diese Beweise von Volksgunst überlebte, verdiente er doch immer noch den ganzen Krieg hindurch bis an dessen Ende, im Jahr 1748, die Liebe des Volks. Vier glänzende und siegreiche Feldzüge, deren einem er selbst beiwohnte, machten ihn zum Herrn aller Oesterreichischen Niederlande. Marlborough's Siegestrophäen, die vierzig Jahr früher auf denselben Feldern errichtet worden waren, gingen bei Fontenoy, Raucoux und Lafeldt verloren. Größer durch seine Mäßigung, als selbst seine Eroberungen, gab er Europa zu Aachen den Frieden, als Holland ganz offen für seinen Angriff da lag, und Pelham, der damals an der Spitze der Englischen Staatsberathungen stand, weder Geld noch Mannschaft hatte, den Kampf zu bestehen. Ludwig XIV. hat unstreitig in manchen Zeitpuncten seiner Regierung mehr Schrecken, gewiß aber nie mehr Achtung, als sein Nachfolger am Schlusse des großen Krieges, der mit Maria Theresien's Regierungsantritt Statt fand, eingeflößt.

Seltsam ist, daß in diesem glänzenden Zeitraum der Regierung Ludwig's XV., als er die Niederlande so siegend durchzog, Frankreichs Heere von Ausländern befehligt wurden. Auf Condé, Turenne und Luxembourg waren Catinat, Vendome, Boufflers, und Villars gefolgt; nur diese letzten Heerführer hatten keine Nachfolger. Im Jahre 1734 lebte von den berühmten Anführern, die von Rocroi bis Denain hinab, von 1643 bis 1712 Sieg über so viele Strecken Europas davon getragen, nur noch Villars, beinah achtzig Jahr. Ein Engländer, der Herzog

Berwick, natürlicher Sohn Jacob's II., von Arabella Churchill, des großen Marlborough's Schwester, stand 1734 an der Spitze der Französischen Macht am Rhein. Ein Teutscher und ein Däne unterwarfen Ludwigen zwischen 1743 und 1748 Flandern. Der Marschall von Sachsen, der erstere dieser Anführer, erreichte einen Kriegsruhm, wie schwerlich einer in neuern Zeiten ihn übertroffen. Löwendahl, der andere, ward unsterblich, durch die Einnahme von Berg op zoom, damals der unbezwinglichsten Festung auf dem festen Lande. Beide überlebten den Aachner Frieden nur einige Jahre. Ich war in dem Zimmer des Palastes zu Chambord bei Blois, wo der Marschall von Sachsen im November 1750 verschied. Ausgemergelt durch Vergnügungen, die seinen herkulischen Bau entnervt hatten, starb er schon im vier und funfzigsten Jahre. August II., Königs von Polen, Kurfürsten von Sachsen natürlicher Sohn, hatte er von seinem Vater eine außerordentliche Leibeskraft geerbt, starb aber, wie Milo, „trotzend auf seine Kraft und wunderbar starken Arme." Zu Chambord, wo er prächtig lebte, hielt er beständig eine Schauspielergesellschaft, wie ein regierender Fürst. Mademoiselle de Chantilly, eine Schauspielerin von großem Ruf zu Paris, hatte durch ihre Schönheit, wie durch ihre Kunst, des Marschalls Aufmerksamkeit erregt; er ließ ihr Vorschläge thun, nach Chambord zu kommen, und auf seiner Bühne zu spielen. Aber sie, bereits an Favard, einen Französischen Schauspieler, verheirathet, merkte des Marschalls Absichten, und lehnte alle seine Anträge ab. In dieser Verlegenheit, entschlossen sie zu besitzen, wendete er sich an Monsieur de Berruyer, damaligen Polizeilieutenant, und ersuchte ihn, sie zu zwingen, daß sie nach Chambord käme. Berruyer, der sich dem Marschall verbindlich machen wollte, stellte ihr alle nur mögliche Gründe vor, und verstärkte

sie mit reichlichen Geldgeboten. Als aber Alles nicht fruchtete, sendete er ihr eine lettre de cachet, worin sie sogleich in das Gefängniß, oder nach Chambord zu wandern, angewiesen ward. Sie wählte das Letztere. — Der Marschall überlebte ihre Ankunft nicht lange. Er veranlaßte selbst seinen Tod, indem er von seiner Natur erzwingen wollte, was sie zu verweigern anfing! Er starb fast wie der Herzog von Orleans, etwa fünf und zwanzig Jahr früher.

Ludwig XV. behauptete beinahe acht Jahr lang, vom Aachner Vertrag bis zum Kriege 1756, nicht nur die ausgezeichnetste Stelle unter den Fürsten Europas, sondern auch ziemlich lange noch nach diesem Ausbruch gelang Frankreich Alles. Jenseits dem Atlantischen, auf dem Mittelländischen Meere, in Teutschland, wie an den Französischen Küsten, hatten seine Waffen die Oberhand. Mezerai oder Voltaire mochten wohl freudejauchzend bei den Ereignissen zu Minorca, Ticonderago, Braddock's Niederlage zu Karolina, St. Cas, Rochefort verweilen, wie dagegen Hume und Smollet sicherlich so unglücklicher und unseliger Verhandlungen sich nicht freuen konnten. Daß Ludwig, und sein Volk zwischen 1759 und 1762 unter des ersten Pitt's Gewalt unterlagen, muß eingestanden werden; aber alles, was der große Minister in beiden Hemisphären zu Wasser und zu Lande, von den Philippinen bis Cuba, vom Cap Breton bis Senegal gewirkt und erreicht hatte, ward bei dem Frieden zu Fontainebleau geopfert. Es schien, als hätten wir die Zweige des Bourbonschen Hauses nur gedemüthigt, um ihre gestürzte Macht wieder aufzurichten; was weißlich hätte behalten werden sollen, ward herausgegeben; was Frankreich und Spanien staatsklug hätte überlassen werden sollen, ward behalten,

oder erworben. Beweise sind Canada und Florida, die wir behielten; Havanna, Martinique, Guadaloupe und so manche andere Inseln und Niederlassungen, die wir abtraten; Manilla's gar nicht zu gedenken, einer Beute, welche der Britische Minister, der den Vertrag unterzeichnete, gar nicht kannte, und deren Erlös bis diese Stunde noch nicht gezahlt worden ist. Junius *) konnte mit Recht sagen, der Gesandte, der so unziemliche Bedingungen unterzeichnete, müsse sein Vaterland verkauft haben.

Vom Jahre 1763 bis 1770 kam Frankreich seinem Schaden wieder bei, und während seine Staatsberathungen von dem kräftigen und unternehmenden Choiseul geleitet wurden, trat Ludwig XV., obwohl in dem letzten Kampfe besiegt, wenigstens gleich würdig auf dem Schauplatz von Europa auf, wie Ludwig XIV. nach dem Erbfolgekriege. Choiseul, von Flandern und Teutschland aus, durch sein, mit Oesterreich 1756 geschlossenes Bündniß gesichert, unterstützte die Polen gegen Catharine II., legte den Grund zu der Schwedischen Revolution, welche Gustav III. 1772 bewirkte, unterwarf seinem Gebieter die Insel Corsica fast um dieselbe Zeit, als diese Insel einen Mann gebar, dessen rastloser unersättlicher Ehrgeiz und Rache Frankreich verwüstete, und mit Verbrechen besudelte.

Ludwig XV. überlebte, wie sein Vorfahr, seinen einzigen Sohn, welcher 1765, ungefähr im sechs und dreißigsten Jahre zu Fontainebleau starb. Sein früher Tod war für die Französische Monarchie und das Haus Bourbon eines der unglücklichsten Ereignisse, man mag seinen

*) Unter diesem Namen verbarg sich damals ein, noch bis diesen Augenblick nicht entdeckter, Schriftsteller der Opposition.

Charakter und Geist, oder die unglückliche Regierung seines Sohnes berücksichtigen, welche recht eigentlich Frankreich an den Block geliefert hat. Er starb, wie mich Personen versichert haben, welche häufig um ihn, und ihm besonders vertraut waren, an Arzenei, welche er nahm, einen Ausschlag am Munde zu vertreiben. Die Bosheit wollte sogar behaupten, der König, sein Vater, habe ihm ein langsames Gift beibringen lassen, wofür man besonders die Abzehrung und Erschlaffung in langer Krankheit anführte, für welche greuelvolle Rüge aber nicht der mindeste Grund vorhanden ist.

Obgleich Ludwig XV. von Natur lässig und ausschweifend war, und, wie Tiberius, gegen das Ende seines Lebens ruchlos ward, so hat er doch keine Grausamkeit, keine gründliche greuelhafte Verdorbenheit, wie Ludwig XI., oder Buonaparte, gezeigt. Sein Sohn hatte Geistesstärke und einen gebildeten Verstand. Für den Umgang mit Männern von ausgezeichneten Gaben aller Art, hatte der Dauphin so viel Vorliebe, als der König Abneigung. Jedoch suchte er, fromm, und etwas bigott, wie er war, nie den Umgang mit Männern, von welchen bekannt war, daß sie dem katholischen Glauben, oder der geoffenbarten Religion zuwiderlaufende Ansichten hegten. Mit David Hume, damaligem Secretär der Englischen Gesandtschaft zu Paris, der auf der Höhe seines literarischen Ruhms stand, oder wie die Heroide sagt, „von Galliens Wein und Lobe trunken" war, hatte der Dauphin, nicht gar lange vor seinem Tode, eine lange Unterredung, vorzüglich über philosophische Gegenstände. Als Hume ihm vorgestellt wurde, sagte er: „ich weiß, Sie denken sehr frei über Gegenstände der Offenbarung; aber ich habe feste Grundsätze, und so sprechen Sie immer frei sich gegen mich

aus, sonst spräche ich ja nur mit einem Vermummten.“ Er war der dritte Dauphin, in der kurzen Zeit von vier und funfzig Jahren, der das Mannesalter erreicht hatte, ohne den Französischen Thron zu besteigen. Nicht lange nachher starb seine Wittwe und die Königin Mutter; der fast sechzigjährige Ludwig blieb zurück, umgeben von seinen Töchtern und Enkeln.

Unstreitig verlebte er seine letzten Regierungsjahre ganz sardanapalisch, uneingedenk seiner Herrscherpflichten, fühllos für seines Volks Ruhm, fühllos für häusliche Tugend, ja selbst für den Anstand. Von dem Augenblicke an, wo er Choiseul entließ, und die, durch Spaniens und Englands Streit über die Falklandsinseln, ihm gebotene Gelegenheit verabsäumte, Frankreichs im vorigen Kriege verlorene Ehre und Länder wieder zu bekommen, ergab er sich Vergnügungen, die seinem Alter nicht mehr geziemten, und ward Gegenstand der Verachtung und Schmähung. Nach diesem unrühmlichen Zeitraum seines Lebens ist er unglücklicherweise beurtheilt und gewürdigt worden. Indem jedoch die Herzöge Aiguillon und Richelieu die öffentlichen Angelegenheiten leiteten, das Großsiegel Frankreichs Maupeou anvertraut, die Finanzen dem Abbé Terray überlassen waren, und eine höchst ausschweifende Frau, Madame du Barry, seine unbewachten Stunden nützte, gab er mindestens einige Beweise von Kraft durch die Behandlung der Parlamente seines Reichs, welche er beobachtete und verbannte, unähnlich seinem nachgiebigen Nachfolger, der sich von den allmählichen Neuerungen im Volke überwältigen ließ.

Vergleicht man den Schluß der Regierung Ludwig's XIV. von 1712 bis 1715 mit dem Lebensende sei-

nes Urenkels von 1770 bis 1774, so wird man bemerken, daß der Hof unter beiden völlig in weiblicher Aufsicht stand. Es wäre freilich eben so ungerecht, Madame du Barry mit Madame de Maintenon zu vergleichen, als Thais oder Kampaspe mit Aspasia oder Livia. Gleichwohl war Palast und Hof des ersten Fürsten eine gleich verwerfliche Bühne von Heuchelei, Frömmelei und Aberglauben, wie Versailles unter dem letzten ein Schauplatz der Liederlichkeit und ausschweifender Lust. In Voltaire's Pucelle sind viele Portraits. — Ludwig XV. aber wird in seinen letzten Lebensjahren um so widerwärtiger, je weniger Mitleid oder Achtung man für ihn fühlen kann. Sein Tod wurde mithin von den Franzosen als Befreiung von einem schweren unheilvollen Joche angesehen, und die neue Regierung erweckte in diesem oberflächlich reizbaren Volke die übertriebensten Erwartungen künftigen Glücks. Man kann aber sicher annehmen, daß Ludwig XV., der, als Alles ihn zum Bruch mit England einlud, sich nicht an Karl III. von Spanien anschließen wollte, der unwankelbar entschlossen war, sein Leben im Frieden zu beschließen, im acht und sechzigsten oder siebzigsten Jahre, La Fayette und Rochambeau nicht über das Atlantische Meer gesendet hätte, dort die Grundsätze des Aufruhrs und Freiheitsschwindels einzusaugen, welche sie wieder Frankreich einflößten, und womit sie den Thron untergruben. Nur vier Jahre nach seinem Antritt, 1778, ergriff, obwohl gegen sein eignes Urtheil, Ludwig XVI. diese gefährliche und unvorsichtige Maasregel, welche großentheils sein Haus zu Grunde richtete.

Es muß wohl befremden, daß Ludwig XV. in seiner letzten Krankheit mehr für das Schicksal der Madame du Barry nach seinem Tode sorgte, als sein Vorfahr für Frau

von Maintenon, der er doch an dreißig Jahr durch feierliche Ehebande vereint war, und welche am 1. Sept. 1715, als Ludwig XIV. verschied, kein Eigenthum hatte, als das Gut Maintenon in der Nähe von Paris, welches sie gekauft, und eine jährliche Pension von zweitausend Louisd'or. Erstere dagegen erhielt außer den ungeheuren Geldgeschenken, so lange sie in Gnaden stand, das schöne Schloß und Gut Lusienne bei Marly. Ludwig XIV. begnügte sich, vor seinem Tode seine künftige Wittwe dem Schutze des Herzogs von Orleans zu empfehlen. Sein Nachfolger dagegen legte schon bei Zeiten mit ängstlicher Sorge für seine Gebieterin, auf seinen Todesfall ein Portefeuille mit drei Millionen Livres, oder hundert und zwanzig tausend Pf. Sterl. für sie in Herzog von Aiguillon's Hände. Ganz im Geist eines Höflings übergab der Herzog dieß anvertraute Pfand dem neuen König!

Im vier und sechzigsten Jahre starb Ludwig XV. zu Versailles an den Blattern, wie schon sein Großvater, der Dauphin, Ludwig XIV. einziger Sohn, von derselben Krankheit 1711 in dem Palast Meudon weggerafft worden war. So lange man noch gegründete Hoffnung zu seiner Genesung hatte, war Madame du Barry immer um ihn beschäftigt, jeder Gedanke an die Natur dieser Krankheit ward ihm sorgfältig verborgen. Man erlaubte ihm nicht in den Spiegel zu sehen, damit er die Veränderung, welche die Blattern in seinem Gesicht hervorgebracht hatten, nicht bemerkte. Der Herzog Richelieu hielt sogar Wache an seinem Schlafgemach, damit sich nicht etwa ein Priester eindränge und mit Warnung vor Gefahr seine Furcht vor der Ewigkeit rege mache. Sobald aber einmal seine bedenkliche Lage bekannt, und die Unwahrscheinlichkeit seines Aufkommens ruchtbar geworden war, ver-

ließ Louise von Frankreich, des Königs jüngste Tochter, die als Karmeliterin den Schleier genommen hatte, ihr Kloster zu St. Denis, dessen Priorin sie war, und begab sich nach Versailles. Mit unwiderstehlichem Ungestüm forderte sie zu ihrem Vater gelassen zu werden, mahnte ihn seiner gefährlichen Lage und bevorstehenden Auflösung. Schon unterlag er fast der Wuth der Krankheit. Frau von Barry war einige Tage vorher nach Lusienne geschickt worden. Der König verschied in einem engen weißen Bett, das zwischen zwei, stets wegen der Hitze geöffneten, Fenstern stand, wiewohl es noch erst den 10. Mai (1774) war.

Offenbar bestieg Ludwig's XV. Nachfolger den Thron unter den günstigsten Vorbedeutungen. Noch nicht zwanzig Jahr alt, verband er Jugendglanz mit der Würde der ersten Krone Europa's. So jung er aber auch war, hatte er doch nicht die Anmuth, die Thätigkeit und Schwungkraft des Geistes, welche sonst diese Lebensperiode auszeichnet. Etwas schwerfällig, träge, zur Beleibtheit geneigt, zu allen körperlichen Uebungen, die Jagd ausgenommen, wenig geschickt, schien er, wie Jacob I. von England, nicht geeignet, im Felde zu erscheinen. Er war sehr blöde; eine Folge seiner vernachlässigten Erziehung, weßhalb ihn Madam du Barry auch gemeiniglich, so lange sein Großvater lebte, le gros garçon mal élevé nannte. Aber nie war ein Fürst so schlicht und geradsinnig, so rechtschaffen, so innig besorgt für das Glück seines Volks. Auch fehlte es ihm gar nicht an Verstand, seine wohlthätigen Entwürfe auszuführen. Er suchte sogar schon früh durch eignen Fleiß den Mangel früheren Unterrichts zu ersetzen. Für Erdkunde war er leidenschaftlich eingenommen, und bekanntlich kam ihm hierin keiner seiner Minister gleich. Vor 1778, als das Französische Cabinet unüber-

legt den Americanern beizustehen beschloß, und d'Estaing mit einer Flotte absendete, hatte der König den überatlantischen Continent so vollkommen topographisch inne, daß ihm vom Lorenzofluß bis zum südlichen Ende von Florida kein Vorgebirge, keine Bucht, kein Strom, ja fast kein Zugang, unbekannt war. Seiner Königin mit heißer Liebe zugethan, unaufgelegt zu Liebeshändeln, war er unbestritten treuer Gatte, und in allen Verhältnissen seines häuslichen Lebens nicht bloß untadelhaft, sondern ausgezeichnet.

Mit kindlich frommer Liebe und Achtung für das Andenken und die Gebote seines Vaters, des Dauphins, wählte er seine Minister ganz nach dessen schriftlicher Unterweisung, die er sorgfältig bewahrt hatte, und gewissenhaft beobachtete. Dieser zufolge stellte er Graf Maurepas an die Spitze der neuen Verwaltung, wiewohl dieser damals schon ziemlich bei Jahren war. Er war so alt, als der Cardinal Fleury, nämlich drei und siebzig Jahr, als er im Jahre 1774 die Geschäftsführung übernahm, und hatte die vorhergegangenen fünf und zwanzig Jahre in Verbannung zu Bourges, der unberühmten Hauptstadt der isolirten Landschaft Berri verlebt. Ob Ludwig XVI. glücklich gewählt, ist noch die Frage: Maurepas war zwar ein Mann von vorzüglichen Gaben, und noch in seinem Alter frischen und rüstigen Geistes; aber er stürzte sein Land in das Bündniß mit America, welches nicht gar lange darauf die Hauptquelle alles Empörungselendes ward, das Frankreich verwüstete. Mehr Umsicht zeigte er offenbar, als er Herrn von Vergennes, damals Französischem Gesandten am Schwedischen Hofe, für die Behörde der auswärtigen Angelegenheiten wählte.

Hätte ein solcher Verein von Gaben und Eigenschaften, wie er in Privatverhältnissen Achtung und Ehrfurcht

erwirbt, Ludwig XVI. eine ruhige Regierung sichern können, so hätte er mit Recht auf dieß Glück Anspruch machen können. Unglücklicherweise fehlten ihm aber jene kühneren und bestimmteren Geisteseigenschaften, welche Herrschaft befestigen, Neuerungen verhüten oder tilgen, alle Classen der Unterthanen in ihren Geleisen halten, gebührende Furcht einflößen, und den Thron vor Hohn und Trutzangriff sicher stellen. Dieser Mangel war der Nation nicht eher, als 1776, bemerkbar geworden; aber den Einzelnen, die Zutritt zu ihm und dem Hofe hatten, blieb er keineswegs verborgen. Hätte er ruhigere Zeiten angetroffen, oder wär er unmittelbar auf Ludwig XIV. gefolgt, unter welchem die Monarchie zwar krampfhaft zuckte und gegen den Schluß der Regierung beinah von fremden Feinden umgestoßen ward, der monarchische Grundzug und die monarchische Macht aber doch noch fest in der öffentlichen Meinung wurzelte, er hätte sich auf seiner Höhe behauptet. Aber schon vor Ausbruch des Americanischen Kriegs hatten Voltaire, Rousseau und ihre Anhänger den Grund der Throne und Altäre untergraben, und Lehren eingeschärft, welche die niederen Classen der Gesellschaft zu den höheren hinaufzufördern berechnet waren. Ein allgemein im Volk, im Heere, in der Marine, und selbst der Kirche verbreiteter Geist der Forschung, Unzufriedenheit, Klage und Neuerung drohte die traurigsten Folgen. Heinrich IV. und Sülly hätten ihn in der Geburt erdrückt; Ludwig XIII. und Richelieu im Felde bekämpft, Ludwig XIV. und Louvois mit kräftigen Maasregeln geschreckt und eingeschüchtert. Selbst der Herzog Regent, Fleury, oder Choiseul würden nicht müßig zugesehen haben, bis die Brunst aufgegangen wäre.

Bedurfte Frankreich je eines festen, ja strengen Lenkers, so war es, als Ludwig XV. starb, als die Person

des Fürsten, wie der Thron selbst, wiewohl aus verschiedenen Gründen, allgemein in Verachtung gekommen waren. Ein Mann von Kraft, mit kriegerischen Gaben, der, statt die Schaaren seines Hofhalts aufzulösen, die oberste Gewalt zu entwaffnen und dann unüberlegt die Stände zu berufen, sein Pferd bestiegen, eine starke Besatzung in die Bastille gelegt, die ersten Aufwiegler verhaftet, den Herzog von Orleans nach Vincennes gesendet, sich an die Spitze seines Heers den aufrührerischen Unterthanen gegenüber gestellt hätte — ein solcher König hätte der Umwälzung getrotzt. Aber Ludwig XVI. litt an moralischer und physischer Schwäche. Er war seit Philipp von Valois der einzige Monarch, ja seit Hugo Kapet, dem Gründer des dritten Herrscherstamms, das einzige Beispiel eines Fürsten, der nie persönlich unter seine Soldaten getreten war. Ludwig XV. und sein Sohn, so wenig Kriegergluth auch in ihnen brannte, zeigten sich doch im Felde, machten einen Feldzug nach den Niederlanden mit, und wurden in der Schlacht bei Fontenoy vom Marschall von Sachsen so gestellt, daß sie mindestens Zuschauer, wenn nicht Theilnehmer an dem Siege dieses Tages waren. Aber dazu konnte ihr unglückseliger Abkömmling nie vermocht werden; er ließ sich sogar bei keiner friedlichen Musterung gern sehen. — Sein persönlicher Muth war, was auch Schmeichler behaupten, oder Aufrichtige einflüstern mögen, doch zweifelhaft. Es ist nicht zu läugnen, daß er im October 1789 zu Versailles, und im Jul. 1792 in den Tuilerien, von wüthendem Pöbel umgeben, viel Geistesgegenwart, Ruhe und Todesverachtung zeigte; auf dem Blutgerüst aber im Januar 1793, auf welches er sich doch durch Nachdenken und Religion vorbereitet hatte, nahm er sich gar nicht mit der Heiterkeit und Haltung eines Karls I., einer Maria Stuart, als

sie ihre Häupter auf den Block legten. Maria Antoinette und Elisabeth dagegen bewiesen, die eine den Heldenmuth einer erhabenen, dem Tod überlegenen Seele, die andere die ruhige Ergebung einer Heiligen und Blutzeugin. Selbst der mit Verbrechen und Schändlichkeiten beladene Herzog von Orleans nahm noch von der Verzweiflung eine Art von Muth her, stürzte nach dem Richtplatze, bestieg hastig das Blutgerüst und stürmte seinem Schicksal entgegen.

Im Sommer 1776, als ich Frankreich verließ, stand Marie Antoinette wohl in der Blüthe der Schönheit und Volksgunst. Die Liebe ihres Volks im Ganzen nahm von der Zeit an, als Kaiser Joseph II., ihr Bruder, sie 1777 in Paris besuchte, ab. Nach dieser Zusammenkunft klagten ihre Feinde so unwahr, als boshaft sie an, daß sie der Französischen Monarchie Schätze und Heil ihren Oesterreichischen Verbindungen geopfert hätte. Ihre persönlichen Reize bestanden mehr in ihrem hehren Wesen, großartigem Benehmen und anmuthigen Haltung, die eine Königin ankündigten, als in ihren Gesichtszügen, denen es an Sanftheit und Regelmäßigkeit fehlte. Ueberdieß hatte sie schwache, oder vielmehr entzündete Augen; aber ihre blendende jugendlich frische Farbe, zusammen mit geschmackvollem Putz, forderten Ehrfurcht von jedem Beschauer. In der damaligen Zeit war ihr größter Fehler, nach dem Volksurtheil, Unfruchtbarkeit; sie war sechs ganzer Jahre bereits verheirathet, und noch nicht die mindeste Aussicht auf Kinder da. Aber Anna von Oesterreich litt denselben Vorwurf zwei und zwanzig Jahre, ehe sie Ludwig XIV. zur Welt brachte. Der Graf von Provence hatte ebenfalls keine Kinder, obgleich er schon 1771 eine Tochter des Königs von Sardinien geheirathet hatte, in-

deß der jüngste der drei Brüder, Graf Artois, der an eine andere Prinzessin von Savoyen vermählt war, schon Vater geworden war. Sein 1775 geborener Sohn war Herzog von Angouleme geworden. Von dem Könige und dem Grafen von Provence glaubte man damals allgemein, daß sie keine Kinder zeigen würden. Indeß hat man versichert, daß bei Ludwig XVI. nur ein kleiner physischer Fehler schuld sey, der gar leicht hätte gehoben werden können, wogegen er aber lange Zeit Widerwillen bezeigte. Endlich, da der Fall so wichtig, die Bitten so dringend waren, unterwarf er sich, und im December 1778 genas die Königin einer Tochter, deren unverdiente Leiden, kindliche Liebe und Tugenden sie ganz Europa werth gemacht haben. Nur etliche Jahre später aber gebar Maria Antoinette einen Dauphin.

Unter den drei königlichen Brüdern war Graf Artois von der Natur am anmuthigsten gebildet. Alle Würde Ludwig's XIV. war ihm ausschließlich zu Theil geworden. Sein älterer Bruder, der Graf von Provence, der dem König an Figur glich, war der Nation 1776 weniger bekannt, als die beiden andern. Mäßig im Charakter, etwas zurückhaltend, ein starker Geist, ohne eben glänzende, oder gefährliche Anlagen, zeigte er sich bei jeder Gelegenheit als den unterwürfigsten Unterthan. Beide jüngere Prinzen lebten beständig zu Versailles in einem Theil des königlichen Palastes, begleiteten den König, wenn er nach Compiegne oder Fontainebleau gieng, waren in seinem Gefolge in der Messe und auf der Jagd, und entfernten sich nie ohne seine Erlaubniß. Philipp, Herzog von Chartres, der durch seine rachsüchtigen verbrecherischen Staatsränke, die in neuerer Zeit so viel

zum Sturze des Hauses Bourbon beitrugen, uns nur zu bekannt ist, war damals schon öffentlich verachtet. Er war damals mehrere Jahre mit der einzigen Tochter und Erbin des Herzogs von Penthièvre verheirathet, des letzten männlichen unehelichen Abkömmlings von Ludwig XIV., und die Stimme des Volks klagte ihn an, er habe seinen Schwager, des Herzogs Penthièvre einzigen Sohn, zu den Ausschweifungen verleitet, die ihn in der Blüthe der Jahre dahin rafften. Dieser junge Prinz heirathete sehr früh eine der Prinzessinnen von Carignan aus der Seitenverwandtschaft des Hauses Savoyen, deren tragisches Ende im Jahre 1792 ein empörender Zug des großen Blutacts, Französische Revolution genannt, ist.

Da der Prinz von Lamballe keine Nachkommen hatte, so behauptet man, der Herzog von Chartres habe aus dem schmutzigen und abscheulichen Grunde, laut der Rechte seiner Gemahlin, die großen Besitzungen Penthièvres zu erben, seinen Tod beschleunigt, oder vielmehr bewirkt. So unerwiesen und vielleicht auch ungegründet nun diese Beschuldigung seyn mag, so erhielt sie doch wegen der allgemein ruchtbaren Verworfenheit des Herzogs durchgängig Glauben. Indem er des Herzogs von Orleans, seines Goßvaters, Beispiel nachzukommen sich bestrebte, dessen Bildniß stets dicht an seinem Bette hieng, ahmte er ihm doch nur in frecher Sittenverdorbenheit und wüstem Liebesgenuß nach. Der Regent machte seine Laster doch einigermaßen durch Tapferkeit, Rechtlichkeit und Kopf wieder gut; in Italien, wo er 1706 verwundet ward, focht er verzweifelnd in den Laufgräben vor Turin; in Spanien befehligte er die Französischen Heere mit

ausgezeichnetem Glanze; auch daheim regierte er während Ludwig XV Minderjährigkeit nicht unrühmlich. Aber sein ausgearteter Abkömmling wurde der Abscheu von ganz Europa, stürzte Frankreichs Thron um, starb unter dem Beil, und muß für den greuelvollsten, lasterhaftesten Menschen der neuern Zeit gehalten werden.

England.

Als ich im Sommer 1776 wieder nach England zurückkehrte, kam ich auch bei einem Besuche des Lords Nugent nach Gosfield in Essex, einem Orte, der seitdem, in den Revolutionsereignissen der gegenwärtigen Zeit, des Stellvertreters der Capetischen Linie, als er aus einem Lande, welches seine Ahnen in ununterbrochener männlicher Erbfolge an achthundert Jahr beherrscht hatten, vertrieben wurde, einstweiliger Zufluchtsort war. Als ich Gosfield besuchte, war unter den Gästen, welche die meiste Aufmerksamkeit auf sich zogen, gewiß Lord Temple, damals schon sehr bejahrt und schwach, der Erste. Er war lang und starkgliedrig, aber nicht dick. Eine Krankheit, deren Sitz in den Rippen lag, zwang ihn beim Gehen eine Art von Krücke zu brauchen; aber sein Geist war keinesweges in Verfall gerathen. Seine Unterhaltung war lebhaft, glänzend und anziehend. Bekanntlich konnte Georg II., der, wenn er gleich im Allgemeinen der Gewalt und dem Drange der Minister nachgab, doch dabei viel Widerstreben, und wohl gar üble Laune zeigte, Lord Temple gar nicht leiden. Da er jedoch, zufolge politischer Einrichtungen, die seinem Gefühl gar sehr widerstrebten, Lord Temple mit dem Hosenbandorden bekleiden mußte, so bemühte er sich so wenig, seinen Widerwillen gegen die

Person und die Handlung selbst zu verbergen, daß er, statt das Band anständig über des neuen Ritters Schultern zu hängen, wegsah, einige unverständliche unwillige Worte murmelte, es über ihn warf, und sogleich gröblichst den Rücken wendete.

Georg III. besaß, oder zeigte bei solchen Gelegenheiten mehr Selbstbeherrschung, als sein Großvater. Auch befolgte er gar nicht immer die Befehle seines Ministers, wenn sie ihm unangenehm, oder empörend waren, ohne gerade seinen Widerwillen merken zu lassen. Ich habe von guter Hand, daß, als der jetzige Marquis Camden nach seiner Rückkehr, als Lord-Lieutenant, aus Ireland, mit dem Orden des Hosenbands bekleidet wurde, Se. Maj., die ihn sehr ungern ertheilte, in Blicken und Benehmen ziemlich üble Laune spüren ließen. Da er jedoch sah, daß es geschehen mußte, und Pitt hartnäckig darauf bestand, nahm der König das Band in die Hand, wendete sich, ehe der neue Ritter nahte, an einen Anwesenden, und fragte, ob er Lord Camden's Taufnamen wisse. John Jeffreys, war die Antwort. „Ei, ei!" erwiederte der König; „John Jeffreys! Also der erste Ritter des Hosenbandes, dünkt mich, der John Jeffreys heißt." Georg's II. Abneigung gegen Lord Temple rührte zum Theil von Persönlichkeit, aber mehr noch aus politischen Gründen her. Sr. jetzt regierenden Majestät Ungeneigtheit, Lord Camden das Hosenband zu ertheilen, entstand wahrscheinlich bloß aus Erwägung seiner zwar ehrenvollen und achtungswerthen, aber doch nicht hinlänglich berühmten Abkunft.

Während ich in Gosfield war, wurde Lord Nugent Irelandischer Earl, wie er vorher Vicomte Clare gewe-

sen war. Er stach an Benehmen und Gewandheit schneidend gegen Lord Temple ab. Von athletischem Bau, und kräftiger Leibesbeschaffenheit, obwohl ziemlich bejahrt, war er doch vollkommen gesund, hatte eine Stentorstimme, viel Lebenskraft, und eine große Unterhaltungsgabe. Er war wirklich ein hochbegabter, obwohl nicht sehr gebildeter Geist, mehr für das thätige, als das beschauliche Leben, mehr für den Hofsaal, oder das Haus der Gemeinen, als für das Cabinet geeignet. Da er lange im Parlament gesessen, so sprach er fließend, kräftig und eindringlich, galt für einen guten Verfechter, und seine Beredtsamkeit war von keiner falschen Bescheidenheit, oder Schüchternheit befangen. Im Verlauf eines langen Lebens hatte er sich aus dem Stande eines Privatmanns aus einer alten Irländischen Familie mit beträchtlichem Vermögen zu einer Irländischen Earlschaft emporgeschwungen; welche Würde er mit seinem Namen zugleich auf den verstorbenen Marquis von Buckingham, damaligen Hrn. Grenville, der seine einzige Tochter geheirathet hatte, übertragen wollte. Beide waren damals auch in Gosfield, und Lord Nugent, der nach seiner neuen Erhebung, dem König die Hand zu küssen in die Stadt gegangen war, kam Tags darauf, als wir noch bei Tische saßen, nach der Tafel zurück. Alle Anwesenden wußten den Zweck seines Besuchs gar wohl; aber er verkündete ihn auch sogleich, als er Platz genommen hatte, indem er ein Glas füllte, und seiner Tochter, als Lady Maria Grenville, Gesundheit trank.

Lord Nugent verband mit vollendeter Weltkenntniß einen groben, oft frechen, aber natürlichen, starken und behenden Witz, den er sich überall erlaubte, und der durch die Irländische Aussprache, die er nie ablegen konnte, noch gewann. Bekanntlich ward einmal

im Haus der Gemeinen eine Bill für bessere Bewachung der Hauptstadt gegeben; zu dem Ende ward vorgeschlagen, man solle die Wächter zwingen, bei Tage zu schlafen. Da stand Lord Nugent ungemein launig auf, und wünschte, man möchte ihn doch namentlich bei der Bill bedenken, da ihn die Fußgicht so häufig heimsuche, daß er weder am Tage, noch in der Nacht schlafen könne.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eines Schwankes erwähnen, der Lord Nugent, oder vielmehr Herrn Nugent — denn damals war er noch im Unterhause — gegen Ende der Regierung Georg's II. nicht wenig auszeichnete. George, Earl von Bristol, der älteste der drei Söhne des berühmten Lord Hervey, (den Pope sehr unrecht auf die Nachwelt als Lord Fanny und Sporus gebracht hat,) war, wie sein Vater, etwas weibisch in Tracht, Person und Benehmen. Wahrscheinlich führte dieß, so wie es ihn lächerlich machte, auch auf die Vermuthung, daß es ihm an Verstande fehle, und er nicht leicht einen Spott ahndete. So viel ist gewiß, daß Lord Nugent, damals ein angesehener, vermögender Modemann, der in den besten Gesellschaften der Hauptstadt verkehrte, eines Abend in Lord Temples Hause zu Pallmall, in einer glänzenden Gesellschaft von Männern und Frauen, mit Lord Temple die sonderbare Wette machte, er wolle dem Earl von Bristol in den Hut spucken. Die Wette ward angenommen, und Nugent suchte sein Wort zu lösen. Als er demnach bei Lord Bristol, sehr reich gekleidet, den Hut mit der inneren Seite nach oben unter dem Arme am Eingang eines Zimmers stehen sah, drehte er sich, wie um auszuspeien, um, that, als bemerkte er Lord Bristol nicht, und spie richtig in seinen Hut. Mit vorgeblicher Aergerlichkeit und Bedauern seiner ganz ohne

Absicht begangenen Unart, bat er den Earl tausendmal um Verzeihung und Erlaubniß, es mit seinem Taschentuch abwischen zu dürfen, aber Lord Bristol nahm ganz ruhig sein eigenes heraus, that es selbst, und bat Lord Nugent, sich nicht darüber zu kümmern, wie auch er es nicht thue, wischte das Innere seines Huts aus, nahm ihn wieder, wie vorher, unter den Arm, und fragte Nugent, ob er etwa noch einmal beliebte. Hierauf verließ der Earl, ohne nur eine Miene zu verziehen, oder eine Spur von Uebelvermerken, die Stelle wo er stand, spielte, wie gewöhnlich, seine zwei bis drei Rubbers, uud gieng nach Hause. Nugent, der nun seine Wette gewonnen, sah die Sache für abgemacht an; aber er hatte sich verrechnet. Des andern Tags erhielt er in aller Frühe ein Billet, ungefähr von der Art und Inhalt, wie Gil Blas seinem Herrn Don Matthias von Sylva überbrachte, über dessen Ausforderung aber Nugent nicht so gleichgültig war, wie der Spanische Grande. Das Billet meldete ihm, Lord Bristol erwarte und fordere Genugthuung für die gestrige Beleidigung. Zeit und Ort war bestimmt. Antwort mußte sogleich ertheilt werden. Nun merkte Nugent, daß er um einen muthwilligen Schwank, sich doch in eine ernste Ehrensache verwickelt habe. Wiewohl er Herz hatte, fühlte er doch, daß er seine Beleidigung nur noch weiter triebe, wenn er einen vorsezlichen Schimpf, den er mit nichts entschuldigen konnte, bemänteln, oder rechtfertigen wollte. Er schrieb also, die Sache wieder gut zu machen, was er nur konnte, um die That zu vertheidigen, die, wenn sie vorsäzliche Beschimpfung gewesen wäre, allerdings nicht zu entschuldigen wäre. Aber, um eine so grobe Verletzung alles Anstands zu mildern, sezte er hinzu, sie rühre auch nicht auf die entfernteste Weise von einer Absicht her, den Earl zu beleidigen, sondern von einer

Wette. Er sey bereit, auf das gnüglichste Abbitte zu thun, wünsche aber nur, daß die Sache keine weitern Folgen haben möge. Hierauf erwiederte Lord Bristol, er wolle recht gern diese angetragene Erklärung gelten lassen, und annehmen; da jedoch die Beleidigung in öffentlicher Gesellschaft geschehen, so müsse auch die verlangte Abbitte öffentlich seyn; und ernannte dazu das Gesellschaftszimmer bei White, wo er sie von Hrn. Nugent anhören wolle. Nicht aber lediglich von ihm; denn, da, wie er jetzt höre, die Sache von einer Wette herrühre, so müsse ja auch noch Jemand darin verwickelt seyn. Er drang also darauf, den Namen dieser Person zu wissen, von welcher als Theilnehmer an dem Schwank, er ebenfalls eine Abbitte fordern müsse; auf andere Bedingungen werde er sein Recht auf persönliche Genugthuung nicht aufgeben. Auf diese unausweichliche Forderung gestand Hr. Nugent, Lord Temple sey diese Person, und beide mußten sich endlich gefallen lassen, im Gesellschaftszimmer bei White Abbitte zu thun. Lord Bristol erklärte, er sey zufrieden gestellt, und so hatte die Sache ein Ende.

Der verstorbene Lord Sackville erzählte mir, in seiner Jugend sey er mit Lord Mark Kerr sehr gut bekannt gewesen, der denn, ebenfalls wie Lord Bristol, sehr zart von Natur, unter Fremden gar manchem Spott ausgesetzt gewesen, weil man meinte, eine solche Weiberfigur könne nicht leicht einen Schimpf ahnden. Indeß war er ein Mann von entschiedenem Muth. Kurz nach der Schlacht bei Dettingen, im Sommer 1743, hatte der Earl von Stair, der damals die Britische Macht in Teutschland unter Georg II. befehligte, etliche Französische Officiere zu Tische geladen, welche im Gefecht gefangen worden waren. Die Tafelgesellschaft im Zelte des Feldhaupt=

manns war groß; darunter Lord Mark, des Marquis von Lothien Sohn, Verwandter und Adjutant des Lord Stair. Lord Sackville war zugegen. Ueber Tafel war ein Streit über etwas entstanden, was einer der Französischen Officiere sehr heftig behauptete. Lord Mark Kerr versuchte, ihn mit sehr sanftem Tone zurechtzuweisen. Der Franzos aber, der seinen Stand nicht kannte, vielleicht auch meinte, ein so schwächliches Männlein möchte wohl keinen sonderlich hohen Geist besitzen, widersprach ihm auf das gröbste Die Sache fiel so sehr in der Nähe des Lord Stair vor, daß er nicht umhin konnte, darauf zu merken. Unterdessen wurde jetz keine Notiz davon genommen, und nach dem Essen begab sich die Gesellschaft nach einem andern Zelte, wo Kaffee herum gegeben ward. Als Lord Mark ungefähr eine Viertelstunde später, als die übrigen, eintrat, zog ihn Lord Stair sogleich bei Seite, und sagte: „ich meine, Neffe, Sie können die Beleidigung des Französischen Officiers über Tische nicht so hingehen lassen. Sie müssen Genugthuung fordern, so leid mir es auch thut." „O Lord", antwortete Mark mit seiner gewohnten Artigkeit, „darüber machen Sie sich nur keine Sorge! Wir haben uns schon geschlagen; ich rannte ihn den Degen durch den Leib; er blieb auf dem Flecke, und eben jetzt ist man beschäftigt ihn zu begraben. Ich wußte sehr wohl, was ich mir schuldig war, und kannte Ihre Denkart zu gut, als daß ich nur einen Augenblick hätte verlieren sollen, den Officier zur Rechenschaft zu ziehen."

Den folgenden Winter von 1776 — 7 brachte ich in London zu. Sitten und Bewohner der Hauptstadt waren damals ganz anders als jetzt. Schon hatten die unglückseligen Ereignisse des Americanischen Kriegs einen gewissen politischen Trübsinn über die Hauptstadt und das

Königreich verbreitet; doch war dieß nicht mit dem Schrecken und der Bestürzung zu vergleichen, welche auch die stärksten Gemüther im Jahre 1792 und 93 überfiel, als die Französische Umwälzung eben ausgebrochen war, und der Continentalkrieg in Flandern begann. Im Jahre 1777 kämpften wir in der That nur für Reich und Herrschaft. Damals störte keine Furcht vor Umsturz, Vertilgung und Unterjochung durch fremde Macht, oder Empörerkünste die allgemeine Ruhe. Staatskleid, Hofsitte und Form waren damals noch in vollem Werth. Erst Fox und seine Freunde, welche den Ton angaben, vernachlässigten sich etwas, und brachten, indem sie eine Verachtung alles Herkömmlichen zeigten, die Staatstracht in Mißansehen. Dieß verbreitete sich aus dem Unterhause und den Clubbs in Jamesstreet auch in den Londoner Gesellschaften. Zur Zeit des Jacobinismus und der Gleichheit, 1793 und 94, verfiel die Staatstracht ganz. Pantalons, abgeschnittenes Haar, Bänderschuh, Verbannung aller Locken, Spitzen, und des Haarpuders charakterisirten den Mann; die Frauen hatten sich die Locken abgeschnitten, die sonst von so guter Wirkung waren, sie trugen das Haar à la victime, à la Guillotine, als sollte eben das Beil auf sie fallen. Eine, mehr Griechischem oder Italischem Klima, als einer 51 Breitegrade liegenden Insel, angemessene Bekleidung, classisch, zierlich, üppig, malerisch, aber schlecht auf Nebel und Kälte berechnet, trat an die Stelle des Altgroßbritannischen Frauenputzes, und vernichtete alle äußere Abzeichnung der Stände.

In der Zeit, wovon ich hier spreche, bildeten die Gelehrten, oder die Blaustrümpfe, wie sie gewöhnlich hießen, eine zahlreiche, mächtige, gedrängte Phalanx mitten in London. Meine eben erschienenen Schriften über die nörd-

lichen Reiche Europas und über die Geschichte Frankreichs unter dem Stamm der Valois, wie verdienstlos sie auch seyn mochten, verschafften mir leicht Zutritt zu dieser Gesellschaft. Mrs. Montague war damals Madame du Deffand für Englands Hauptstadt, ihr Haus der Sammelplatz aller, die durch ihre Talente und Schriften bereits bekannt waren, oder werden wollten. Ihr Ansehen beruhte freilich auf etwas gediegeneren Gründen, als denen geistiger Bildung, und auf kostbarern Materialien, als Shakespeare selbst sie liefern konnte. Wiewohl sie noch nicht das glänzende Haus, worin sie nachher wohnte, in der Nähe von Portman-Square zu bauen angefangen hatte, lebte sie doch in einem sehr zierlichen Hause in Hillstreet. Wahrscheinlich aus eigner Weltkenntniß von der großen Wahrheit tief überzeugt, die Moliere aussprach, und die noch kein Gelehrter bestritten hat: le vrai Amphytrion est celui chez qui l'on dîne, pflegte Mrs. Montague ihr Haus einer großen Gesellschaft beiderlei Geschlechts zu öffnen, welche sie häufig bewirthete. Ein silbernes Tafelzeug, eine reich besetzte Tafel bestimmte ihre Gäste zu gleicher Bewunderung ihres Vermögens, wie ihrer Talente. Sie hatte während ihres Besuchs in Paris, nach dem Frieden von 1763 dieselben Ergebnisse aus denselben Ursachen entstehen sehen; denn auch dort hatte sie den staunenden Gelehrten ihre Geld- und geistigen Quellen eröffnet. Da sie sich hierüber am liebsten unterhielt, so war sie leicht darauf zu leiten, und verweilte mit sichtbarem Wohlgefallen darauf. Die an ihre Gastmäler verschwendeten Lobreden, das Staunen über ihre Einkünfte, die dadurch, daß die Pfunde Sterlinge in Französische Livres verwandelt wurden, außerordentlich stiegen, schienen ihr eben so viel Freude gemacht zu haben, als die Lobpreisungen ihres Versuchs über Shakespeares Genius und Schriften.

Im Jahr 1776 gieng Mrs. Montague in ihr 60stes Jahr; aber da sie schmächtig, mager und gut erhalten war, sah sie jünger aus. Von den Kränkeleien, die so oft die höhern Jahre begleiten, schien sie fast ganz frei. Ihre Gesichtszüge verriethen Verstand, und ihre Augen waren den Zügen sehr angemessen, welche mehr etwas Satyrisches und Strenges, als Liebliches und Einladendes hatten. Sie hatte viel natürliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit, sprach gern und gut fast über Alles, leitete die Unterhaltung, und war ganz dazu geeignet, in ihrem Kreise den Vorsitz zu führen, wovon auch immer die Rede seyn mochte; aber ihr Benehmen war mehr absprechend und gebieterisch sinnreich, als ausgleichend, oder unzuversichtlich. Es war nichts Weibliches in ihr, und waren auch ihre Ansichten gewöhnlich so richtig, als kräftig ausgesprochen, so war doch das Organ, welches sie aussprach, nicht weich, noch harmonisch. Geschmacklos in ihrem Putz, mühte sie sich doch mehr darum, als einem Weibe geziemte, das einen auf höhere Zwecke, als Frauenputz, gerichteten philosophischen Geist vorgab. Noch in den Achtzigen hatte sie diese Weiberschwäche, und konnte ihr diamantnes Halsband und Schleife nicht missen. Ich meinte immer, diese blitzenden Anhängsel des Reichthums blendeten zuweilen die Streitenden, welche ihre Gründe nicht immer überzeugen, oder ihr literarischer Ruf nicht einschüchtern konnte. Sie war beständig von allen umgeben, die sich durch Talente auszeichneten, so Männern wie Frauen, In- und Ausländern, und ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich den angenehmen Verkehr in ihrem Hause nicht anerkennen wollte.

Wiewohl Mrs. Montague den ersten Platz unter den damaligen Schöngeistern behauptete, fehlte es ihr doch

nicht an Mitwerbern. Mrs. Vesey war in der That die zweite, aber doch nicht, wie Mademois. de l'Espinasse in Paris, welche ein von Frau von Deffand gesondertes literarisches Banner aufpflanzte; Mrs. Vesey suchte nur demüthig von Ferne Mrs. Montague glänzenderm Vortritt zu folgen. Sie schien mehr berühmte und talentvolle Personen unter ihrem Dach oder an ihrem Tisch versammeln, als selbst eine davon seyn, oder vorstellen zu wollen. Wiewohl sie nicht so prächtig, als Mrs. Montague, eingerichtet war, gab sie doch Gesellschaften, die minder förmlich und weit anspruchsloser waren. Ihre Gastmähler waren auserlesener und feiner. Bejahrter, als Mrs. Montague, hatte sie keine persönlichen Vorzüge in ihrem Benehmen, und putzte sich nicht so sorgfältig. Einfachheit und eine gewisse Unachtsamkeit auf Dinge, die unter ihren Augen vorfielen, waren ein Hauptzug in ihr. An Geistesabwesenheit glich sie in der That fast dem Herzog von Brancas, Kammerherrn der Anna von Oesterreich von dessen unaufhörlichem Verstoß gegen die gewöhnlichsten Anstandsregeln Frau von Sevigné so viel unterhaltende Geschichtchen mittheilt. Bei Mrs. Vesey gieng diese Vergeßlichkeit so weit, daß sie sich zuweilen kaum auf ihren eignen Namen besinnen konnte. Es ist kaum glaublich, daß sie gegen eine Frau von Stande, die zweimal geheirathet hatte, und, obwohl Mr. Vesey ihr zweiter Gatte war, gegen die zweite Ehe sprechen konnte. Als man sie endlich daran errinnerte, sagte sie nur: „ei, lieber, das hatte ich ganz aus der Acht gelassen." Darin lag allerdings eine Geistesschwäche. Ihre Schwägerin, die in demselben Hause mit ihr lebte, und leiblich, wie geistig, vollkommen von ihr abstach, führte die Aufsicht über alle häuslichen Angelegenheiten. Darum hieß die eine Leib, die andere Geist.

In diesen beiden Häusern traf man damals die berühmtesten talentvollsten Männer und Frauen. Unter diesen war auch Mrs. Thrale, die unter dem Namen Piozzi bekannter ist. Sie fand sich häufig mit Mr. Thrale und Dr. Johnson ein. Von erstern ist nichts zu sagen nöthig; von letzterm läßt sich kaum etwas Neues sagen. Ich muß frei gestehen, sein rohes Aeußere, seine ungeschlachten Gebärden, seine Verdrehungen und Verrenkungen, zusammengenommen mit seinem rohen absprechenden Tone, worin er über Alles sprach, machten ihn in Gesellschaft so unangenehm, in der Unterhaltung so drückend, daß all sein überlegnes Talent dafür kein Ersatz war. Fand er Widerspruch, so schonte er oft im Zorn, oder auch nur in der Wärme für die Sache, nicht Alter, Rang, noch Geschlecht, und das Herkömmliche im feinern Umgang legte seinen Ausdrücken oder Gefühlen einen höchst unangemessenen Zwang auf. Was kann man von einem Manne erwarten, der, nach seinem Biographen, Lord Russel und Algemon Sidney Schurken nannte, Pennant einen Hund, weil er ein Whig war? Fielding einen Dummkopf und abgeschmackten Schurken? Wenn er nicht zornig war, war er wenigstens dictatorisch, grob, und zuweilen fast unumgänglich. Wen er nicht immer mit Geisteskraft, Tiefe und Ordnung der Gründe, oder mit seinen riesigen Kenntnissen schlagen konnte, den brachte er mit Rohheit zum Schweigen. Es ist mir oft selbst begegnet. Sobald er aber fort war, und mit ihm diese persönlichen Mängel, dann thaten erst seine großen Gaben die rechte Wirkung auf die Zuhörer; denn das waren alle, so lange er gegenwärtig war. Seine schönen prosaischen wie poetischen Erzeugnisse, sein unbestreitbar wohlwollender, menschenfreundlicher Charakter, seine mühsamen und nützlichen, arbeitsamen und umfangsreichen Hervorbringungen

mit seinem gelehrten Rufe, dieß alles überbot oder unterwarf die wenigen, die mit ihm zu streiten wagten, so sehr, daß Schweigen meistens die einzige Rettung war. Bekanntlich hatte er mit einer trüben, krankhaften Laune zu kämpfen, die mit den Jahren zuweilen an Verrücktheit gränzte. Diese Schwäche fürchtete er. Topham Beauclerk, der sehr vertraut mit ihm war, äußerte oft sein Befremden und Bedauern, daß er die ihm von der Natur verliehenen Dichtergaben so sehr vernachlässigte. Johnson hörte ihn schweigend an, oder antwortete wenig. Als aber Beauclerk dieselbe Bemerkung gegen Thrale machte, antwortete dieser: „der einzige wahre Grund, warum Johnson dieß nicht thäte, wäre, daß er sich nicht Ausdauer genug zutraute, indem sein Geist nicht der Begeisterung, welche der Vers verlangt, gewachsen sey; in der Prosa hingegen könne er fortarbeiten, ohne nachtheilige Folgen zu befürchten." Wenn es ihm irgendwo mangelte, so war es in der Geschichte von Europa im Mittelalter, ich meine vom Verfall des Römischen Reichs im Westen im Jahre 476, zehn Jahrhunderte lang vor dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Hierin war er schlecht bewandert, ja gewissermaßen unwissend. Auch in der übrigen Geschichte stand er tief unter Burke oder Fox.

Mrs. Thrale schien mir stets mindestens eben so unterrichtet und gebildet, und von glänzenderm Verstande als Mrs. Montague; aber sie trat unter Männern nicht so hoch auf, und sprach weit mehr, und weit unbehutsamer über Alles. Sie war Schaffnerin und Ausgeberin von Johnson, der fast immer unter ihrem, oder vielmehr Hn. Thrales, Dach lebte, in der Stadt, wie zu Streatham. Trotz dem aber schonte er sie eben so wenig, als andere Frauen, wenn sie ihn reizte. So verfuhr er auch

mit Garrick, der zu dieser Gesellschaft gehörte. Dieses Künstlers Gegenwart verbreitete immer Heiterkeit; aber vor zu naher Berührung Johnson's scheuete er sich, weil er bloß vertheidigungsweise sich gegen ihn verhalten mußte. Etwas mehr Johnson's Herbheit oder eckiges Wesen niederzuhalten vermochte Englands Dacier, Mrs. Carter, theils wegen ihrer Religiosität und ernster Haltung, theils wegen ihrer geistigen Vollkommenheit. Dr. Burney und seine Tochter, die Verfasserin von Evelina und Cäcilia waren zwar gewöhnlich zugegen, vermieden aber, soviel ich merkte, Aufsehen. Horace Walpole bereicherte und belehrte, so oft er erschien, die Unterhaltung mit Anekdoten; manche darunter wurden um so anziehender, da er sie selbst erlebt, oder von seinem Vater Robert Walpole gehört hatte. Josua Reynolds, den seine Taubheit hinderte, sich in die allgemeine Unterhaltung einzulassen, oder dazu beizutragen, legte sein Hörrohr an, und freute sich über die Aufmerksamkeit derer, welche die Rede an ihn richteten; bei seinem Geiste lohnte dieß sich auch der Mühe.

Mrs. Chapone verbarg unter dem abschreckendsten Aeußeren, das je einer Frau zu Theil ward, überlegenen Geist und ausgebreitete Kenntnisse. Burke, wiewohl er, mit Parlamentsarbeiten und ministeriellen Angriffen beschäftigt, wenig Muße für gelehrte Männer oder Gegenstände hatte, erhohlte sich doch zuweilen unter Personen, welche durch Geist und Studien ihn ergötzten und belehrten. Man lüsterte aber mehr nach ihm, als man ihn genoß. Dr. Shipley, Bischof von St. Asaph, wurde mit seiner Tochter, der nachherigen Gemahlin Sir William Jones, oft dort gesehen. Abbé Raynal, der diesen Winter in London verlebte, ward gern aufgenommen, und eifrig gesucht. Gewiß hätte sein mannichfaltiges Wissen, wie die Leichtig-

keit und Bereitwilligkeit, womit er sich mittheilte, ihn in jedem Kreise schätzbar gemacht; aber seine Redseligkeit ermüdete auch die, welche sie unterhielt und belehrte. Der jetzige Lord Erskine, der dreißig Jahr später Großsiegelbewahrer ward, hatte damals seine Laufbahn als Rechtsgelehrter noch nicht begonnen. Aber seine Gewandtheit, Charakterstärke, und lebhafte Unterhaltung zeigten schon damals, was erfolgen würde, wenn ein solcher Verein von Eigenschaften kräftig Einem Zweck anstrebte. Zum Glück für ihn, fehlte es ihm nicht an dem stärksten Antrieb, der alle Geisteskräfte spannte. Es ist etwas Eignes, daß, wenn er nur eine Stufe höher geboren gewesen, wenn, statt Sohn eines Schottischen Earls, sein Vater ein Marquis gewesen wäre, er nie Gerichtsperson hätte werden können, und in jedem andern Geschäft hätten ihm seine, auch noch so seltenen, Gaben nicht zur Pairschaft, zu Vermögen und Ruf verholfen. Seine Berühmtheit zwar hatte sich, nach Foxen's Biographen, nicht über die Meerenge vom Dover erstreckt, selbst noch 1802, wo der erste Consul aus Corsica nicht einmal ihn dem Namen nach gekannt zu haben scheint.

Mrs. Boscawen stand zwar Mrs. Montague weit an literarischem Rufe, vielleicht auch an umfassenden Kenntnissen nach, war aber weit beliebter. Ihre Bildung war historisch, und im Laufe eines langen Lebens in den höhern geselligen Kreisen hatte sie eine Menge seltsamer und anziehender Anekdoten aus ihrer Zeit gesammelt und behalten. Mr. Pepy's, jetzt Sir William Pepys, dessen Bekanntschaft und Vorliebe ich den Zutritt in diese ausgezeichnete Gesellschaft verdankte, ist der letzte, den ich hier aufführe. Mit einem classisch gebildeten Geiste verband er eine große Gesprächsgabe. Freund des ersten Lords

Lyttelton, Sir James Macdonald's und Topham Beauclerk's war er in seinen Grundsätzen ein starrer Whig: und da Johnson mit Recht für einen gewaltigen und Stock-Tory galt, so gab es unter ihnen viel politische Wortwechsel, in deren Verlauf beiderseits viel Funken historischen und philosophischen Feuers hervorsprühten.

Wiewohl Gelehrtenruf oder andere anerkannte Talente hauptsächlich Zutritt zu diesen Gesellschaften verschafften, wo jede Art von Spiel verbannt war, so fanden sich doch auch Rang und Schönheit dort ein, und machten sie höchst anziehend. Die verstorbene verwittwete Herzogin Portland, Enkelin des Lord Schatzmeisters Oxford, ein Weib von ausgezeichnetem Geschmack in verschiedenen Kunstzweigen, fand sich häufig ein. Man konnte sie nicht ansehen, ohne sich zu erinnern, daß sie schon in ihrer frühsten Kindheit Swift's dichterische Aufmerksamkeit angezogen, und Priors Muse noch begeistert hatte. Ich sah die Herzogin von Devonshire, damals in der ersten Jugendblüthe an Johnson's Munde hangen, und sich ihm zunächst drängen. Aller cynische Murrsinn des Philosophen und Sittenpredigers schien in dieser schmeichelnden Nähe zu schwinden; denn gegen ihren Beifall und ihre Auszeichnung war er nichts weniger, als unempfindlich. Wie umgänglich, sanft und anschließend war er nicht zu Inverary zwischen Herzog und Herzogin Argyle!

Man wird vielleicht fragen, ob die damalige gelehrte Gesellschaft in London, hinsichtlich umfassender Talente und ausgezeichneter Leistungen sich mit der Pariser bei Frau von Deffand, oder Mademoiselle l'Espinasse unter Ludwig XV. und XVI. messen konnte? Hierauf würde ich unbedenklich antworten, daß die Englische weder an

Dauer, noch an Zahl, Verdienst und geistiger Ueberlegenheit der vornehmsten Mitglieder auch nur einen Vergleich mit den Französischen aushalten möchte. Diese letztern dauerten beinahe ein halbes Jahrhundert, von 1725 oder 1730 bis 1775 oder 1780, theils bei Frau von Deffand, theils bei Mademoiselle l'Espinasse, oder bei beiden. Die Blaustrumpfgesellschaften bei Mrs. Montague und Mrs. Vesey hielten sich nur fünfzehn Jahr in ihrem Glanze, von 1770 bis 1785. Gegen Ende dieses Zeitraums war Mrs. Vesey der Zeit und der Kränklichkeit unterlegen. Mrs. Thrale, die damals Mrs. Piozzi ward, hatte sich von den Ufern der Themse an die Ufer des Arno begeben. Mrs. Montague lebte zwar noch, und ihre Mittagstafel, wie ihre Gesellschaften, dauerten ziemlich bis an das Ende ihres Lebens, aber der Reiz, der sie belebte, war verschwunden. Sie standen und fielen hauptsächlich durch Johnsons Riesentalente, welcher der Kern war, um welchen alle untergeordnete Glieder anschossen. Nach seinem Tode im Jahre 1786 konnte seine Stelle nicht wieder besetzt werden.

Es scheint überhaupt im Französischen Nationalcharakter — wenigstens war dieß so kurz vor dem Untergange der alten Monarchie, der Jacobinerherrschaft oder dem militärischen Despotismus — mehr Sinn für so gemischte Gesellschaften von Gelehrten zu liegen, als unter uns. Von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, lange vor der Regentschaft Annen von Oesterreich, finden wir sie schon in Paris, und seitdem immer in hohem Ansehen. Schon 1650 war Rambouillet's Haus der Vereinigungspunkt für ausgezeichnete gelehrte Männer und Frauen. Catharine von Vivonne, die Deffand jener Zeit, Marquise von Rambouillet führte den Vorsitz, wozu

sie durch Geschmack und Geist ganz geeignet war. In ihrem Hause, welches eine Art von Akademie wurde, musterte und würdigte man die Werke der damaligen Zeit. Als sie 1665 starb, folgte ihr Henriette von Coligny, Gräfin de la Suze, die, obgleich minder berühmt, fortwährend die witzigen und schönen Geister bei sich versammelte. Ihre hohe Geburt, ihre außerordentliche Schönheit, uud ihre Dichtergaben zogen alles was vorzüglich war, in ihren Kreis. Auf sie wurden folgende vier classische Zeilen gemacht:

Quae dea sublimi vehitur per inania curru?
An Juno, an Pallas, an Venus ipsa venit?
Si genus inspicias, Juno, si scripta, Minerva,
Si spectes oculos, mater Amoris erit.

Nach ihrem Tode 1673 scheinen diese Gesellschaften beinahe fünfzig Jahre in Verfall gerathen zu seyn, bis sie unter der Herzogin du Maine, einer Prinzessin aus königlichem Geblüt, Enkelin des großen Condé, Gemahlin des Herzogs du Maine, Ludwig's XIV. natürlichen Sohns wieder auflebten. Nach ihrer Befreiung aus der Festung Dijon, wo sie der Herzog von Orleans 1717 wegen ihres Antheils an der Cellamareschen Verschwörung gefangen hielt, fieng sie um das Jahr 1722 an, berühmte Gelehrte um sich zu versammeln, in deren Gesellschaft sie größtentheils ihrer Muße genoß. Diese Zusammenkünfte, die vornehmlich im Palast Seaux, vier Stunden südlich von Paris, Statt fanden, dauerten bis zu ihrem Tode 1753, und wurden von mehreren besucht, welche nachher die Kreise bei Frau von Deffand und Mademoiselle l'Espinasse bildeten. In derselben Zeit nahm Frau von Tencin, die Schwester des Cardinals dieses Namens, eine der anziehendsten Frauen Frankreichs, die Aspasia

dieses Landes, die Gelehrten bei sich auf, und wetteiferte mit der Herzogin du Maine um die Schutzherrschaft des Geschmacks und der schönen Wissenschaften.

In London scheint, von Karl's II. Wiedereinsetzung im Jahre 1660 bis zum Ausgang des Jahrhunderts, nichts dieser Art gewesen zu seyn, außer der Gesellschaft im Hause der berühmten Hortensia Mancini, Herzogin von Mazarin, Nichte des Cardinals dieses Namens, die von 1667 bis an ihren Tod 1699 gelehrte Männer und Frauen bei sich sah. St. Evermond, ein Verbannter, Fremdling und Flüchtling, wie sie, war Stütze und Schmuck dieser Gesellschaften, wo sich auch der durch seine Denkwürdigkeiten bekannte Ritter Grammont einfand. Merkwürdig ist, daß die ersten Blaustrumpfgesellschaften in London bis auf die, von welchen hier gesprochen worden ist, von vertriebenen, hier sich aufhaltenden Franzosen gestiftet wurden. Fremde haben den Engländern mit Recht vorgeworfen, daß sie Schauspiel und Männerclubs zu sehr liebten, um an gemischten Gesellschaften Vergnügen zu finden, wo Geschmack und Literatur der Sammelpunkt werden.

Belgien.

Im Sommer 1777 verließ ich England, und hielt mich etwas im Haag auf, wo ich von unserm Gesandten, Sir Joseph Yorke, dem Prinzen von Oranien vorgestellt wurde, mit welchem ich nachher die Ehre hatte im „Waldpalast" zu speisen, und mehrmal in geschlossenen Gesellschaften zu seyn. Dieser Prinz ist uns durch seinen langen Aufenthalt in England, seidem er Holland im Winter 1795 so schleunig verließ, so wohl bekannt, daß man über seinen Charakter und seine Eigenschaften sich nicht zu verbreiten nöthig hat. An der Kraft, Gewandtheit, und den geistigen Hülfsmitteln, wie Wilhelm III., glücklich mit schwierigen oder unruhigen Zeiten es aufzunehmen, fehlte es ihm durchaus. Hätte Wilhelm V. die Thatkraft jenes großen Fürsten gehabt, wir wären nie in Krieg mit Holland gerathen, wie gegen Ende des Jahres 1780, die Statthalterschaft wäre 1795 nicht gestürzt worden, die sieben Provinzen, welche Philipp's II. ganzer Macht glücklich trotzten, wären nicht zu einer knechtischen Provinz des Corsen in Frankreich herabgesunken. Die beiden Brüder, Johann und Cornelius de Witt, wurden in jedem Sinne so furchtbare Gegner Wilhelm's III., als van Berkel und Neufville für seinen Nachfolger waren.

Aber Wilhelm V. ließ die Französische Parthei in Amsterdam unter Vergennes Leitung sich kräftigen, einen Vertrag mit den Americanischen Aufrührern schließen, und einen Bruch mit England beschleunigen. Sein hochherziger Vorfahr, wiewohl er kaum das Mannesalter erreicht hatte, bekämpfte und bezwang die von Ludwig XIV. unterstützte republikanische Parthei, welche Holland Französischem Ehrgeitz unterwerfen sollte. Van Berkel entgieng dem Schicksal der beiden de Witts nur, weil der Statthalter zu träge und schlaff, sich die schönste Gelegenheit entgehen ließ, ihn als Uebertreter der Gesetze der Völker, Störer der öffentlichen Ruhe, und Feind seines Landes öffentlich zur Strafe zu ziehen. Ueber Wilhelm's V. persönlichen Muth läßt sich nichts sagen, da er niemals versucht worden ist; aber diejenige Thätigkeit, und die anderen Eigenschaften, welche zum Heerführer tüchtig machen, hatte er nicht. Zugeben muß man jedoch, daß sein Verstand gebildet, sein Gedächtniß sehr stark, seine Unterhaltung, wenn er unbefangen war, anziehend und lehrreich war, überströmend von historischen Kenntnissen im Fache der schönen Wissenschaften, und daß er mit feinem Kunstsinn, besonders in der Malerei, die Künste großmüthig schützte. In ruhigen Zeiten wäre er vielleicht ungestört geblieben; aber die Statthalterschaft hat von jeher, seit ihrem Beginn mit Wilhelm I., und der Empörung der Niederlande gegen Philipp II., die größte Thatkraft in Anspruch genommen.

In dem Hause Nassau-Oranien scheint die Natur, welche sonst selten große Geistesgaben erblich macht, von dieser Regel abgegangen zu seyn. Hier erzeigte sie fünf Prinzen nach einander, welche alle, mehr oder weniger, sich durch Muth, Kopf und Talente, wie sie eine Saats-

gewalt sichern oder bestättigen können, auszeichneten. Die fünf Römischen Kaiser Nerva, Trajan, Hadrian und die beiden Antonine, die auf einander folgten, waren sämmtlich nicht durch Bande des Bluts verbunden. Nur Annahme an Kindesstatt war ihr Verhältniß; und Commodus, vermuthlich ein Sohn des Marc Aurel, der letzte dieser fünf Kaiser, zeichnete sich bloß durch seine Verbrechen, oder auch seine Regierungsuntüchtigkeit aus. Wilhelm I. und seine beiden Söhne von verschiedenen Weibern, Moriz und Fritz Heinrich, welche vierzig Jahr hintereinander von 1567 bis 1647 ununterbrochen Statthalter, oder Feldhauptleute der vereinten Provinzen waren, waren drei der berühmtesten Männer der neuern Zeit. Selbst Wilhelm II., wiewohl er früh und gewissermaßen unglücklich starb, zeigte jedoch nicht weniger Charakterstärke und rüstigen Geist, als seine drei Vorfahren. Wilhelm's III. ganzes Leben war von der frühsten Jugend bis an seinen Tod, über dreißig Jahre, nichts als eine Folge von Tapferkeit, Beharrung, Mühsal und kriegerischer, wie bürgerlicher Thatkraft. Mit ihm erlosch 1702 die große Linie Nassau-Oranien. Im Jahr 1747 lebte die fünf und vierzig Jahre lang eingegangene Statthalterwürde in Wilhelm IV., dem Haupte des Nassau-Dietzischen Hauses, eines Seitenzweiges von jenem Hause, wieder auf. Wie wenig er auch körperlich von der Natur begünstigt — ein Richard III. von England! — und wie mittelmäßig selbst mit Geistesgaben ausgerüstet Wilhelm IV., Gemahl der Prinzessin Anna, Tochter Georg's II. war, so behauptete er doch in den wenigen Jahren seiner Herrschaft eine äußere würdevolle Haltung, und ein untadelhaft sittliches Benehmen. In den Händen seines Sohnes aber, Wilhelm's V., ward die Statthalterschaft, ein Amt, das dem Königthum nicht nachstand, verdunkelt.

Die Aufnahme des vorigen Prinzen von Oranien, als er 1795 in England bei Georg III. Zuflucht gegen den Französischen Kriegseinbruch suchte, war eben so herzlich und gastlich, als die, welche 1689 Jacob II. von Ludwig XIV. erfuhr. Wurde Jacob, der um politischer und religiöser Tyrannei willen von seinen Unterthanen vertrieben ward, im Schloß St. Germain beherbergt und mit königlichen Ehren behandelt, so ward Wilhelm im Palast Hamptomourt aufgenommen. Die Prinzen der königlichen Familie und das Volk wetteiferten in Beweisen von Achtung, Mitleiden und Aufmerksamkeit für ihn. Die Prinzessin von Oranien, ein hehres, untadeliches und festes Weib, ward vom König und der Königin eben so edel und freundlich empfangen, als Jacob's Gemahlin, Maria von Modena, in Frankreich. Ueber gewöhnliche Frauenlänge, glich sie an Gestalt dem verstorbenen König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., ihrem Bruder, einem gleich kolossalen Gebilde. Das Geschick, welches sie schon in Holland verfolgt hatte, war ihr in England nicht günstiger. Ihr zweiter Sohn, Prinz Friedrich von Oranien, ein Jüngling, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, war, nach seines Vaters Vertreibung aus Holland, in Oesterreichische Dienste getreten. Seine Mutter behandelte ihn mit besonderer Vorliebe, da er die Ehre der Häuser Nassau und Brandenburg, aus welchen er stammte, aufrecht halten sollte. Musterhaft in seinem Dienste fand er darin früh den Tod. Er hatte sich im Januar 1799 zu Venedig, als er die kranken Soldaten in den Siechhäusern der Stadt besuchte, eine Ansteckung zugezogen.

Im Jul. 1777, als ich den Haag besuchte, genoß Prinz Louis, ein Bruder des damals regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Feldhauptmann der Hol-

ländischen Macht, weit mehr öffentliche Achtung, als der Statthalter. Ich habe selten in meinem Leben eine so ungeheure Körpermasse gesehen. Wilhelm, Herzog von Cumberland, Georg's II. Sohn, der schon ausnehmend dick war, war doch neben ihm nichts. Aber diese ungeheure Fleischmasse, die, hätte man denken sollen, seinen Geist entnerven und schwächen mußte, schien ihn doch nicht träge und unthätig gemacht zu haben. Seine Charakterstärke, seine tüchtigen Geistesgaben ersetzten gewissermaßen, was dem Prinzen von Oranien fehlte, beseelten und befeuerten das ungeheure Fleischgerüst, welches sie bewohnten. In Gesellschaft merkte man Prinz Louis keine Schläfrigkeit an; bei Tische ließ er sich nie tadelswürdiges Uebermaaß zu Schulden kommen. Auf der Parade und als Soldat war er so lebhaft, als einsichtig in seinem Fache. An das Haus Oranien und Großbritannien gebunden, war er natürlich der Französischen Parthei in Holland ein Dorn im Auge; er ward also endlich von seiner Stelle entfernt, und mußte einige Jahre später, als ich dort war, die Holländischen Besitzungen verlassen. Er starb, glaube ich, 1788. Seine Entfernung und Abreise brachen die Bahn zum Umsturz der Statthalterschaft, trotz dem, daß der vorige Herzog von Braunschweig einen Sieg davon trug, und Amsterdam im Sommer 1787 von den Preußen eingenommen ward.

Sein Bruder, Prinz Ferdinand von Braunschweig, der im siebenjährigen Kriege von 1757 bis 1763 das Bundesheer so rühmlichst führte, und damals in der Geschichte Europa's einen ausgezeichneten Platz behauptete, war unstreitig ein tüchtiger Heerführer und guter Taktiker, sonst aber auch nichts. Seinen im Felde erworbenen Ruhm zu behaupten, sollte er, das darf man annehmen,

seinen letzten Feldzug nicht überlebt haben. Denn nachher ergab er sich der Lehre und den Träumereien der Illuminaten, die bekanntlich damals in Teutschland so viel Uebergewicht hatten. Sie brachten ihn geistig zur kläglichsten Schwäche herunter. Man wird es kaum glauben, daß er vor dem Jahre 1773 so ganz von ihnen befangen war, daß er oft mehrere Stunden der Nacht auf Kirchhöfen zubrachte, und Geister beschwor. Sie wirkten glücklich auf seine Leichtgläubigkeit ein, indem sie ihn glauben machten, er sehe Gespenster, oder Luftgestalten. Diese Beschäftigungen, welche hinlänglich für einen geistigen Verfall sprechen, bewogen Friedrich, Prinz Ferdinand seiner Dienste zu entlassen. Er zog sich nun nach Magdeburg und ward Dechant des dortigen erzbischöflichen säcularisirten Kapitels. Dort hielt er sich bis an seinen Tod, alles Kriegsbefehls entkleidet, auf, führte einen guten Tisch, und nahm Fremde, die Magdeburg besuchten, bei sich auf. Sein Einkommen, das großentheils in einem Jahrgehalt von der Großbritannischen Krone bestand, machte, daß er seinem Range gemäß leben konnte. Ein vertrauter Freund von mir, der leider nicht mehr ist, damals Englischer Minister am Dresdner Hofe, Mr. Osborn, kannte Prinz Ferdinand sehr gut, und speis'te häufig bei ihm. Da der Prinz, der ihn mit viel Achtung behandelte, ihn zum Proselyten machen wollte, schlug er ihm eines Tages vor, in derselben Nacht mit ihm auf einen gewissen Kirchhof zu gehen, wo sie unfehlbar einen Geist sehen würden. Mr. Osborn nahm den Vorschlag an, und versprach, Se. Hoheit zu begleiten, wofern er sechs Grenadiere mit geladenem Gewehr als Gefolge mitnehmen, und ihnen befehlen wollte, auf Alles, was wie Geist aussähe, Feuer zu geben. Dieß behagte aber dem Prinzen nicht, und so unterblieb die Sache. Osborn erzählte mir es selbst.

Prinz Ferdinand war bis an seinen Tod, im Jul. 1792, Spielwerk und Anhänger der Illuminaten.

Im Jahr 1777 behauptete Sir Joseph Yorke, nachmaliger Lord Dover, unter den Gliedern des diplomatischen Corps im Haag eine ausgezeichnete Stelle. Seine glänzende und gastliche Tafel stand Fremden aus allen Ländern offen. Unter Horace Walpole, und dem ersten Lord Hampden erzogen, hatte er in Tracht und Benehmen etwas Förmliches und Feierliches, aber seine Wachsamkeit und Gewandtheit während seiner fünf und zwanzigjährigen Gesandtschaft in den Generalstaaten entschädigte reichlich. Vielleicht wurde Englands Vortheil in neuern Zeiten nie, außer, unter Karl II. von Sir William Temple, so eifrig, und doch mit solcher Mäßigung betrieben, als von ihm, den der Statthalter mit kindlicher Achtung behandelte. 1777 hatten die Engländer immerfort das Uebergewicht in den Holländischen Staatsberathungen, bis das wachsende Mißgeschick des Americanischen Kriegs endlich Frankreich herrschenden Einfluß verschafte, und Lord North zwang, Sir Joseph Yorke aus dem Haag zurückzuberufen.

Polen.

Mit einem andern auswärtigen Minister Sr. Maj, Mr. Wroughton, nachmals Sir Thomas Wroughton, brachte ich einen großen Theil des Sommers 1778 am Hofe und in der Hauptstadt von Polen zu. Warschau, bestimmt in spätern Zeiten Bühne des Blutvergießens und Aufruhrs zu werden, genoß damals einer trüglichen Ruhe, während Oesterreich, Sachsen und Preußen in den Baierischen Erbfolgekrieg verwickelt waren. Wroughton war damals etwa sechs und vierzig Jahr alt. Er war in seiner Jugend sehr schön gewesen, und wiewohl etwas dick, hatte er doch auch jetzt noch manche Reize, und viel Thätigkeit aus jener Zeit. Hatte auch seine Erziehung seinen Geist nicht eben ganz ausgebildet, so hatte sie ihn doch vollkommen für die Welt geeignet, und ein mehr als zwanzigjähriger Aufenthalt an dem Polnischen und Russischen Hofe machte seine Unterhaltung über alle, auf die Geschichte des nördlichen Europa bezügliche, Gegenstände eben so anziehend, als lehrreich. Von ihm erfuhr ich mancherlei über die beiden Russischen Kaiserinnen Elisabeth und Catharine, was zu verlautbaren nicht frommt.

Sir Thom. Wroughton ward 23 oder 24mal nach Petersburg gesendet, wo er nachher unter der Regierung

der ersten jener Fürstinnen Britischer Consul ward. Niemand kannte den Charakter und die Intriguen der letzten Jahre Elisabeth's besser, als er. Er versicherte mich, daß sie als ein Opfer ihrer Ausschweifungen starb.

Von Catharine sprach Wroughton immer mit Bewunderung und Ehrfurcht, obgleich frei. Ihr verdankte er seine Erhebung besonders; sie hatte bewirkt, daß er Consul in Petersburg ward. Da er damals in der Blüthe der Jahre, und von einnehmender Gestalt war, zog er ihre Aufmerksamkeit auf sich, und ward von ihr so ausgezeichnet, daß ihr Gemahl, der Großherzog, ihm abgeneigt wurde, und wie er 1762, als Peter III., den Thron bestieg, während seiner kurzen Regierung Wroughton's Entfernung aus Rußland durchsetzte. Er ward damals auf Befehl seines Hofes als Minister August's III., Kurfürsten von Sachsen und König von Polen nach Dresden gesendet, und folgte diesem Monarchen von Sachsen nach Warschau, als er seine Polnischen Besitzungen zum letzten Male besuchte. Da Wroughton ein Gegenstand der unverhohlenen Eifersucht Peter's geworden war, und Catharine ihn persönlich auf das schmeichelhafteste ausgezeichnet hatte, so wird man vielleicht muthmaßen, daß sie ihre Vorliebe für ihn auf's höchste getrieben. Aber er versicherte mich, daß er in den vertrautesten und unbewachtesten Augenblicken nie die Schranken der tiefsten Achtung gegen sie überschritten, auch dazu nie Veranlassung von ihr bekommen. „Graf Poniatowsky war ihr Geliebter," sagte er, „ich nur ihr unterthäniger Freund und Diener."

Das erste Mal, als er den Namen Orloff erwähnen hörte, oder den Officier, der nachher, als Prinz Orloff, anerkannter Günstling Catharinen's ward, erblickte, war,

wie er mir sagte, bei folgender Gelegenheit. Als er eines Tages 1760 am Arm der Großherzogin über den Hof des Winterpalastes zu Petersburg gieng, zeigte sie ihm einen jungen Mann in Russischer Gardeuniform, der sie mit seinem Sponton begrüßte, und sagte: „Vous voyez ce beau jeune homme? Le connoissez-vous?“ Als Wroughton dieß verneinte, sagte Catharine: Il s'appelle Orloff. Croiriez-vous, qu'il a eu la hardiesse, de me faire l'amour?“ „Il est bien hardi, Madame,“ antwortete er lächelnd. Das Gespräch ward abgebrochen, prägte sich aber tief in Wroughton's Erinnerung, der von dem Augenblick an im Stillen Orloff's künftige Gunst ahnete. Wroughton sprach von Catharinen's Theilnahme, oder Zulassung in Beziehung auf Peter's Tod, als von etwas Unfreiwilligem, Widerstrebenden, und bloß in unabwendbarer Nothwendigkeit Begründetem Selbst ihre Kunde von der Ermordung des unglücklichen Kaisers Iwan, durch seine Leibwacht in Schlüsselburg im Jahr 1764, um ihn nicht etwa von Mirowitsch befreit zu sehen, betrachtete er als äußerst streitig. Das aber glaubte er, wie ganz Polen, daß Catharine die Prinzessin Tatrakanoff, Tochter der Kaiserin Elisabeth, nach Petersburg gelockt, wo sie, wie man behauptete, im Gefängniß im eindringenden Nevastrom ertrank. Unstreitig ward der in Catharinen's Regierung so bekannte Alexis Orloff der damals die Russische Flotte auf dem Mittelländischen Meere befehligte, Werkzeug ihrer Rache, oder vielmehr ihrer Besorgniß, so daß er im Haven von Livorno dieß unglückliche Weib am Bord seines Schiffs lockte. Diese, von so vielen Thatsachen und Beweisen unterstützte Beschuldigung ist seitdem, bald nach dem Tode der Kaiserin, 1797 in Casteras vie de Cathérine seconde weitläufig erzählt, und Europa's Urtheil vorgelegt worden. Sir John Dick, der,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

als Orloff die Prinzessin wegführte, Britischer Consul in Livorno war, wird, so wie seine Gattin, in dem angeführten Werke als Mitschuldige angegeben.

Ich lebte viele Jahre in vertrautem Umgange mit Sir John Dick, der in den achtzigen noch alle Thatkraft der mittleren Jahre, und vollkommnen Besitz seines Gedächtnisses und Verstandes genoß. Er war ein angenehmer, unterhaltender und wohlerzogner Mann, der viel in der Welt gesehen hatte. Am 10. Febr. 1799 saß ich in Berkeley-Square bei Mr. Thom. Hope neben John Dick; und da ich wohl wußte, wie vertraut er mit Alexis Orloff war, fragte ich ihn, wo jetzt der Graf wäre? „Er ist," antwortete Dick, „jetzt in Leipzig, von wo aus er mir vor drei Wochen geschrieben hat. Kaiser Paul befahl ihm zu reisen, nachdem er und Prinz Baratinskoi, die beide bei Peter's III. Ende waren, auch beim Leichenbegängniß des Fürsten hatten zugegen seyn müssen. Sie hielten das Bartuch und hatten wirklich in der Schloßkirche die ganze Nacht Wache beim Leichnam. Alexis benahm sich dabei mit vollkommner Haltung." Durch diese freie Antwort ermuthigt, wagte ich ihn zu fragen, ob er vie de Cathérine seconde gelesen? „Ja wohl," sagte er, „und nicht gleichgültig, da ich und mein Weib namentlich beschuldigt werden, daß wir bei der gewaltsamen Fortschaffung einer jungen arglosen und unschuldigen Fürstin auf Russischem Schiffe eine Rolle gespielt. Ich will Ihnen als wahrhafter Mann erzählen, wie weit ich Theil daran nahm, und was ich über diese angebliche Prinzessin, die dort für eine Tochter der Kaiserin Elisabeth, von Alexis Razumoffsky, ausgegeben wird, weiß."

„Während das Russische Geschwader im Jahr 1771 im Haven von Livorno lag, hielt sich Alexis Orloff, der

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Admiral, häufig, wenn nicht ausschließlich, in Pisa auf, wo er ein prächtiges Haus gemiethet hatte. Eines Morgens um 11 Uhr trat ein Kosak in seinen Diensten, als Eilbote, in mein Zimmer, mir zu melden, sein Herr sey gesonnen, mit einer Gesellschaft in drei Wagen, heute bei mir zu speisen. Ich ließ also zu seinem Empfang ein Mittagsmahl bereiten. Als er ankam, brachte er eine Lady mit, die er meiner Frau und mir vorstellte, ohne sie jedoch anders, als questa dama zu nennen. Sie war keineswegs schön, obwohl recht artig, dem Anschein nach dreißig Jahr, und sehr kränklich. Es schien etwas Geheimnißvolles über ihr zu walten, was meine Neugier reizte, ich aber doch nicht ergründen konnte. Als ich sie aufmerksam betrachtete, fuhr es mir mit Gewalt durch den Kopf, daß ich sie schon früher, und zwar in England gesehen haben müsse. Da ich, wo möglich, darüber in's Klare kommen wollte, so sagte ich vor Tische, als wir in meinem Gesellschaftszimmer am Kamine standen: „Ich glaube, Madame, Sie sprechen Englisch?" „Nur etwas," erwiederte sie. Wir setzten uns zur Tafel, und nach dem Essen schlug Alexis Orloff meiner Frau und einer andern Lady, die zugegen war, vor, ihn und die fremde Dame nach seinem Schiffe zu begleiten. Als beide dieß ablehnten, nahm Orloff Abends sie mit sich. Der Haven war mit dem Schlagbaum oder der Kette verschlossen, aber es kam ein Boot vom Schiffe des Russischen Admirals, er setzte die Lady hinein, und begleitete sie selbst sicher an Bord."

„Am Morgen darauf schritt Orloff, als er an's Land kam, auf mein Haus los. Seine Augen glühten, sein ganzes Wesen war aufgeregt. Ohne mir den Grund dieser Verstörtheit zu sagen, gestand er, daß er eine sehr unangenehme Nacht gehabt, und ersuchte mich, ihm einige

der unterhaltendsten Bücher aus meiner Bibliothek zukommen zu lassen, um die Lady am Bord seines Schiffs zu zerstreuen. Ich sah sie nicht wieder, weiß aber, daß sie bald darauf von Alexis in einer Fregatte nach Kronstadt geführt ward, wo sie, ohne nur an's Land gesetzt zu werden, die Neva hinauf nach der Festung Schlüsselburg, an der Mündung des Ladogasees gebracht ward. Dort sperrte Catharine sie in dasselbe Zimmer ein, welches Peter III. hatte bauen lassen, um sie selbst darin zu verwahren. Ohne allen Zweifel starb die Lady in diesem Gefängniß vor Gram; aber von dem in ihr Zimmer eindringenden Newawasser ertränkt ward sie nicht, wie in vie de Cathérine seconde behauptet wird."

„Nachdem ich Ihnen nun diese Umstände mitgetheilt," fuhr Sir John Dick fort, „will ich Ihnen auch sagen, wer, und weß Herkommens die Lady war. Sie war keineswegs, wie man vorgegeben hat, eine Tochter der Kaiserin Elisabeth, sondern eine Bäckerstochter aus Nürnberg. Halten Sie mein Zeugniß hierüber für streitig oder verdächtig, so wird der jetzt regierende Markgraf von Anspach, der hier ist, und sie recht gut kannte, Ihnen dasselbe bezeugen. Sie war kurze Zeit in Paris, und hier in London ein Freudenmädchen; hier hatte sie ein Paar Worte Englisch aufgeschnappt. Prinz Niklas Radzivil, der von den Russen aus Polen vertrieben worden war, traf sie, machte sie zu seiner Gebieterin, und nahm sie mit nach Italien. Um sich an Catharinen, die ihn aus seinem Vaterlande verjagt, und seine ungeheuren Güter in Litthauen eingezogen hatte, zu rächen, nannte er sie die Prinzessin Tarrakanoff, und gab sie für Elisabeth's Tochter aus. Dafür galt sie auch wirklich bei vielen, die sie sahen, und als das Gerücht überhand nahm, kam es

denn auch bald nach Petersburg. Catharine, begreiflichermaßen bestürzt, daß eine weibliche Mitwerberin vorhanden wäre, welche selbst auf den Russischen Thron Ansprüche machen möchte, benachrichtigt, daß Fürst Radzivil ihr Recht auf das Reich, als rechtmäßiger Tochter der Elisabeth von Razumoffsky, dem sie heimlich verheirathet gewesen, behauptete, glaubte keinen Augenblik verlieren zu dürfen, sich der Person einer so gefährlichen Mitwerberin zu bemächtigen. Sie gab also Alexis Orloff in's geheim Befehl, der angeblichen Prinzessin auf alle Weise, durch alle mögliche Mittel, mit Geld oder mit Gewalt sich zu versichern. Die Furcht der Kaiserin gieng so weit, daß Orloff mir gestand, er habe von Ihro Maj. ausdrücklichen Befehl, sie nöthigen Falls bis Ragusa zu verfolgen, wohin sie sich gezogen haben sollte, sie von der Regierung dieser kleinen Republik zu fordern, und, wofern man sich weigerte, sie auszuliefern, die Stadt zu beschießen und einzuäschern. Aber Alexis fand Mittel, sie ohne Störung oder Feindseligkeit in die Schlinge zu locken und zu ködern. Er behandelte sie, so lange er in Pisa, und sie auf seinem Schiffe in Livorno war, als seine Gebieterin. Dieß ist Alles, was ich von ihr weiß, und mein ganzer Antheil an ihrer Verhaftung und ihrem Unglück."

Diese Erzählung, so natürlich und wahrscheinlich, oder auch wahr sie seyn mag, wird vielleicht doch nicht Jeden überzeugen. Ich gestehe, daß es mir selbst so damit gieng; auch bin ich durchaus nicht vollkommen überzeugt, daß die fragliche Lady nicht Elisabeth's Tochter gewesen. Es ist allgemein angenommen, und mir hat man es immer versichert, daß die Kaiserin heimlich sich Razumoffsky vermählte, von ihm zwischen 1740 und 1745 mehrere Kinder hatte, deren eines auferzogen, und Prin=

zessin oder Gräfin Tarrakonoff genannt ward. Fürst Radzivil mochte, wie in der angeführten Lebensbeschreibung gesagt wird, Mittel gefunden haben, sie zu entführen und sie in Rom verlassen haben. Es ist selbst nach Dick's Erzählung, ausgemacht, daß Catharine sie fürchtete, daß Orloff, auf Catharinen's Befehl, sie lockte und sich ihrer bemeisterte. Daß aber Orloff, seinen niedrigen und grausamen Zweck zu erreichen, sie wirklich geheirathet, oder dieß vorgegeben, daß sie etliche Tage unter John Dick's Dach in Lustbarkeit und Zerstreuungen verlebt, daß „der Consul, sein Weib und das Weib des Admiral Greigh bei ihr im Boot gesessen, welches sie an Bord des Russischen Schiffs brachte," daß endlich ein Britischer Consul sich, seinen Fürsten und sein Volk durch Erleichterung einer solchen Treulosigkeit hätte entehren sollen — all diese Behauptungen Castera's, und andere Berichte über ihre Behandlung auf Orloff's Schiff scheinen mir durchaus keinen Glauben zu verdienen. Auch müßte man John Dick für ganz ehrlos und unwahr halten. Daß er aber andrerseits vor ganz Europa sich einer solchen Schuld bezüchtigen lassen, ohne sie von sich zu wälzen, sobald die Bezüchtigung öffentlich ward, scheint freilich gegen seine Wahrhaftigkeit zu sprechen. Was er mir im vertrauten Gespräch darüber sagte, konnte ihn vor der Welt nicht rechtfertigen. Sir John, dieß muß man auch bedenken, hatte gegen Catharinen persönliche Verbindlichkeiten, sie hatte ihm einen Russischen Orden ertheilt; von ihr zog er, als Orloff mit ihrer Flotte in Livorno lag, viel Geld. Die Art, wie Alexis ihn behandelte, indem er eine Fremde, die er Sir John, oder seiner Frau nie nannte, und mit welcher er lebte, in sein Haus brachte — dieß Alles scheint eine große Dienstbarkeit des Britischen Consuls vorauszusetzen, und kann we-

nigstens vor unbedingtem Glauben bewahren. Jedoch überlasse ich hier Jeden sich selbst.

Aber war denn diese Lady wirklich Elisabeth's Tochter, oder nicht? Dieß ist wohl keineswegs befriedigend auszumitteln. Es ist indeß nicht absolut unwahrscheinlich, daß sie, wie Sir John Dick behauptete, eine Teutsche gewesen, die Fürst Radzivil veranlaßt, oder unterwiesen hatte, Namen und Titel einer Prinzessin Tarrakanoff anzunehmen. Aber auch dann kann man die Kaiserin Catharine nicht verdammen, daß sie sich ihrer Person versicherte. Denn, wäre sie nach Ragusa, und von da in die Ottomanischen Besitzungen gegangen, so wäre sie in den Händen der Türken, mit welchen Rußland damals in Krieg verwickelt war, eine sehr gefährliche Mitwerberin um den Thron geworden. Man muß bedenken, daß Catharine selbst ohne ein Recht der Abkunft, Kaiserin geworden war. Ihr war eine Betrügerin so furchtbar, als eine rechtmäßige Kronbewerberin. Die Geschichte des falschen Demetrius im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, der in den Russischen Jahrbüchern so berühmt ist, konnte ihr schon Furcht einflößen. Aehnliche Auftritte konnten auch unter ihrer Regierung im Innern dieses ungeheuren Reiches vorfallen. Pugatscheff war von einem großen Theil des Russischen Volks lange Zeit als Kaiser Peter III. angesehen worden. Diese Betrachtungen können mindestens in politischer Hinsicht Catharinen's Maaßregeln in Betreff der Lady rechtfertigen.

Paul's erste Gemahlin, Großherzogin von Rußland, sah ich 1774 bald nach ihrer Vermählung in Peterhoff. Sie war eine geborne Hessen-Darmstädtische Prinzessin.

Sie war nicht schön, aber es hieß, sie wär sehr liebenswürdig und anmuthig in ihrem Benehmen. Sie starb nach einem Wochenbett, ungefähr zwei Jahre nach ihrer Vermählung. — — Um ihrem Sohne eine andere Gemahlin zu verschaffen wendete sich Catharine unmittelbar darauf an den großen Friedrich, König von Preußen. Sie entwarf ihm sogar eigenhändig eine Schilderung der körperlichen und geistigen Vorzüge, welche sie verlangte. Friedrich vollzog diesen Auftrag sehr gewandt, und empfahl, nachdem er hinlänglich Alles geprüft, die Prinzessin Sophie von Württemberg. Sie war noch nicht siebenzehn Jahr alt und hatte außer ihrer Jugend auch persönliche Reize, welche des Großherzogs Neigung wohl fesseln konnten. Ihr gründlicher Verstand, ihr untadliches Benehmen sicherten ihr die allgemeine Achtung; von Charaktergröße, oder Ehrgeiz hatte sie nichts, was Besorgniß hätte geben können. 1776 ward Paul, in Begleitung des Marschall Romanzoff, der wegen seiner Siege über die Türken so berühmt ist, nach Berlin gesendet, wo ihn Friedrich in Potsdam auf das glänzendste bewirthete.

Bei einem Gastmal dieser Art, wenn ich mich recht besinne, in dem neuen Palast bei Sanssouci, fiel während der Tafel ein großes Stück Decke herunter, und erfüllte Alles mit Staub, Schrecken und Erstaunen. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart warf der König sogleich seinen Arm um Paul, der ihm zunächst saß, hielt den Großherzog so fest, daß er sich nicht rühren konnte, bis Grund und Folge dieses Unfalls ausgemittelt waren. Nachdem sich gezeigt hatte, daß es bloß am Mangel von Mörtel gelegen, und zufällig sey, gieng sogleich ein Eilbote nach Petersburg ab, und meldete Catharinen den Vor-

fall, mit der Versicherung, daß ihr Sohn vollkommen gesund sey. Friedrich's Scharfblick ist zu bewundern. Wenn es hier Leben galt, so mußte Friedrich sein Leben mit dem Großherzog verlieren. Die Bosheit hätte gewiß Verrath gewittert, hätte ein Unfall, worein der König nicht verwickelt gewesen wäre, seinen Gast betroffen. Durch sein Benehmen kam Friedrich aller Mißdeutung in Petersburg oder an andern Europäischen Höfen zuvor. —

Paul erhielt von Catharinen Erlaubniß, mit der Großherzogin Teutschland, Frankreich und Italien zu bereisen. Er liebte sie außerordentlich, obwohl die Aeußerungen seiner Neigung nicht die zartsinnigsten und schicklichsten waren. Sir William Hamilton erzählte mir, daß, als Paul 1782 nach Neapel kam, er die Ehre hatte, den Großherzog und die Großherzogin bei ihren Ausflügen in die Gegend, um Portici, Pompeji und andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, zu begleiten. „Das erstemal," sagte Sir William, „als ich mit ihnen im Wagen saß, waren wir noch gar nicht weit gefahren, als Paul, gerade als ob ich nicht zugegen wäre, seine Arme um die Großherzogin schlang, und sie so heiß küßte, als ob sie allein und neuvermählt wären. Ich war über diese ungewöhnliche Aeußerung ehelicher Zuneigung etwas verlegen, und wußte nicht, wohin ich blicken sollte; denn es war Niemand weiter mit uns im Wagen, und, da ich Ihro Hoheiten gegenüber saß, so mußte ich Alles mit ansehen, wenn ich gleich that, als besähe ich mir die Umgebungen durch's Glas. Endlich wendete sich der Großherzog an mich, und sagte: Msr. le Chevalier, j'aime beaucoup ma femme. Das hatte ich nun wohl, nach dem was ich gesehen, Grund zu glauben. Wir waren aber noch

nicht eine Meile weiter, so begann er dieselben Liebkosungen, und wiederhohlte sie bis Portici öfter, jedesmal mit der Bemerkung: vous voyez, que j'aime beaucoup ma femme. Ich konnte bloß meine Freude über sein Glück äußern, mußte aber mein Erstaunen über diese Beweise verbergen." —

Dresden.

Im Herbst 1778 besuchte ich Dresden zum zweiten Male. Dieser Hof ward damals den Engländern ganz besonders angenehm gemacht durch die Gastlichkeit und die feinen Sitten Sir John Stepney's, Ministers Sr. Majestät von Sachsen, eines der feinsten Männer, die während der jetzigen Regierung zu Sendungen an auswärtige Höfe gebraucht wurden. Dresden war damals ein Ort, wo die Illuminaten auf den Geist des Volks tiefen und durchgängigen Eindruck gemacht hatten, indem Schrepfer einige Jahre früher es zur Bühne seiner berühmten Geisterbeschwörung des Chevalier von Sachsen gemacht hatte. Ich übergehe sie hier, da ich anderwärts davon gesprochen, erzähle aber dafür eine ähnliche Geschichte, die mir, während meines Aufenthalts in Dresden, vom Grafen Felkesheim mitgetheilt wurde. Er war ein Liefländer, der sich in Sachsen niedergelassen hatte, ein Mann von gebildetem Verstande, über Leichtgläubigkeit, wie Aberglauben, gleich erhaben. Als wir im Monat October zusammen waren und das Gespräch zufällig auf Schrepfer's Charakter und Beschwörungen kam, sagte er: „Ich habe mit Mehreren gesprochen, die bei dem Gespensterauftritt im Palaste des Herzogs von Kurland zugegen waren. Ihre Berichte über die Haupteinzelnhei=

ten stimmten sämmtlich überein. Wiewohl ich mir nun nicht anmaße zu erklären, durch welche Maschinerie und auf welche Art die Sache geleitet wurde, so habe ich ihn doch immer für einen gewandten Betrüger und seine Zuhörer für Betrogene gehalten. Indessen bin ich nicht so entschiedner Zweifler an der Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen, daß ich sie lächerlich finden möchte, weil sie unphilosophisch sind. Ich ward auf der Universität Königsberg gebildet, wo ich Vorlesungen über Ethik bei einem Lehrer hörte, der darin für vorzüglich galt. Ob wohl Geistlicher, galt er doch für ungläubig in mehreren Punkten der geoffenbarten Religion. Als er nun im Verlauf seiner Vorlesungen nothwendig auf die Natur des, von der Körperlichkeit befreiten und losgerissenen Geistes, auf Unsterblichkeit der Seele und eine künftige Welt kam, hörte ich ihm ungewöhnlich gespannt zu. Da schien er mir aber in Sprache und Ausdruck so sichtbarlich verlegen, daß ich mich getrieben fühlte, ihn darüber des Weiteren zu befragen. So wagte ich denn bald nachher, ihm meine Bemerkungen über ihn mitzutheilen und ersuchte ihn, mir zu sagen, ob sie gegründet, oder bloß Einbildung wären."

„Die Verlegenheit, die Sie an mir bemerkten, sprach er, entsprang aus dem Streite, der in mir Statt findet, wenn ich meine Ideen auf einen Gegenstand richten muß, wo mein Verstand vom Zeugniß meiner Sinne abweicht. Durch Vernunft und Reflexion finde ich mich getrieben, Geistererscheinungen ungläubig und verächtlich zu behandeln. Aber eine Erscheinung, die ich mit eigenen Augen, so weit man sich auf sie, oder irgend eine Wahrnehmung verlassen kann, gesehen, und welche nachmals durch andere mit der ursprünglichen Thatsache verbundene Umstände gewissermaßen bestättigt wurde, läßt

mich in dem Zustande von Skeptizismus und Ungewißheit, welcher in meiner Rede sichtbar wurde. Ich will Ihnen den Grund mittheilen. Zum Geistlichen erzogen, erhielt ich von König Friedrich Wilhelm I. eine kleine Pfründe im Inneren des Landes, ziemlich weit südlich von Königsberg. Ich gieng dahin, meine Pfarre in Besitz zu nehmen und fand ein sehr nettes Pfarrhaus, wo ich die Nacht im Schlafzimmer meines Vorgängers zubrachte. Es war in den längsten Sommertagen, und am folgenden Morgen, der ein Sonntagsmorgen war, als ich erwacht, bei aufgezogenen Bettvorhängen und vollem Taglichte da lag, sah ich die Gestalt eines Mannes in einer Art leichten Nachtkleides an einem Lesetisch stehen, worauf ein großes Buch lag, dessen Blätter er zuweilen umzuwenden schien. Ihm zu beiden Seiten standen zwei kleine Knaben, denen er von Zeit zu Zeit gar ernst in's Gesicht blickte, und, wie er sie anblickte, schien er jedes Mal tief zu seufzen. Sein bleiches, trostloses Gesicht verrieth einen tiefen Gram. Ich sah das Alles vollkommen deutlich; nur, weil ich zu erschrocken und furchtsam war, aufzustehen, oder mich selbst an die Erscheinungen vor mir zu wenden, blieb ich einige Minuten schweigend athemloser Zuschauer, ohne nur im mindesten mich zu rühren. Endlich machte der Mann das Buch zu, nahm die beiden Kinder, an jede Hand eines und führte sie langsam durch das Zimmer; meine Augen folgten ihm ängstlich, bis die drei Gestalten allmählich verschwanden, oder sich hinter einem eisernen Ofen verloren, der in der fernsten Ecke des Zimmers stand."

„So tief und furchtbar ich von diesem Auftritte erschüttert, und so wenig ich mir ihn zu erklären im

Stande war, war ich doch meines Geistes mächtig genug, um aufzustehen, kleidete mich schnell an und verließ das Haus. Die Sonne war schon hoch herauf, ich gieng nach der Kirche und fand sie offen; aber der Kirchner hatte sie verlassen und, als ich die Kanzel betrat, war mein Gemüth und meine Einbildungskraft so von dem eben erlebten Auftritt eingenommen, daß ich mich durch Betrachtung der umgebenden Gegenstände zu zerstreuen suchte. Fast in allen lutherischen Kirchen Preussens ist es herkömmlich, an den Wänden die Bildnisse der Geistlichen, oder Pfarrherrn aufzuhängen. In einem der Gänge hiengen mehrere solche schlecht gemalte Bildnisse. Kaum aber hatte ich meine Augen auf das letzte in der Reihe, das Bild meines Vorgängers, geheftet, als sie darauf gebannt waren und ich sogleich das Gesicht erkannte, das ich in meinem Schlafzimmer gesehen, wiewohl hier nicht mit jenem tiefen Ausdruck von Gram."

„Der Kirchner trat ein und ich betrachtete den anziehenden Kopf noch immer. Nun fieng ich an über die Vorgänger mit ihm zu sprechen, und endlich auch über den letzten, nach dessen Geschichte ich mich gar sorgfältig erkundigte. „Wir betrachteten ihn, sagte der Kirchner, als einen der gelehrtesten und liebevollsten Männer, die unter uns gelebt haben. Seine Huld und sein Wohlwollen machten ihn all seinen Pfarrkindern werth, die auch seinen Verlust wohl lange beklagen werden. Er ward aber in der Mitte seines Lebens von einer abzehrenden Krankheit weggerafft, was denn zu manchen unerfreulichen Geschichten Anlaß gegeben hat und worüber noch allerlei gemuthmaßt wird. Gemeiniglich aber glaubt man, er sey an Herzleid gestorben." Da meine Neugier hiermit

nur stärker aufgeregt war, so drang ich in ihn, mir doch Alles mitzutheilen, was er über die Sache wüßte, oder gehört hätte. „Darüber, sagte er, ist nichts bekannt; aber die Lästerung hat ausgebreitet, er habe eine unerlaubte Verbindung mit einem jungen Weibe in der Nachbarschaft gehabt, von welchem er auch, wie man behauptete, zwei Söhne haben sollte. Zum Erweis dieser Angabe weiß ich freilich gewiß, daß zwei Knaben von vier bis fünf Jahren auf der Pfarre waren. Aber sie verschwanden einige Zeit, ehe ihr angeblicher Vater starb, plötzlich; wohin aber, und was aus ihnen geworden, wissen wir Alle nicht. Ebenfalls gewiß ist, daß die Vermuthungen und ungünstigen Meinungen über diese geheimnißvolle Angelegenheit, die ihm nothwendig zu Ohren gekommen seyn mußten, die Krankheit, woran er starb, wo nicht herbei führten, doch beschleunigten; aber er ist nun hingegangen zur Rechenschaft und wir müssen christlich von dem Geschiedenen denken."

„Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie bewegt ich diese Erzählung anhörte, welche mir Alles, was ich gesehen hatte, vor die Einbildungskraft zurück rief und Beweis zu werden schien. Unwillig aber mein Gemüth länger von Phantomen gefesselt zu sehen, welche Täuschung oder Irrthum gewesen seyn konnten, theilte ich dem Kirchner den erlebten Vorfall nicht mit, verließ aber auch das Zimmer nicht, wo er mir begegnet war. Ich wohnte stets darin, ohne doch wieder eine ähnliche Erscheinung zu sehen, und sogar die Erinnerung ward mit dem zunehmenden Herbst immer mehr verwischt. Als der Winter im Anzuge war und Feuerung nöthig machte, ließ ich den eisernen Ofen in der Stube, hinter welchem die drei Gestalten verschwunden waren, heizen. Es kostete etwas Mühe, da der Ofen nicht nur unausstehlich rauchte, sondern auch einen höchst übeln

Geruch verbreitete. Als ich nun nach einem Grobschmied sendete, den Ofen zu besichtigen und auszubessern, entdeckte er inwendig, tief am äußersten Ende, die Knochen von zwei kleinen menschlichen Körpern, welche an Größe den vom Kirchner auf der Pfarre gesehenen Knaben glichen. Dieser letzte Umstand vollendete mein Erstaunen und schien eine Erscheinung, die außerdem für Sinnentrug hätte gelten können, zur wirklichen zu machen. Ich gab die Pfarre auf, verließ den Ort und kehrte nach Königsberg zurück; aber es hat auf mein Gemüth den tiefsten Eindruck gemacht und jene Ungewißheit, jenen Widerspruch veranlaßt, den Sie in meiner letzten Vorlesüng bemerkt haben."

Dieß war des Grafen von Felkesheim Geschichte, die mir ihrer Sonderbarkeit wegen merkwürdig schien, so verächtlich man auch immer über dergleichen Anekdoten urtheilen mag.

Neapel.

Die anziehendste Zeit meines Lebens brachte ich im Sommer 1779 in Neapel zu. Sir William Hamilton, Minister Sr. Majestät, war der unterhaltendste und unterrichteteste Mann für Fremde in jener Hauptstadt. Er beehrte mich bis an seinen Tod mit seiner Freundschaft. Trotz seinem langen und mageren dunkelbraunen Gesicht, einer großen Adlernase und einer Gestalt, die mich immer an Rolando in Gilblas erinnerte, sah er doch so geistreich und wenig gemein aus, daß er Jeden, der ihn sah, mächtig anzog und sich befreundete. Seine Mutter, Lady Archibald Hamilton, war bekanntlich bei Friedrich, letztem Prinzen von Walis sehr beliebt, und Sir William selbst ward von früher Zeit an mit Sr. jetzt lebenden Majestät erzogen, deren Stallmeister er nach seiner Thronbesteigung ward. Schon sehr früh gieng er zum Heere, und war in der Schlacht von Fontenoy, ja ich glaube auch in der von La Feldt. Von der ersteren wünschte ich eine Anekdote zartsinnig wieder erzählen zu können, die er mir mittheilte. „Wir waren damals bekanntlich, sagte er, lange einem schweren und mörderischen Geschützfeuer ausgesetzt, ohne uns nur rühren zu können; die Befehle, auf dem Flecke, wo wir standen,

waren nämlich so streng und geschärft. Die Kanonenkugeln rissen von Zeit zu Zeit ganze Glieder weg und machten eben keinen sonderlich angenehmen Eindruck auf die stärksten Gemüther. Ich hatte damals Gelegenheit, die physischen Folgen der Furcht am menschlichen Körper zu beobachten. Viele Britische Grenadiere, die dem Tode wirklich in jeder Gestalt trotzen konnten und brünstig dem Feinde entgegen zu ziehen wünschten, waren doch innerlich unwillkührlich ungemein beängstet. Da sie sich durchaus nicht halten konnten und doch auf Einem Platze fest stehen mußten, plusieurs d'eux se détroussaient, présentaient le derrière aux canons de l'ennemi et firent feu, und wollten so ihre Verachtung der Gefahr beweisen, vor welcher sie doch immer sich so gewaltig scheuten."

Sir William Hamilton's Vielseitigkeit war höchst anziehend. Bei großem Verstande, philosophischem Gemüthe und einem starken Hang zu mehreren Wissenschaften, auch der schönen Literatur, die er bekanntlich nicht ohne Glück betrieb, war er auch noch ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn er sich, wie der ältere Plinius mit den Erscheinungen des Vesuvs beschäftigt, oder die Alterthümer von Pompeji und Stabiá so begeistert, wie Pausanias die Altgriechischen, erforscht hatte: so konnte er ganze Tage, wohl Wochenlang mit dem Könige von Neapel auf großer, oder kleiner Jagd in den Königlichen Forsten zubringen, oder im Sonnenbrande auf einem offenen Boote, in der Bucht von Castellamare, angestrengt Wurfpfeile nach Fischen senden. Als er schon über die siebzig war, liebte er diese Jagdlust, besonders das Fischen, welches er mit großem Feuer betrieb, noch eben so sehr, und so vereinte er in sich, wie selten ein Mann, leibliche und geistige Leiden-

schaften und Strebungen. Nicht mehr, als zwei Jahr vor seinem Tode sah ich ihn die Tarantella, einen Apulischen Tanz, tanzen, der, eine Nachahmung der ehemaligen bacchantischen Lust, keinen geringen Aufwand von Lebenskraft und Lebhaftigkeit erheischt. Die Veranlassung war so merkwürdig, daß ich sie erzählen muß. Am 15. April 1801 Mittwochs kam die Nachricht von dem ruhmvollen Siege der Engl. Flotte unter Lord Nelson vor Kopenhagen in London an. Sir Wiliam Hamilton wohnte damals in Piccadilly. Ungefähr Abends um zehn Uhr kam ich mit Sir John Macpherson zu ihm. Wir fanden dort die Herzöge Gordon und Queensberry, Lord William Gordon, Hrn. von Calonne, Mr. Charles Greville, William's Neffen, den Herzog von Noja, einen Neapolitanischen Edlen, Mr. Kemble, den berühmten Schauspieler und seine Frau, Mr. Nelson, jetzt Earl dieses Namens, nebst andern Personen. Lady Hamilton, von Lord Nelson's neuerlichem Glück gegen die Dänen begeistert, von welchem Siege er ihr mit seiner noch erhaltenen Hand alle einzelne Umstände vom ersten bis zum achten April gemeldet hatte, fieng, nachdem sie Harfe gespielt, und dazu gesungen hatte, die Tarantella zu tanzen an.

Sir William trat mit ihr an, und bestand den Kampf — denn so konnte man es wohl nennen — einige Minuten. Als er es aber nicht länger fortsetzen konnte, trat Herzog Noja für ihn ein; dieser aber, obwohl fast vierzig Jahr jünger, als Sir William, trat auch gar bald erschöpft ab. Nun sendete Lady Hamilton nach ihrem Kammermädchen, welcher, ebenfalls sogleich erschöpft, eine andere aus ihrer weiblichen Bedienung, eine Schwarze, folgte, die Lord Nelson ihr bei seiner Rückkehr aus Aegypten geschenkt hatte. Eine gehörige Vor-

stellung von diesem Tanze zu geben, würde schwer seyn; indeß hat der Fandango und die Seguedilla der Spanier etwas Aehnliches. Frau von Staël hat ihn auch zu beschreiben versucht, und Corinna auf einem Ball in Rom mit dem Prinzen von Amalfi, einem Neapolitaner, tanzen lassen; aber sie hat das Wollüstige darin, was auf Sinne und Einbildungskraft so mächtig wirkt, niedergehalten. Doch giebt sie darin eine Mischung von Schaam und Wollüstigkeit als Bestandtheile an, welche an die Indischen Bajaderen erinnern. Die Corinna der Frau von Staël konnte mit den Gebärden und Stellungen der alten Statuen nicht vertrauter seyn, als Lady Hamilton, und durch ihre genaue und malerische Nachahmung der übergebliebenen Muster, mit welchen sie zuweilen ganz Eins zu werden schien, ihre Zuschauer nicht anschaulicher nach Herculanum hinein versetzen. Klappern und die Handpauke gehören wesentlich zu diesem Tanze, welcher am Schluß, wegen des erforderlichen Kraftaufwands, sie in einer Auflösung ließ, gleich der Delphischen Priesterin, wenn sie von Apollon's Begeisterung überwältigt ward, oder lieber, gleich der Semele von Correggio nach ihrer Zusammenkunft mit Zeus. Man muß sich nämlich erinnern, daß das tanzende Paar einen Satyr und eine Nymphe, oder vielmehr einen Faun und eine Bacchantin vorstellt. Natürlich konnte so etwas nur in einem auserlesenen Kreise aufgeführt werden, da das Schreien und die Gebärden, das Springen und die Umarmungen, die dabei vorkommen, einen ganz eignen Charakter geben. Ich erwähnte es bloß, um einen Begriff von Sir Will. Hamilton's Lebhaftigkeit in so hohem Alter zu geben. Obgleich ein vollendeter Hofmann, hatte er doch eine solche Unbewundenheit des Betragens, ohne die mindeste Kriecherei, oder Schmeichelei, daß er ganz für das diplomatische Fach

geeignet schien. Sein Gespräch war reich an den mannichfaltigsten Anekdoten. Was Wunder, daß er die Freude und Zier des Neapolitanischen Hofes war! Kein fremder Minister, selbst die dort sich aufhaltenden Französischen und Spanischen Gesandtenfamilien, genossen die Gunst und Liebe Sr. Maj. von Sicilien in so hohem Grade. Auch beschränkte sich die Neigung des Fürsten zu Sir William nicht bloß auf Jagd oder Fischfang; er gab ihm viel Beweise aufrichtiger Achtung, die sich auf die Britische Krone und Nation erstreckte. Ein auffallendes Beispiel lieferte der Junius 1779, als ich eben in Neapel war. Der König von Spanien, Karl III., hatte seinem Sohn Ferdinand im Vertrauen geschrieben, er werde vermuthlich bald sich veranlaßt sehen, mit Ludwig XVI. Parthei gegen England zu nehmen, wie er auch nachher wirklich that. Der König von Neapel theilte, troß dem auferlegten Stillschweigen, diesen Brief doch Sir William mit, versicherte dabei, wie sehr er eine solche Politik bedauere, und wie er sich nie in eine Verbindung gegen England einlassen werde, obwohl er selbst ein Fürst aus dem Hause Bourbon, und namentlich in den Familienvertrag mit eingeschlossen sey. Sir William berichtete des Königs Mittheilung und seine Versicherung unverzüglich an den damaligen ersten Minister Lord North. Ich hörte dieß von ihm selbst zu Neapel.

In Sir William's und Lady Hamilton's Gesellschaft erfuhr ich eine Menge merkwürdiger und glaubwürdiger Einzelnheiten über den König und die Königin von Neapel. Ferdinand IV. war damals neun und zwanzig Jahr, lang, muskulös, rüstig von Bau, großer Anstrengung fähig, und dem Anschein nach für ein langes Leben gebildet. Seine Züge waren grob und rauh, seine Nase unmäßig

lang, wie die seines Vaters und Bruders, Karl's III. und IV. Wiewohl nun einzeln die Theile seines Gesichts eher häßlich als schön genannt werden konnten, hatte es doch im Ganzen etwas sehr Geistreiches, ja selbst Angenehmes. Es lag eine unverfeinerte Einfachheit, oder vielmehr eine rohe Natürlichkeit in seiner Sitte, Gebärde, Haltung und Gespräch, welche doppelt gefielen, einmal weil sie an sich schon etwas sind, was man gern hat, und dann, weil sie auf Thronen so selten sind, wo man fast natürlich Verstellung, Kunst und Hinterhalt erwartet. Wenn er mit Fremden auch wenig sprach, so schien er doch, wenn er sprach, stets zu sagen, was er dachte, und verrieth gar keinen Mangel an natürlichem Verstand, obwohl es ihm ganz an der Kunst und Zierlichkeit fehlte, womit gewöhnlich Unwissenheit übertüncht wird. Er gemahnte mich immer wie ein Landmann, der durch Glück oder Zufall zur Krone gelangte; aber es war ein lieber, ehrlicher, gefühlvoller, gutmüthiger Landmann, der solcher Erhebung nicht ganz unwerth war.

Die Königin, damals noch nicht ganz sieben und zwanzig Jahr alt, schien schon eher für Thron und Hofwesen geeignet. Wiewohl weder von Gesicht schön, noch von Person liebenswürdig, war sie doch nicht ganz in beiderlei Hinsicht entblößt, und wenn ihre Gestalt etwas zu breit war, fehlte es ihr doch nicht an Anmuth, Würde, ja Reiz. Sie ist die einzige Königin, die ich je öffentlich vor einer Menge Personen beiderlei Geschlechts in ihrem Palast an einem Hoftage, weinen sah. Das Fest, an welchem ich ihr vorgestellt ward, war die Jahrtrauer um ihren ältesten Sohn, der gerade ein Jahr vorher, 1778 gestorben war. Es war ein sehr schöner, vielversprechender Knabe, den seine Mutter leidenschaftlich liebte. Die Un-

wissenheit der Neapolitanischen Aerzte war, wie man glaubte, an seinem Tode schuld; denn als er von einer heftigen Magenbeschwerde ergriffen ward, wovon ihn ein schnell gereichtes Brechmittel wahrscheinlich geheilt hätte, begiengen sie die Unklugheit, ihm Blut zu lassen, und veranlaßten dadurch tödtliche Zuckungen. Die Königin war von der Erinnerung an dieses Ereigniß so tief ergriffen, daß sie ihre Rührung nicht verbergen konnte. Im Audienzsaale ihres Palasts zu Neapel stand sie unter einem Thronhimmel, ihre rechte Hand dem Adel und den Höflingen zum Kuß hinreichend, in der linken ein Taschentuch, womit sie beständig ihre in Thränen schwimmenden Augen trocknete. Man mußte günstig für eine Fürstin eingenommen werden, die in einer Lage, und an einem Orte, wo man unmöglich Kunst oder Verstellung argwöhnen konnte, so unwillkürlich ihr zartes Muttergefühl verrieth.

Nach diesem unvollkommenen Umriß des Königs und der Königin von Neapel nach eignen Beobachtungen will ich nun mehrere einzelne Bemerkungen mittheilen, welche ich im Laufe meines Umgangs mit Sir William und Lady Hamilton sammelte. Ich meine seine erste Gemahlin, eine höchst gebildete, treffliche Frau.

„Kein Europäischer Fürst, ohne Ausnahme,“ sagte Sir William, „hat so eine schlechte Erziehung gehabt, als der König von Neapel. Nicht einmal eine Sprache spricht er, außer dem Italienischen, ohne peinliche Anstrengung; und sein gewöhnliches Italienisch ist eine Neapolitanische Mundart, wie seine niedrigsten Unterthanen, die Lazaroni, es unter einander sprechen. Französisch versteht er zwar, und spricht es im Nothfall; aber er lies't selten einen Fran-

zösischen Schriftsteller, und noch weit seltener versucht er darin zu schreiben. Alle Briefe zwischen ihm und seinem Vater, dem König von Spanien, werden in dem gemeinsten Neapolitanischen Rothwelsch geschrieben. Sie schreiben einander oft und viel, aber selten über politische Gegenstände. Ihre Briefe, wovon ich viele gesehen, sind bloß mit Nachrichten über das viele und mancherlei Wild, das sie geschossen, angefüllt, worin es einer dem andern zuvorzuthun sucht. Ferdinand, der höchst selten etwas lieset, ist höchst unglücklich, wenn es regnet und das Wetter zu schlecht ist, um auf die Jagd zu gehen. In diesem Fall wird allerlei hervorgesucht, die Zeit zu tödten und Sr. Maj. Langeweile mit dem läppischsten und kindischsten Zeitvertreib zu verscheuchen. Des Königs Erziehung ist ordentlich systematisch vernachläßigt; denn Karl III., bekümmert über die Geistesschwäche seines ältesten Sohns Philipp, Herzogs von Calabrien, der wegen anerkannten Blödsinns von der Thronfolge ausgeschlossen wurde, befahl, als dieser sein dritter Sohn aus Spanien im Jahr 1759 abreisete, ausdrücklich, daß er sich durchaus nicht mit ernsten Studien beschäftigen, oder irgend auf eine Art anstrengen sollte."

„Den unglücklichen Herzog von Calabrien, der nur vor einigen Jahren gestorben ist, und der Geburt nach Spanischer Thronerbe war, hab' ich oft gesehen. Er wurde mannbar, und mit vielen Rücksichten gehütet; stets waren Kammerherren um ihn, die ihn unabläſſig beobachteten, weil er sonst tausend Unstatthaftigkeiten begangen hätte. Besonders wahrte man ihn vor dem andern Geschlecht, zu welchem er eine sehr starke Neigung hatte; doch dieß gelang nicht immer nach Wunsch. Er hintergieng seine Wächter manchmal, und, wenn er Mädchen

durch die Zimmer des Palastes gehen sah, fiel er sie an, wie Pan oder die Satyrn bei Ovid die Nymphen, und in derselben Absicht. Mehr als Ein Mädchen hat sich nur mit Noth seinen Umarmungen entwunden. An einem gewissen Tage im Jahre durfte er eine Art von Hoftag, oder Lever halten, wo die auswärtigen Minister ihm auf seinem Zimmer aufwarteten; aber sein größtes Vergnügen bestand darin, sich von seinen Umgebungen die Hand halten und Handschuhe, immer ein Paar größer, als das andere bis zu funfzehn, sechszehn anziehen zu lassen. Sein Tod ward mit Recht für ein Glück gehalten."

„Ehe der gegenwärtige König noch ganz siebenzehn Jahr alt war, sorgte Marquis Tanucci, damals erster Minister, vom Madrider Hofe dazu aufgefordert, für eine Gemahlin. Die Erzherzogin Josepha, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, ward zur Königin von Neapel erwählt, und da sie dem jungen Ferdinand als eine von Gemüth recht liebenswürdige und von Person angenehme Prinzessin vorgestellt ward, so erwartete er ihre Ankunft mit großer Freude, ja man könnte sagen, etwas ungeduldig. Natürlich mußte ihn die traurige Nachricht, daß sie an den Blattern gestorben sey, um so mehr bekümmern. Er war auch wirklich so betrübt, als man nur von einem Fürsten seiner Art, und in diesen Jahren erwarten konnte. Was aber seinen Unmuth noch mehr steigerte, war, daß er durchaus nicht an diesem Tage jagen, noch fischen durfte. Ungern und widerstrebend leistete er darauf Verzicht; da er aber nur aus Gefühl der Schicklichkeit darein gewilligt hatte, so suchte er sich auch sogleich innerhalb seiner vier Mauern auf die bestmöglichste Weise zu ergötzen, wobei ihm denn seine umgebenden Höflinge behülflich waren. Man begann also mit Billard, was er

liebt und sehr gut spielt. Nach einiger Zeit ward Laubfrosch und andere Spiele hervorgesucht. Endlich schlug einer der Hofleute, der sinnreicher, als die andern war, vor, das Leichenbegängniß der verstorbenen Erzherzogin zu feiern. Der Gedanke, statt dem König aufzufallen, schien ihm und der ganzen Gesellschaft äußerst unterhaltend, und keine Bedenklichkeit über das Unschickliche, oder scheinbar Lieblose, hinderte die unmittelbare Ausführung. Nachdem man einen aus den Hofleuten, der, der Jugend und dem weiblichen Ansehen nach, die Prinzessin vorstellen konnte, ausgesucht, kleidete man ihn, wie es der Trauerfall erheischte, legte ihn nach Neapolitanischer Sitte auf eine offene Bahre, und, um die Feierlichkeit anschaulicher und historisch treuer zu machen, betüpfte man ihm Gesicht und Hände mit Chocolatentröpfchen, die Blatterbläschen anzudeuten. Als Alles fertig war, begann der Leichenzug durch die Hauptzimmer des Palasts in Portici, wobei Ferdinand den Hauptleidtragenden spielte. Da ich von dem Tode der Erzherzogin gehört hatte, so war ich an dem Tage hingegangen, Sr. Maj. mein Beileid zu versichern, und, als ich eintrat, ward ich Augenzeuge dieses außerordentlichen Auftritts, der anderwärts für unglaublich würde angesehen werden."

„Als nun die Erzherzogin Caroline für ihre Schwester eintrat und bald nachher von Wien nach Neapel kam, gieng der König in Person der neuen Braut bis an die Portella entgegen, wo sich das Neapolitanische und Päpstliche Gebiet scheiden. Sie war damals noch nicht sechszehn Jahr alt, und hatte, wiewohl sie keinesweges für schön gelten konnte, doch viel Reizendes. Ferdinand zeigte seinerseits weder glühende Liebe, noch Gleichgültigkeit gegen sie. Am Morgen nach seiner Vermählung,

welche Anfang Mai's 1768 Statt fand, stand er, da es sehr heiß war, bei Zeiten auf, gieng wie gewöhnlich auf die Jagd und ließ seine junge Gemahlin allein im Bett. Die Hofleute, die ihn begleiteten, fragten ihn, wie sie ihm gefiele, und er sagte: dorme come un' amazzata e suda come un porco. Eine Antwort dieser Art würde außerhalb Neapel für unanständig gehalten werden; hier zu Lande aber sind wir an weit stärkere Verletzungen des Schicklichsten und des Anstands gewöhnt. Handlungen und Verrichtungen, die man in England niemals erwähnt, und sorgfältig verbirgt, werden hier ganz offen vorgenommen. Wenn der König sich recht von Herzen voll gegessen hat, und ein Bedürfniß hinauszugehen fühlt, so theilt er dieß gewöhnlich den ihn umgebenden Adlichen mit, und wählt die Begünstigten, die zum Beweis seiner besondern Vorliebe, dabei um ihn seyn sollen. Sono ben pranzato, spricht er dann, die Hand auf dem Magen, adesso bisogna una buona panciata. Da begleiten die Auserlesenen Se. Maj., und stehen ehrerbietig um ihn her, ihn, so lang es dauert, unterhaltend."

So sonderbar dieß immer scheinen mag, und wie sehr es gegen äußere Begriffe von Schicklichkeit absticht, so ist es doch Jahrhunderte hindurch ganz den Sitten der Italiener, vielleicht auch wohl der Franzosen, gemäß. D'Aubigné, ein sehr ernster Schriftsteller, nimmt keinen Anstand, in den Denkwürdigkeiten seines Lebens höchst umständlich zu erzählen, wie Heinrich IV., sein Herr, bei dieser nothwendigen Verrichtung beinahe auf's Haupt geschlagen worden wäre. Ja, er machte sogar ein Quatrain auf den Vorfall, welches auf die Nachwelt gekommen ist. Die Geschichte ist so natürlich erzählt, und so charakteristisch für die Nation, daß ich nicht umhin kann,

sie mit den Worten des Vfs. wiederzugeben, ohne daß ich jedoch sie zu übersetzen wage. Heinrich, damals König von Navarra, war 1575 von Paris geflüchtet, wo ihn d'Aubigné begleitete. Sie giengen über die Seine bei Poissy, und hielten bald nachher, um auszuruhen, in einem Dorfe an. Hier, sagt d'Aubigné, le roi s'étant allé faire ses affaires dans un têt à cochons, une vieille, qui le surprit en cet état, lui aurait fendu la tête par derrière d'un coup de serpe, sans moi qui parai le coup. Es erhellt aus den Umständen, daß d'Aubigné nahe bei Sr. Maj. war. Dann folgt die scherzhafte Grabschrift, welche er auf den Fall, daß die alte Frau den König erschlagen hätte, auf ihn machte.

Cy git un roi, grand par merveille,
Qui mourut, comme dieu permet,
D'un coup de serpe d'une vieille,
Ainsi qu'il chiait dans un têt.

Sein Vorgänger, Heinrich III., ward bekanntlich in den Magen gestochen, an welcher Wunde er 1589 starb, als er auf der chaise percée saß; in welcher unanständigen Stellung er unbedenklich dem Königsmörder, Mönch Clementin, Audienz gab. Eben so empfieng in unsern Zeiten Marschall Suwarof seine Adjutanten und Generale. Frau von Maintenon, erzählt uns der Herzog von St. Simon, hielt diese Augenblicke für so kostbar, daß sie gewöhnlich Ludwig XIII. nach der Garderobe begleitete. Eben so Louvois, als er Staatsminister war. Der Herzog von Vendome, als er im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Französischen Heere in Spanien und Italien anführte, war gewohnt, die höchsten Personen in öffent-

lichen Angelegenheiten in derselben Lage zu empfangen. Dieß versichert Cardinal Alberoni. Aus du Bois Bericht von der letzten Krankheit Ludwig's XIII. ergiebt sich, welche erniedrigende Verrichtungen Anna von Oesterreich bei diesem Fürsten während seiner Krankheit hatte. Mademoiselle de Montpensier und die Herzogin von Orleans, Damen vom höchsten Rang und Geburt, wie von unbescholtner Aufführung, verschweigen hierüber nichts. Erstere, als sie von ihrer Stiefmutter, der Herzogin von Orleans, der zweiten Gemahlin Gaston's, Bruders von Ludwig XIII., spricht, sagt: „sie hatte die sonderbare Gewohnheit, immer in ein anderes Zimmer zu laufen, pour se placer sur la chaise percée, so oft es zur Mittagstafel gieng. Da sie das nie unterließ, so bemerkte der Haushofmeister Gaston's, welcher Ihro Königl. Hoheit zur Tafel laden mußte, als er seinen Amtsstab anroch, er müsse nothwendig aus Sennapflanze oder Rhabarber bestehen, da er unfehlbar jedesmal die Herzogin nach der Garderobe befördere. „Ich selbst sah die verstorbene verwittwete Kurfürstin von Sachsen, Tochter Kaiser Karl's VII. in ihrem Palast in den Vorstädten von Dresden, vom Spieltisch aufstehen, indem das Zimmer voll Gesellschaft war, ihre Karten niederlegen, einige Minuten hinausgehen, dann wiederkommen, und zu den nächst Sitzenden sagen: j'ai pris médecine aujourd' hui.“ Mithin verstieß Ferdinand damit gar nicht so sehr!

„In allen Leibesübungen,“ fuhr Sir William fort, „welche Kraft und Gewandtheit erfordern, ist der König von Neapel Meister. Er hätte in den öffentlichen Spielen des alten Griechenlands zu Elis, oder Olympia mit ziemlich sicherer Hoffnung um den Preis kämpfen können.

Besonders gerne ringt er; und als er hörte, daß ein junger Irländer, Namens Bourke, der vor kurzem Neapel besuchte, ein geschickter Ringer wäre, so ließ er ihm bedeuten, daß er sich gern mit ihm versuchen möchte; Bourke aber war so vernünftig, einen Kampf um die Ehre der Palästra mit einem gekrönten Haupte abzulehnen. Auf den Hofbällen tanzt er heftig. Da sah ich vor einigen Jahren einen sehr originellen und komischen Auftritt mit an. Als Kaiser Joseph, sein Schwager, auf seinen Reisen hieher kam, ward ihm zu Ehren ein glänzender Ball gegeben; wo er aber nicht selbst mit tanzte. Während Se. Kais. Maj. bei den Tanzenden standen, ließen Sie sich in ein Gespräch mit mir ein. Ferdinand, der die Reihe hinunter gegangen war, und stark schwitzte, knöpfte seine Weste auf, ergriff Joseph's Hand, ließ ihn sein Hemd anfühlen, und rief: sentite qui, fratel mio. Der Kaiser zog seine Hand sogleich nicht ohne große Verlegenheit zurück, und beide Fürsten sehen einander einige Secunden lang an. Befremdung stand auf beiden Gesichtern; denn, wie der Eine nie zu so etwas eingeladen worden war, so hatte der Andere noch Niemand gefunden, dem diese Vertraulichkeit nicht geschmeichelt hätte. Ich mußte mich damals nicht wenig halten, um nicht zu lachen."

„Joseph, der seines Schwagers Verstand sehr gering schätzte, suchte sich über ihn die Gewalt anzumaßen, die ein starker Geist gewöhnlich über einen schwachen gewinnt. So eingeständlich aber auch Ferdinand an Bildung und Verfeinerung ihm nachstand, so gieng er doch keineswegs auf seine politischen Ansichten und Ideen ein. Ja er zeigte bei manchen Gelegenheiten, in mancher Unterredung, trotz seiner mangelhaften Erziehung, einen so gesunden und scharfen Verstand, als der Kaiser oder sein

Bruder Leopold, der Großherzog von Toscana. Während seines Aufenthalts in Neapel flößte Joseph eben nicht viel Bewunderung durch sein Betragen ein. Er war reizbar, ja jähzornig, wo er gute Laune, oder Herrschaft über sein Temperament hätte zeigen sollen. Ich begleitete ihn auf den Gipfel des Vesuvs und sah mit Bedauern, wie er sein Rohr auf dem Rücken seines Führers Bartolomeo, um eines kleinen Versehens willen gegen Se. Kais. Maj., zerschlug.

„Ferdinand's Leidenschaften sind die Wuth für Leibes-Uebungen im Freien, wie Jagen und Fischen; denn letzteres muß wegen der Angemessenheit zum Neapolitanischen Klima mit dazu gerechnet werden. Dafür ist ihm keine Strapatze, keine Entbehrung zu groß. Die Menge des in den Königlichen Forsten, oder Thiergärten zu Astruni, Caserta, Cacciabella, und andern Orten aufbewahrten Wilds, vorzüglich Rehe, Hirsche, wilder Schweine übersteigt allen Glauben, eben so wie die Niederlage bei manchen Jagdreisen. Ich habe oft einen Haufen von bloßen Eingeweiden, oder Kaldaunen so hoch als ich, und mehrere Fuß im Umfange gesehen. Der König fehlt selten einen Schuß; wenn er aber es überdrüßig ist, so wird etwas Anderes vorgenommen. Er zerschneidet dann sogleich die Hauptstücken des Wildprets und sendet davon begünstigten Hofleuten, oder vertheilt sie auch unter das Gefolge. Dieß zu vollziehen zieht er sich aus, legt ein Flanellkleid an, nimmt das Waidmesser in die Hand und zerlegt das Thier mit unbegreiflicher Fertigkeit. Darin kommt ihm kein Zerleger in Smithfield bei; aber häufig ist er von Kopf bis zum Fuß mit Blut befleckt und gewährt einen Anblick, wie man sich ihn nicht leicht denken kann. Die Königin muß oft selbst dabei gegenwär-

tig seyn, vermuthlich mehr dem König zu gefallen, als aus eigner Neigung. Auf dem Wasser beim Harpuniren, oder Fischjagen ist er eben so unermüdet, besonders wenn es auf den Schwertfisch gehet, achtet er weder Hitze, noch Kälte, noch Hunger, noch Gefahr. Gewöhnlich ist er da von Liparoten umgeben, welche von jeher die erfahrensten Schiffer, Taucher und Fischer waren."

„So bringt Ferdinand größtentheils seine Zeit hin, während Teutschlands, Englands, Frankreichs und Spaniens Potentaten in Kriege verwickelt sind. Nicht als ob er gleichgültig gegen das Glück seiner Unterthanen, oder sorglos um die Sicherheit oder das Gedeihen seiner Besitzungen wäre. Im Gegentheil, sein Herz, das für sein Volk sehr günstig gestimmt ist, treibt ihn dieß durchgängig an den Tag zu legen; aber seine verfehlte Erziehung macht ihn blöde, verlegen und linkisch, und seine Minister wünschen gar nicht, seinen Geist zu wecken, oder zu kräftigen. Weder Tanucci, der während seiner Unmündigkeit Neapel regierte, noch Sambuca, der jetzige erste Minister, sehen ihn gern thätigen Antheil an der Staatsverwaltung nehmen. Ritter Acton, der an der Spitze des Seewesens steht, hat indeß angefangen, die Neapolitanische Seemacht auf einen achtungswerthern Fuß zu setzen, als sie seit Jahrhunderten war. Schon schützt sie einigermaßen die Kalabrischen und Sicilischen Küsten, welche beständig durch Algierische, Tunesische und andere Seeräuber unsicher waren; denn diese pflegten zu landen und führten ganze Dörfer in Knechtschaft, gerade wie zweihundert Jahr früher Dragut und Barbarossa. Dergleichen Unglück ist auch jetzt noch nichts Ungewöhnliches. Es ist Thatsache, daß ich selbst vor einiger Zeit auf einer meiner Seereisen um die südlichen Landschaften des König-

reichs in einer Sparonara, dicht unter dem Vorgebirg Spartivento kaum entkam. Lady Hamilton war dabei, und diese Barbaren hätten gewiß meinen Amtscharakter nicht geschont, noch auch auf Rückforderung der Regierung geachtet.

„Dazu wird auch die Macht der Könige von Neapel von manchen Hindernissen gefesselt, die selbst ein Fürst von den herrlichsten Anlagen und dem kräftigsten Charakter schwerlich überwinden würde. In Apulien, wie in Kalabrien und Sicilien, haben die großen Lehensbarone noch immer Vorrechte, die sie fast unabhängig von der Krone machen, und die sie als unverjährbar ansehen, da sie ihr Geburtsrecht ganze Zeitalter hindurch unter den verschiedenen Herrscherstämmen dieses schönen Landes behauptet haben. Die Kirche genießt Einkünfte und Befreiungen, die in vielen Hinsichten mit bürgerlicher Ordnung und Gehorsam nicht bestehen können. Ferdinand wird aber sehr von seinem Volke geliebt, welches seine guten Absichten kennt und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Er ist sogar beliebter, als die Königin. Diese Fürstin, welche einen sehr thätigen Geist und bedeutende Gaben, so wie Ehrgeiz und Herrschsucht, besitzt, hat an der Verwaltung einen Antheil genommen, wie er sich wohl für sie schickt; aber sie wird weniger geachtet, als ihr Gemahl, der, wenn er ihr als Gemahlin nicht inbrünstig zugethan ist, sie doch mindestens mit großer Achtung, Milde und Vertrauen behandelt. Sie leben in ehelicher Eintracht, wiewohl Ihro Maj. nicht von den Schwächen und Gebrechlichkeiten ihres Geschlechts frei ist. Wirklich ist auch Sitte, Gesellschaft und Alles in dieser Hauptstadt weiblicher Tugend höchst feindselig. Von der Zeit der in den Jahrbüchern der Galanterie so berühmten Johanna

von Neapel bis auf den heutigen Tag war dieß Land stets die Bühne ausgelassener Vergnügungen, oder vielmehr zügelloser Lust. Wahrscheinlich wird das auch immer so seyn. Müßte ich aber König werden, ich wählte mir Neapel zum Königreich. Hier hat die Krone weniger Dornen, als in allen andern Ländern. Mangel an politischer Macht sichert dem König gerade seine Ruhe und die Stürme, welche Europa verheeren, gehen über seinem Haupt schonend dahin. Am äußersten Ende von Italien gelegen, ist er Streit und Feindseligkeiten nicht ausgesetzt. Ein herrlicher Himmelsstrich, Küsten, nach welchen sich die Weltherren, die Römer zogen, um einer, anderwärts unerreichbaren, Ueppigkeit zu fröhnen, und die noch jetzt mit Ueberbleibseln Römischen Glanzes oder Griechischer Pracht bedeckt sind, alle Erzeugnisse der Levante, welche hier vorhanden sind mit denen des Mittelländischen Meers, eine glänzende Hauptstadt, Paläste, Waldung, Wild, Alles scheint in dieser zauberischen Bucht vereinigt, was dem Menschen Genuß gewähren kann. Das ist Ferdinand's IV. günstige Lage, und beneidenswerthes Loos." So konnte es auch allerdings ohne Uebertreibung im Jahre 1779 noch angesehen werden, wiewohl in den furchtbaren Krämpfen, welche seitdem durch die Französische Umwälzung Europa erschüttert haben, seine Lage sich wesentlich verändert hat.

Die Straflosigkeit, womit der hohe Adel die greulichsten Verbrechen begieng, und die Leichtigkeit, Untersuchungen zu entkommen, oder die Gerechtigkeit zu umgehen, war in der damaligen Zeit einer der schlimmsten Züge in der Neapolitanischen Regierung. Lady Hamilton, die mehrere Jahre in Neapel wohnte, erzählte mir hievon mehrere Beispiele. „Vor einiger Zeit," sagte sie,

ward eine Sicilianische Dame von hohem Range auf Befehl des Hofs hier von der Insel gefänglich eingebracht. Sie hatte soviel Meuchelmorde und Morde begangen, daß ihre Verwandten selbst sie angezeigt, und die Regierung angerufen hatten, fernern Verbrechen zu steuern. Man glaubt, sie habe zehn bis eilf Personen durch Gift oder Dolch befördert, besonders durch die sogenannte aqua toffana. Ich war neugierig, sie während ihrer Gefangenschaft zu sehen. Sie empfieng mich im Bette, setzte sich auf, sprach sehr angenehm, bot mit Chocolate und Erfrischungen an und schien vollkommen gemächlich zu leben. Von Person war sie fein gebildet, weiblich und angenehm, im Betragen höflich und artig. Sie mochte nicht über drei bis vier und zwanzig Jahr alt seyn. Nach ihrem Benehmen hätte man wohl keine so abscheuliche Mörderin in ihr vermuthet. Wiewohl ihre Schuld unbestreitbar war, wurde sie doch nicht zum Tode verdammt. Lebenslängliches Gefängniß in einem strengen Ordenskloster mit gewissen Bußübungen, denen sie sich unterwerfen müssen — das sind hier die gewöhnlichen Strafen für Verbrecher von hoher Geburt."

Die Nachbarschaft der nördlichen Landschaften des Königreichs Neapel und des Päpstlichen Gebiets, die Leichtigkeit, womit Uebelthäter aus beiden Ländern, so wie sie über die Gränze gehen, eine Freistatt gewinnen, öffnete den schändlichsten Verbrechen Thür und Thor. Als ich eines Tags in Portici mit Lady Hamilton hierüber sprach, erzählte sie mir folgende Geschichte, die ich wörtlich nachzuerzählen suchen will. „Um das Jahr 1743 ward ein Mann, Namens Ogilvie, ein geborner Irländer, der in Rom die Wundarzneikunst mit viel Ruhm getrieben hatte und unweit der Piazza di Spagna wohnte, aus

seinem Bett gerufen, um einigen Fremden mit seiner Kunst Hülfe zu leisten. Sie hielten vor seinem Hause in einem Wagen, und als er nach der Thür gieng, fand er zwei vermummte Männer, die ihn ersuchten, ihnen, da der Fall, der sie herführte, keinen Aufschub litte, sogleich zu folgen und seine Instrumente mitzunehmen nicht zu vergessen. Er willigte ein und stieg in den Wagen. Kaum hatten sie aber die Straße, wo er wohnte, verlassen, so sagten sie zu ihm, er müsse sich die Augen verbinden lassen; die Person, zu welcher sie ihn bringen wollten, sey eine Frau von Rang, deren Name und Wohnort durchaus verborgen bleiben müsse. Auch dieß ließ er sich gefallen, und nachdem man durch eine Menge Straßen gefahren war, vermuthlich damit er keine genaue Vorstellung von dem Theile der Stadt bekommen sollte, wo er hingebracht wurde, hielt endlich der Wagen an. Seine beiden Begleiter stiegen aus, nahmen ihn beim Arm und führten ihn in ein Haus. Auf einer engen Treppe hinauf traten sie in ein Zimmer, wo ihm die Binde abgenommen ward. Nun that ihm Einer kund, ein Mädchen, das seine Familie entehrt habe, müsse nothwendig sterben; sie hätten ihn dazu erwählt, da sie seine Geschicklichkeit kennten; er werde sie im angränzenden Zimmer ganz auf ihr Schicksal gefaßt finden, und müsse ihr die Adern so schleunig, als möglich, öffnen, wofür er reichlich belohnt werden solle.

„Ogilvie weigerte sich Anfangs entschieden, eine seinem Gefühl so widerstrebende That zu begehen. Allein die beiden Fremden versicherten ihn unter feierlichen Racheschwüren, seine Weigerung könne nur ihm selbst tödtlich werden, ohne daß jener dadurch nur im mindesten genützt würde; ihr Urtheil sey unwiderruflich, und, wo-

fern er nicht ein gleiches Schicksal erfahren wolle, müsse er das ihm angemuthete Geschäft vollziehen. So gestellt, und da alle Bitten, alle Einwendungen fruchtlos waren, gieng er in das Zimmer, wo er ein Mädchen von anziehender Gestalt, dem Anschein nach in der Blüthe der Jahre, fand. Sie war ganz loose gekleidet, und unmittelbar nachher stellte eine Dienerin ein großes Gefäß mit warmem Wasser vor sie hin, worein sie ihre Füße setzte. Weit davon entfernt, dem Vorhaben, weßhalb er gesendet war, irgend etwas in den Weg zu legen, versicherte ihn das Mädchen ihrer vollkommenen Ergebung, ersuchte ihn, das über sie ausgesprochene Urtheil möglichst schnell zu vollziehen; sie wisse wohl, Verzeihung sey von denen, welche sie dem Tode geweiht hätten, nicht zu hoffen, und nur der Tod könne ihr Vergehen sühnen. Wobei sie sich glücklich pries, daß seine Menschlichkeit ihre Leiden kürzen und bald beendigen würde."

„Nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst, als kein Mittel sich heraus zu wickeln, oder zu entkommen weder für das Mädchen, noch für ihn sich zeigte, dazu von den Beiden, welche, seines Widerstrebens überdrüßig, Gewalt zu brauchen drohten, wofern er noch länger zauderte, zur Vollziehung gedrängt, nahm Ogilvie seine Lanzette, und öffnete ihr die Adern, so daß sie sich bald verblutete. Nachdem die Männer den Körper genau untersucht, um ihres Todes gewiß zu seyn, bezeigten sie ihm ihre Zufriedenheit und boten ihm einen Beutel Zechinen zur Belohnung; aber er lehnte jeden Lohn ab und bat nur, von dem Orte weggebracht zu werden, an welchen er nicht ohne Schauder denken konnte. Dieß gewährten sie, legten ihm wieder die Binde um die Augen und führten ihn dieselbe Treppe hinab nach dem Wagen. Da sie aber enge war,

so ließ er, seinen Führern unbemerkt, im Hinuntersteigen an einer der beiden Wände die Spuren seiner blutigen Finger. Nachdem man dieselbe Vorsicht, wie vorher, gebraucht, ward er endlich heim gebracht; beim Weggehen legten ihm beide Masken auf, wofern ihm sein Leben lieb wäre, das Vorgefallene weder bekannt zu machen, noch daran zu denken. Sie fügten hinzu, wenn er sich irgend beigehen ließe, es bekannt zu machen, oder eine Untersuchung deßhalb einzuleiten, so würde er unfehlbar ihrer Rache fallen. Hiemit entließen sie ihn an seiner Thür, giengen fort und überließen ihn sich selbst.

„Am folgenden Morgen beschloß er, nach vielen Hin- und Hersinnen, auf alle Gefahr, keineswegs durch Hehl eines so greulichen Verbrechens, Mitschuldiger zu seyn. Es war mißlich, die Klage zu begründen, da er den Ort, wohin er gebracht worden war, eben so wenig kannte, als Namen und Stand des getödteten Mädchens. Ohne sich jedoch von dieser Erwägung abschrecken zu lassen, gieng er zum Secretär der Apostolischen Kammer und meldete ihm die einzelnen Umstände, mit der Bemerkung, daß, wofern die Regierung ihn schützen wolle, er nicht verzweifle, das Haus aufzufinden und die Thäter an's Licht zu ziehen. Kaum hatte Benedict XIV. (Lambertini) der damals Papst war, die Kunde erhalten, so ergriff er sogleich die möglichst wirksamen Maaßregeln, die Verbrecher ausfindig zu machen. Er ließ Ogilvie von einer Sbirren- oder Gerichtsdienerschaar begleiten; und dieser, der aus mehreren Umständen schloß, er sey außerhalb der Stadt Rom gewesen, fieng an, die außer den Mauern gelegenen Landhäuser zu untersuchen. Endlich gelang ihm sein Forschen. Auf dem Landhause Papa Giulio, welches Papst Julius III. erbaut hatte, fand er

die Spuren seiner blutigen Finger; auch das Zimmer, wo er das Mädchen umgebracht, erkannte er wieder. Der Palast gehörte dem Herzog von Bracciano; das Haupt dieser berühmten Familie, und sein Bruder hatten den Mord begangen, und die Gemordete war ihre Schwester. Sobald sie sich entdeckt sahen, flüchteten sie sich hieher, wo sie der Gerechtigkeit leicht entgiengen. Nach einiger Zeit wurden sie durch Verwendung mächtiger Freunde gegen Zahlung einer bedeutenden Geldbuße an die Apostolische Kammer, und unter dem Beding, über dem Kamin im Zimmer, wo das Verbrechen begangen worden war, eine Kupferplatte mit Angabe der That und Buße, aufzustellen, begnadigt. Diese Platte mit der Inschrift war noch vor einigen Jahren daselbst zu finden."

So außerordentlich auch Vieles in dieser Geschichte scheinen mag, so hat sich dergleichen doch auch anderwärts in Europa zugetragen. In Wien und an mehrern Orten des Teutschen Reichs hat man mich versichert, daß im Jahre 1774 oder 1775 ein eben so romantischer und noch räthselhafterer Fall Statt gefunden. Nur das Jahr konnte man mir nicht genau angeben. Bekanntlich wurde der Scharfrichter von Straßburg, wiewohl diese Festung seit Ludwig XIV. stets ein Theil der Französischen Monarchie war, dennoch in dem vorigen Jahrhundert lange auch jenseits des Rheins, in Schwaben, im Badenschen, im Breisgau, welche Alle zu Teutschland gehören, gebraucht. Wie man erzählt, kamen um die angeführte Zeit einige Personen mitten in der Nacht zu dem Scharfrichter und verlangten, er solle sie sogleich vor die Stadt hinaus begleiten, einen Verbrecher von Stande hinzurichten, für welchen Dienst er reichlich belohnt werden solle. Ins besondere schärften sie ihm ein, das schwere zweischneidige

Schwert mitzubringen, welches er gewöhnlich bei Enthauptungen brauchte. In einen Wagen mit seinen Begleitern geworfen, fuhr er über die Flußbrücke nach Kehl, der ersten Stadt am östlichen Rheinufer. Hier sagte man ihm, er habe eine beträchtliche Reise zu machen, deren Zweck sorgfältig verschwiegen werden müsse, indem die hinzurichtende Person von hohem Range sey. Er solle auch nicht widerstreben, wenn sie die nöthigen Maaßregeln nähmen, daß er den Ort, wohin er geführt würde, nicht erkennte. Der Scharfrichter willigte darein und ließ sich die Augen verbinden. Am zweiten Tage kamen sie vor einem mit Wasser umgebenen Schlosse an; die Zugbrücke ward niedergelassen, sie fuhren in den Hof. Nachdem er geraume Zeit gewartet, ward er in einen großen Saal geführt, wo ein schwarz behangenes Blutgerüst und darauf ein Stuhl stand. Bald erschien ein Weib in tiefer Trauer und ganz verschleiert. Sie ward von zwei Personen geführt, welche, nachdem sie sich gesetzt, ihr erst die Hände, und dann die Beine mit Stricken banden. So weit er nach der Figur im Allgemeinen urtheilen konnte, mochte sie über die Jugendjahre hinaus seyn. Kein Wort verlautete, sie klagte nicht, sie widerstrebte nicht. Als nun Alles zur Hinrichtung fertig war, zog er auf ein gegebenes Zeichen, wie es in Teutschland gebräuchlich ist, sein Schwert, hielt sie beim Schopf und trennte mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe. Nur einige Minuten ließ man ihn noch verweilen; dann ward er, reichlich beschenkt, von denselben Personen, die ihn hingebracht hatten, nach Kehl zurück gebracht, und an der Brücke, die nach Straßburg führt, abgesetzt. — Ueber dieß angeblich so hingerichtete Weib hörte ich während meines Aufenthalts in Teutschland mehrere Meinungen. — Die geheimen Jahrbücher der großen Häuser und Fürsten in Teutschland im

siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, mögen wohl viel Beispiele solcher Strenge innerhalb der Familien enthalten. Manche erinnern an die tragischen Ereignisse, die Boccaccio, oder die Königin von Navarra, Franz I. Schwester, Margarethe erzählt, welche letztere Erzählungen keineswegs erdichtet sind, sondern treue Schilderungen der Liebschaften nnd Verbrechen am Hof zu Pau, am Fuße der Pyrenäen, wo sie ihren Hof hielt. Graf Königsmark fiel zu Hanover ein Opfer der Rache Ernst August's, des Vaters von König Georg I.; und wir wissen, wie Friedrich, nachmaliger König von Preußen, kaum dem Schwerte entgieng, welches seinen Genossen Katt enthauptete, der von Friedrich Wilhelm I. willkührlich geopfert ward, bloß weil er des Prinzen Flucht vom väterlichen Hofe erleichtert hatte.

Weil ich hier einmal von außerordentlichen Ereignissen spreche, will ich noch etwas dieser Art erzählen. Im Jahre 1778, im ersten Winter, den ich zu Wien verlebte, wurde ich mit dem Grafen und der Gräfin Podotski bekannt. Sie war eine der schönsten und gebildetsten Frauen von hohem Rang, die ich auf dem festen Lande gesehen. Ihr Gemahl, ein Polnischer Großer, erblicher Groß-Ober-Mundschenke der Krone war gewissermaßen Oesterreichischer Unterthan, zufolge der ersten Theilung Polens im Jahre 1772. Da seine Erbgüter vorzüglich in dem südlichen Theile des Reichs lagen, welcher Marien Theresien zu Theil ward, so zog er mithin nach Wien und lebte hier und in Warschau abwechselnd. Im Winter 1776, als der Graf und die Gräfin von Wien nach Krakau reiseten, kamen die Wölfe, die in den Karpathischen Gebirgen im Ueberfluß sind und wegen der strengen Kälte kühner und wilder, als gewöhnlich, wa=

ren, in Schaaren herab, und verfolgten ihren Wagen zwischen den beiden Städtchen Oswiezk und Zator, welches leztere nur einige Meilen von Krakau liegt. Von den zwei ihn begleitenden Bedienten war einer nach Zator vorausgesendet worden, um Postpferde zu bestellen. Der andere, ein Heiducke, dem er, seiner Treue wegen, sehr zugethan war, sah, daß die Wölfe reißend ihnen das Feld abgewannen und bat den Grafen, ihm zu erlauben, daß er ihnen sein Pferd überließe, wodurch sie in ihrer Wuth aufgehalten, und der Graf nebst der Gräfin Zeit gewinnen würden, Zator zu erreichen. Podotski bewilligte den Vorschlag; der Heiduck stieg hinten auf den Wagen, und ließ sein Pferd zurück, welches bald eingeholt und in tausend Stücken zerrissen wurde.

Unterdessen sezten sie ihre Reise schleunigst fort, in Hoffnung die Stadt zu erreichen, von welcher sie nicht mehr gar fern waren. Aber ihre Pferde waren schlecht; die Wölfe, reißender und hiziger geworden, nachdem sie einmal Blut gekostet, waren fast ihnen nach. In dieser äußersten Noth sprach der Heiduck zu seinem Herrn: „Da ist nur ein Weg zur Rettung. In einigen Minuten sind wir Alle aufgezehrt. Ich bin bereit, mich zu opfern und den Wölfen entgegen zu gehen, wenn Sie mir schwören, meinem Weib und Kindern Vater zu werden. Ich bin verloren; während sie aber über mich herfallen, entkommen Sie." Podotski stand eine Weile an, dieß Anerbieten anzunehmen; aber von der Aussicht auf bevorstehende Vernichtung Aller bedrängt, ohne Aussicht auf Rettung willigte er ein und versicherte ihn, wenn er sich für ihre gemeinsame Rettung opfere, solle seine Familie in ihm stets einen Beschützer finden. Der Heiduck stieg sogleich ab, gieng den Wölfen entgegen, ward umringt

und war bald dahin. Der Graf erreichte die Thore von Zator und war gerettet. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß der Heiduck ein Protestant, sein Herr ein Katholik war. Graf Podotsky hielt, zur Ehre der Menschheit, sein Wort gewissenhaft. Die Geschichte ward mir zwar nicht vom Grafen selbst, aber von Personen erzählt, die ihre Aechtheit verbürgen konnten, und zwar im Hotel des Französischen Gesandten, Barons von Breteuil, zwei Jahre nachdem sie vorgefallen, im Spielzimmer, wo der Graf selbst war.

Florenz.

Wenn 1779 Neapel der Einbildungskraft und den Sinnen eine Menge bezaubernder Gegenstände vorführte, so hatte Florenz, wo ich in demselben Jahr ziemlich lange lebte, andre, das Gemüth fesselnde Reize. Der Palazzo vecchio, vormals vom ältern Cosmo und Lorenzo de Medici, immerdar ehrwürdigen Namen! bewohnt — die Lorenzocapelle, wo die Ueberbleibsel so vieler Fürsten dieser erlauchten Familie ruhten, deren Denkmäler von Michel Angelo's Hand geschmückt sind — die Gallerie aller jener Meisterwerke alte, wie neuer Kunst, welche Geschmack und Reichthum durch mehrere Menschenalter hindurch hier gesammelt hatte — selbst die Umgebungen, der Arno, Fiesole, Vallombrosa, und Alles weckte classische oder poetische Erinnerungen. Sir Horace Mann, damals Englischer Gesandter am Hofe von Toscana, hatte den Untergang des Mediceischen Hauses überlebt, aber noch immer dieselbe Vorliebe für diesen Fürstenstamm, wie Brantome für die Familie Valois. Er erwähnte und kannte den letzten Großherzog der Mediceischen Linie, Johann Gaston, der 1737 starb, persönlich. Mit seinem Tode kam dieß schöne Land, da keine Nachkommen da waren, endlich an den Prinzen von Lothringen.

Als ich eines Tages mit Mann auf diesen Fall, der ihn noch immer schmerzte, zu sprechen kam, sagte er: „Johann Gaston war einer der geistreichsten gebildetsten Männer dieses Jahrhunderts, hätte nur sein unmäßiger Hang zum Vergnügen seinen Geist nicht entnervt und seinen Körper geschwächt. Schon lange vor seinem Tode war er untüchtig; deßhalb aber gieng seine Familie nicht ein. Es schien ein Schicksal über dem Mediceischen Hause zu walten und alle Maaßregeln für seine Fortpflanzung zu Schanden zu machen. Als es ausgemacht war, daß Johann Gaston seine Linie nicht fortpflanzen konnte, ward Cardinal Hippolytus von Medicis, sein Oheim, dazu erwählt; und man verschaffte ihm Päpstliche Dispensation von seinem Gelübde. Da der einzige und unerläßliche Zweck der Vermählung war, männliche Erben für das Großherzogthum zu bekommen, damit es nicht fremder Gewalt anheimfiele, oder der Spanischen, Französischen, oder auch Oesterreichischen Monarchie einverleibt würde, so durchsuchte man ganz Italien, um eine schöne junge Prinzessin zu finden, von welcher man sich eine zahlreiche Familie versprechen konnte. Alles Erforderliche schien eine Prinzessin von Mirandola, auf welche die Wahl fiel, zu vereinen. Die Vermählung ward gefeiert; und da der Bräutigam schwächlich und alt war, so ward der Prinzessin ganz offen zu verstehen gegeben, sie müsse aus Staatsgründen, worauf die Fortdauer Toscanas unter dem regierenden Hause beruhe, einen Erben gebären. Man umgab sie absichtlich mit den anmuthigsten Jünglingen und Pagen, und erleichterte ihr alles, was zum Zweck führen konnte. Aber sie hielt ihr eheliches Gelübde so heilig, daß keine Verführung über sie siegte, und so blieb sie ohne Nachkommen. Ihr Gemahl starb; Johann Gaston war sein Thronfolger. Da Frankreich

Lothringen gewonnen hatte, Don Carlos Herrscher von Neapel geworden war, so ward Toscana als erobertes, oder verfallenes Land, Franzen, Herzog von Lothringen, übergeben. Kaum war dieß aber geschehen, als Hippolytos Wittwe, die allen Versuchungen widerstanden hatte, ihrer Neigung den Zügel schießen ließ, und binnen wenig Jahreu zwei bis drei Kinder gebar. So kam Florenz, diese Schatzkammer so vieler unschätzbarer Griechischer und Römischer Bildwerke, die von den Mediceern Jahrhunderte lang gesammelt worden waren, an die Oesterreichische Familie." Sir Horace sah damals die neuen, über Toscana schwebenden Umwälzungen noch nicht voraus.

Dieß schöne Land, die Wiege der Künste, genoß 1779 unter der milden und väterlichen Regierung des Großherzogs Leopold einen hohen Grad von Glück und Wohlstand, vielleicht soviel, oder auch noch mehr, als je, theils als Republik, theils unter den Mediceern. So lange sein Vater Franz Herrscher von Toseana war, ward es bloß als eine von der Oesterreichischen Monarchie abgetrennte Landschaft betrachtet, selten besucht, und die innere Verwaltung Teutschen, oder Lothringischen Unterthanen überlassen. Als aber Leopold folgte, gewann Florenz eine andere Gestalt, und wiewohl er zuweilen nach Wien gieng, aus Pflicht gegen seine Kaiserin Mutter, Maria Theresia, war er doch für Oesterreichs Himmel und Sitten nicht eingenommen. Er liebte die Ufer des Arno, theilte seine Zeit zwischen den Regierungsgeschäften, der Erziehung seiner zahlreichen Familie, welche er selbst gar emsig besorgte, und den Forschungen in Naturwissenschaften, besonders der Chemie, wofür er eine große Vorliebe hatte. Gleich andern alten und neuen königlichen Weisen, — Friedrich den Großen von Preußen allein, denk' ich, aus-

genommen —, suchte er in weiblichem Umgange sich von Staatssorgen und Geschäften zu erhohlen. Damals war die Gräfin Cowper seiner Anhänglichkeit wegen ausgezeichnet, und ihr Gemahl, Lord Cowper, ward bald nachher auf Leopold's Verwendung bei seinem Bruder Joseph, Teutscher Reichsfürst; eine Ehre, die, soviel ich weiß, keinem Englischen Unterthan seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts widerfuhr, wo John Churchill, der große Herzog von Marlborough, zur Würde eines Fürsten von Mildenheim, nach dem denkwürdigen Siege bei Blenheim von Joseph I. erhoben ward.

Ueber Joseph und Leopold muß ich hier einige Worte sagen. Joseph's mehr, als neunjährige Regierung, vom November 1780 bis zum Februar 1790 kann als eine der unglücklichsten und dem Hause Oesterreich nachtheiligsten betrachtet werden. Gleichwohl hatte er manche hohe Tugenden, wie Thätigkeit, Sparsamkeit, Vielseitigkeit, Zugänglichkeit, unermüdlichen Fleiß, große Entsagung, Drang, sein Volk kennen zu lernen und zu bessern. Aber er war ein Planmacher, vorschnell, ehrgeizig und von der ängstlichen Nachahmung seines Vorbilds, als General und Staatsmann, des Königs von Preußen, Friedrich's II., irre geleitet. Dieser große Fürst ward selbst mehrmal im siebenjährigen Kriege das Opfer seiner Unbesonnenheit, oder hartnäckigen Weigerung gegen die Warnungen seiner Befehlshaber. Joseph suchte mit weit geringern Gaben die Kriegsunternehmungen zu leiten; hatte aber stets Unglück im Felde. Laudon mußte ihn zwingen, im Türkenkriege das Lager in Niederungarn zu verlassen, und seine Waffen drangen nicht eher über die Donau nach Servien ein, als bis Er das Heer verließ und nach Wien gieng. Seine Verbündung mit Catharine II., und seine Besuche in der Krimm, wovon uns der Prinz de

Ligne soviel unterhaltende Geschichten mitgetheilt hat, waren für seine Krone und sein Volk nicht wohlthätig. Wir wissen, daß er wirklich mit der Russischen Kaiserin den ganzen Europäischen Theil der Türkischen Herrschaft und einiger Asiatischen Landschaften längs dem Schwarzen Meere zu theilen im Sinn hatte; aber sie fanden es leichter, Polen zu theilen, als die Türkei zu zerstückeln. Joseph's unkluge, willkührliche und unpolitische Verletzungen der Freiheiten, oder verfassungsmäßigen Rechte seiner Unterthanen, durch viele aufgehobene Klöster nur noch drückender und fühlbarer geworden, veranlaßten unter den Ungarn und in den Oesterreichischen Niederlanden Aufstand, oder eine gefährliche Gährung. Während er die Eroberung der Ottomanischen Landschaften jenseits Belgrad, welches Prinz Eugen siebenzig Jahre vorher bezwungen hatte, hitzig vorausnahm, eröffneten die Ungarn eine geheime höchst gefährliche Unterhandlung mit dem Berliner Hofe und die Flamänder warfen die Kaiserliche Regierung in Brüssel über den Haufen. Selbst das Erzherzogthum Oesterreich und das Königreich Böhmen zeigten Spuren von Mißvergnügen, während die Französische Umwälzung, die im Sommer 1789 begonnen hatte, und mit Riesenschritten auf Volksherrschaft, Herrenlosigkeit und Gewalt losgieng, seine Aufmerksamkeit nur wenig anzog. So mißlich und krampfhaft war die Lage der Oesterreichischen Monarchie im Frühling 1790, als Joseph im neun und vierzigsten Jahre starb, erschöpft von Krankheiten, welche durch seine Reizbarkeit, Unruhe und Geschäftsüberhäufung veranlaßt, oder beschleunigt wurden.

Leopold, sein Nachfolger, unstreitig ein tiefdenkender, vielumfassender Fürst von gesunder Urtheilskraft, sahe das Unglück, das aus seines Bruders Neuerungssucht, rastlosem

Ehrgeiz und Thätigkeit hervorgegangen war. Aber es war nicht leicht, die von Joseph mit der Kaiserin Catharine eingegangenen politischen Verbindungen aufzuheben. Dennoch gab Leopold, bekümmert um Flandern und Ungarn, indem er den Ausgang des revolutionären Kampfes, worin sein Schwager Ludwig XVI. mit seinen Unterthanen verwickelt war, fürchtete, nach vielen Zweifeln und langem Säumen endlich das Bündniß mit Rußland auf. Ein Vorfall, der sich nicht gar lange nach seinem Regierungsantritt ereignete, bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Potemkin, der damals seine Kaiserliche Gebieterin und den Petersburger Hof beherrschte, und die Heere in der Nähe von Oczakow, an der Küste des Schwarzen Meeres, befehligte, verfolgte seine Eroberungen in der Türkei so weit westwärts, daß er der Oesterreichischen Gränze an der Niederdonau in Servien nahe kam. Unzufrieden mit den Vorschritten eines solchen Nachbars schrieb der Kaiser ihm, zwar sehr verbindlich, äußerte jedoch auch, wie er wünsche, er möchte seine Vortheile auf dieser Seite nicht weiter verfolgen. Potemkin, von der Gunst seiner Kaiserin trunken, roh im Betragen, übermüthig und fern von aller Rücksicht auf Politik, oder auf die Würde des Briefstellers, war so keck, den Brief auf den Boden zu werfen, darauf zu speien und ihn mit Füßen zu treten, wobei er sich die beleidigendsten, schnödesten Ausdrücke gegen Leopold erlaubte. Dieß wilde und unkluge Aufbrausen erfuhr der Kaiser bald darauf von Foscari, dem Venetianischen Gesandten am Petersburger Hofe, der nach Wien zurückkehrte, und den Se. Kais. Maj. daselbst sprach. Leopold hörte Alles mit scheinbar großer Gelassenheit an; darum aber machte ein solcher Schimpf nicht minder Eindruck auf sein Gemüth. Freilich mochte Potemkin wohl schon früher Grund haben zu vermuthen, daß die Bande

zwischen beiden Höfen bald aufgelös't werden, und Oesterreich neue Bündnisse schließen würde.

In der That richtete auch Leopold von den frühsten Zeiten seiner Regierung an alle Blicke auf die beiden Höfe Berlin und London. Nachdem er mit dem König von Preußen den Reichenbacher Vertrag geschlossen, machte er zu Sistova Frieden mit den Türken, entsagte allen Eroberungen seines Bruders Joseph in Bosnien und Servien, gab Belgrad der Pforte wieder und lös'te die Verbindung mit Catharinen. Da er sehnlichst wünschte, dem Lauf der Französischen revolutionären Grundsätze die, wie er voraus sah, Europa in das größte Elend bringen mußten, Einhalt zu thun, so veranstaltete er den berühmten Pilnitzer Congreß. Im Sommer 1791 gieng er mit seinem ältesten Sohne, dem gegenwärtigen Kaiser Franz, nach diesem Schloß des Kurfürsten von Sachsen unweit Dresden; dort traf ihn Friedrich Wilhelm, ebenfalls von seinem Nachfolger, dem regierenden König von Preußen, begleitet. Die Conferenzen führten zu einem Vertrag, dessen Grundlage der Entschluß war, „Frankreich nicht zu bekriegen, aber sich gegen Einführung Französischer revolutionärer Grundsätze in Teutschland und den Niederlanden zu rüsten." Der Kaiser hatte die Meinung gefaßt, die er auch systematisch befolgte, die republikanische Parthei in Paris würde durch Angriffe und Feindseligkeiten nur unterstützt werden, suchte also Krieg zu vermeiden; aber er dachte auch, die großen Europäischen Mächte müßten gegen Französische Grundsätze sich rüsten, eine Gränzschnur um Frankreich ziehen, so die politische und sittliche Ansteckung verhüten, und sie unter einander ihre Wuth erschöpfen lassen.

Dieß war Zweck jenes Vertrags. Wie weit dieser Plan, wenn der Teutsche Reichskörper von 1791 an ihn

befolgt und Leopold geleitet hätte, förderlich gewesen wäre, wage ich nicht zu entscheiden. Moralische und politische Grundsätze können vielleicht durch keine Vorkehrung menschlicher Weisheit beschränkt, oder abgewehrt werden. Mindestens bin ich vollkommen überzeugt, hätte Pitt schon im Jahr 1793 Frankreich offnen Krieg erklärt, er hätte England nicht durch kluge Säumniß gerettet. Ja ich dachte damals und denke noch immer, nach mehr als zwanzig Jahren, Mr. Fox hätte wohl eben so gedacht und gehandelt, wenn er, wie Pitt, erster Minister und Großschatzmeister gewesen wäre. Der ganze Unterschied ihrer Ansichten von dem Streben der Französischen Umwälzung lag bloß in dem Besitz, oder in dem Nichtsbesitz von Staatsmacht. Dieß erwies sich später, als nach Pitt's Tode 1806 Fox eintrat. Da zeigte sich gar bald, wie sehr seine nunmehr erlangte Stelle im Cabinet seinen Verstand aufklärte und seine Maaßregeln kräftigte.

Ich komme wieder zu Leopold. Ihm war so viel daran gelegen, ein Schutzbündniß gegen die Französische republikanische Ansteckung zu schließen, daß er schon am Tage nach seiner Krönung in Frankfurt, im Herbst 1790, einen vertrauten Geschäftsträger an den Berliner Hof abgehen ließ, um eine besondere Unterhandlung mit Friedrich Wilhelm zu eröffnen. Sie beschränkte sich persönlich auf die beiden Herrscher; die beiderseitigen Minister, Kaunitz und Herzberg, wurden von aller Kunde ausgeschlossen. Der König von Preußen, der gar bald auf Leopold's Ansichten eingieng, sendete seinen Günstling Bischoffswerder, ihm dieß zu hinterbringen. Nun sahen sie aber wohl ein, daß ohne England keine zweckmäßigen, oder wirksamen Maaßregeln genommen werden konnten. Mr. Pitt und Lord Grenville giengen feurig auf den Plan ein, der

den doppelten Zweck hatte, Catharinens Waffenglück an der Küste des Schwarzen Meeres Einhalt zu thun, und die Republikaner in Paris zu zügeln, ohne Frankreich Krieg anzukündigen. Das Erste wäre unstreitig erreicht worden, hätte Fox nicht im Unterhause eine so furchtbare Opposition erregt, daß das Ministerium wider Willen von seiner Verbindlichkeit abgehen mußte. Er sendete zu derselben Zeit Mr. Adair als Privatgeschäftsträger nach Petersburg; wofür er wohl verdient hätte verantwortlich zu werden, weit eher als Hastings für sein Benehmen, als Generalgouverneur von Indien. Leopold, der Catharinens Rache fürchtete, an Pitt's und Grenville's Aufrichtigkeit zweifelte und bei dem vorauszusehenden Murren seiner Heere über die Räumung Belgrads, und die Rückgabe seiner Eroberungen in Servien, nicht ruhig bleiben konnte, sagte zu einem seiner Vertrauten, der Vermittler zwischen ihm und Friedrich Wilhelm war: j'ai signé la paix avec les Turcs; mais la Grande-Brétagne, est-elle sincère? Me tiendra-t-elle ses engagemens! Cathérine sera inexorable. Je l'ai vue en songe hier la nuit le poignard à la main.“ Er mißbilligte und bedauerte auch Pitt's Benehmen gegen die Kaiserin im Betreff Oczakows; es sey zu streng, reize nur und werde sie zu Unversöhnlichkeit bringen. „Warum," sagte Leopold zu demselben Freunde, „warum der Kaiserin ihre Lorbeern entreißen?" Und wirklich feuerte Catharine, welche weder Oesterreich, noch Preußen, noch England ihr Benehmen gegen sie vergab, diese Mächte zum Krieg gegen Frankreich in Jahre 1792 an; aber nie half sie ihnen im Kampfe. Im Gegentheil zwang sie Friedrich Wilhelm, sich von dem großen Bunde loszusagen und nach Hause zu gehen, um Polen anzugreifen. „Hätte ich," sagte der König, „mein Heer nicht in meine Besitzungen zurück ge-

führt, sie hätte nicht bloß Warschau genommen, sondern wäre auch nach Berlin gekommen.“ Rußland also wirkte besonders zum Sturz der ersten, gegen die Französische Republik geschlossenen Verbündung.

Im Herbst 1791 hielt Leopold auf seinem Wege von Wien nach Florenz, um Erfrischungen zu nehmen, in einem kleinen Posthause im Herzogthum Steiermark an. Da versammelte sich, ihn zu sehen, eine Menge Volks — lauter Unterthanen von ihm! Unter diesen bemerkte er eine alte Frau, die, als er in den Wagen stieg, nahte, mit der Hand an die Scheiben pochte, und einige heftige rauhe Worte mit heftigen Gebärden zu ihm sprach; da sie aber Steierisch sprach, so verstand er sie durchaus nicht. Weil er nun vermuthete, sie habe eine Klage anzubringen, oder fordere Abstellung eines erlittenen Unrechts, so befahl er seinem Gefolge, sie zu fragen, was sie wollte. Man nahm erst Anstand, ihm Kunde zu geben. Da er es aber durchaus verlangte, antwortete Einer, sie habe gesagt: „gieb uns schnell unser Recht! Wir wissen Alles, was die Pariser Fischhändlerinnen gethan haben.“ Der Kaiser erwiederte nichts; als er aber die Geschichte dem erzählte, von welchem ich sie hörte, setzte er hinzu: „Sie werden mir zutrauen, daß ich viel über die Französische Umwälzung und ihre Folgen gedacht und gelesen habe; was aber darüber gesagt worden, oder geschrieben werden kann, hat mich nie so tief ergriffen, als diese wenigen Worte der Alten in Steiermark.“

Trotz aller Bemühungen der Ausgewanderten, Leopold zum Kriege mit Frankreich zu bestimmen, blieb er unbeweglich fest auf seinem Grundsatz, sich gegen die Umwälzung zu rüsten, aber nie die Französische Nation an-

zugreifen. Erst nach seinem Tode, unter seinem Nachfolger Franz, im Sommer 1792, rückten die Oesterreicher mit den Preußen in Champagne ein. Leopold starb in diesem Jahre am 1. März zu Prag, wohin er abgegangen war, um sich als König von Böhmen krönen zu lassen.

Unter den so sehens = als mitleidswerthen Gegenständen, welche Florenz im Jahr 1799 einem Engländer aufzeigen konnte, war der Ritter St. George, oder, wie wir ihn gewöhnlich nennen, der Prätendent. Man konnte ihn nicht ansehen, ohne allerhand Betrachtungen über sein Schicksal, und die Lage seiner Familie, deren Stellvertreter er war anzustellen. Die alte und neue Geschichte haben kein Beispiel einer so ausgezeichnet, mehrere Menschenalter hindurch, unglücklichen Familie. Das Unglück, welches das Haus Bourbon traf, so schrecklich es auch war, war in einen Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren zusammengedrängt; aber von Jacob I. von Schottland an, der 1437 auf die unmenschlichste Weise zu Perth ermordet ward, bis auf seinen letzten Abkömmling — Jacob I. von England und Karl II. allein ausgenommen — starben all die übrigen von Henkers Hand, oder eines gewaltsam frühen Todes, oder in Verbannung, von Fremden unterstützt. Der Ritter St. George erregte jedoch nicht bloß als Enkel Jacob's II., und Erbe der Ansprüche der Stuarts, Theilnahme. Von seiner Mutter her stammte er von dem berühmten Johann Sobieski, König von Polen, seinem mütterlichen Urgroßvater; denn der erste Ritter St. George war um das Jahr 1719 von Inspruck weggebracht worden; und hatte Clementina Sobieska, Tochter und Erbin des Prinzen Jacob Sobieski, geheirathet, den der König von Schweden, Karl XII., einige Jahre früher auf den Thron von Polen zu erheben gesonnen war. Nach dem

Rechtsanspruch dieser Prinzessin erbte ihr Sohn die bedeutenden väterlichen Güter in Polen, deren Ertrag eine weit ergiebigere Quelle des Unterhalts war, als die ärmlichen Schenkungen, welche die Französische und Spanische Krone, oder der heilige Stuhl nach Maaßgabe der Umstände machten, oder auch zurücknahmen. Auch Clemen's XIV. (Ganganelli) entzog ihm den vormals aus St. Peter's Schatzkammer gezahlten Gehalt, als er dem Ritter die öffentlichen Ehrenbezeigungen nicht mehr lassen wollte, die sein Vater und er selbst in Rom genossen hatten, wo sie über ihrer Loge im Schauspielhause einen mit dem königlich Englischen Wappen verzierten Thronhimmel hatten. Auch wurde dieser Gehalt, glaube ich, selbst von Pius VI. nach seiner Wahl zum Päpstlichen Stuhl 1775 nicht wieder ausgezahlt; aber zu der Zeit, von welcher ich spreche, konnten die Einkünfte des Prätendenten auf mehr als 5000 Pf. St. geschätzt werden; was denn hinlänglich war, in Florenz standesmäßig zu leben.

Sein Kopf war selbst in seiner besten Zeit wohl sehr mittelmäßig; aber sein Muth, wenn es auch nicht gerade Heldenmuth war, ist in dem Feldzug von 1745 und 1746, so viel ich weiß, nie von den Schotten bezweifelt worden, so wenig als Karl's II. in der Schlacht bei Worcester 1652 und Jacob's II. bei mehreren Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande. Wirklich ist Karl I. der einzige Fürst in dem Stuartschen Hause, nachdem es zum Englischen Thron gelangte, dessen Tapferkeit hinlänglich bei Edgehill, Newbury, Naseby und in andern Schlachten und Treffen bewährt, ihn auch auf dem Blutgerüste noch aufrecht hielt. Im Jahr 1779 war Karl Eduard ein gar kläglicher Anblick. Er ward von seinen Bedienten nach dem Theater gebracht, wo er fast alle Abende er-

schien, und im Hintergrunde seiner Loge auf eine Art von Sofa gelegt. Die Gräfin Albani, seine Gemahlin, nahm, während der Vorstellung den Vordersitz ein. Graf Alfieri, ein von Geist, Tracht und Benehmen höchst excentrischer Mann, ihr Cavaliere servente, begleitete sie stets öffentlich, wie das in ganz Italien bräuchlich ist. Da aus begreiflichen Ursachen Engländer einem Manne, der Ansprüche auf die Britische Krone machte, nicht vorgestellt werden konnten, so konnte man den Ritter St. George nur im Theater sehen, und auch da noch war er wegen seiner Kränklichkeit, verborgen und selten sichtbar.

Da ich ihn indeß doch genauer sehen wollte, als in dieser Entfernung möglich war, so stellte ich mich eines Abends an eine besondere Treppe an der Thür, welche er nach dem Schluß der Vorstellung passiren mußte. Ehe ich 1777 England verließ, hatten Se. Maj. auf Verwendung Lord Robert Manner's, der damals das dritte Dragonerregiment Garde befehligte, geruhet mir Lieutenants Rang zu geben, und Lord Robert hatte mir seine Uniform zu tragen erlaubt, die ich damals an hatte. Der gegenwärtige General Manners, jetzt Oberstallmeister des Königs, damals Cornet bei seines Vaters Regiment, begleitete mich, mit derselben Uniform bekleidet und von gleicher Neugier getrieben. Sobald der Ritter so nahe war, daß er die Englische Regimentsuniform sah, hielt er an, drängte die beiden Bedienten, die ihn unterstützten, sanft von beiden Seiten weg, nahm den Hut ab und grüßte uns höflich. Dann gieng er, von den zwei Bedienten unterstützt, nach dem Wagen. Ich konnte nicht umhin, bei seinem Anblick mich an die Reihe von monatlangen Gefahren und oft versuchter Flucht unter den Hebriden, nach seiner Niederlage bei Culloden zu erinnern:

eine Kette von Begebenheiten, wie sie unter neueren Nationen ihres Gleichen nicht findet, etwa die gleich außerordentlichen Mühsale Karl's II. auf seiner Flucht von Worcester ausgenommen, oder die Abenteuer Stanislaus, Königs von Polen, nach seiner Flucht aus Danzig im Jahre 1734. Dem erstern dieser Fürsten gab Mrs. Lane dieselben edlen Beweise uneigennütziger Aufopferung, wie Flora Macdonald dem Prätendenten, und beide verdankten ihre endliche Rettung weiblicher Ehre, oder Rechtlichkeit. Karl Eduard's Gesichtsfarbe war braun und er sah seinem Großvater Jacob II. so ähnlich, wie Se. Maj. von England Georg I., oder dem letzten König. Bei der eben erwähnten Gelegenheit trug er, außer den Verzierungen des Hosenbandordens, einen Sammtoberrock, den seine Kränklichkeit auch Sommerszeit nöthig machte, wenn er aus dem Theater kam, und einen halb mit Goldschnüren aufgekrämpten Hut. Seine ganze gelähmte und winzige Gestalt verrieth große Körperschwäche.

Damals hatte auch seine Gemüthskraft gelitten, und mit der gesunkenen Geisteskraft verließ ihn seine anmuthige Laune, er wurde reizbar, mürrisch und unleidlich, besonders in seiner Familie. Ein unglücklicher Hang zum Weine, den er unmäßig trank, entnervte und machte ihn oft zum Gegenstande des Mitleids, oder der Verachtung; denn er entkleidete ihn der Würde, welche sonst stets den Stellvertretern so vieler Könige eigen ist. Wahrscheinlich hatte ihn ein durch mannichfaltige Kränkungen in Frankreich und Rom nur noch drückender gewordenes Unglück, Verbannung und eine so unsichere Lage verleitet, zum Wein seine Zuflucht zu nehmen, ob er vielleicht Vergessenheit oder vorübergehende Freude gewänne. Dieser unselige Hang vernichtete auch noch die letzte Hoffnung, welche das

Glück ihm bot, den Thron von England zu besteigen, den Jacob's II. Tyrannei und schwachköpfige Frömmelei allerdings verwirkt hatte.

Ich weiß von hoher Hand, daß noch 1770 der Herzog von Choiseul, damals Frankreichs erster Minister, ohne sich durch die 1715 und 1745 mißlungnen Versuche abschrecken zu lassen, einen dritten zur Herstellung des Stuartschen Hauses machte. Sein unternehmender Geist nützte den zwischen England und Spanien über die Falklandinseln entstandenen Streit. Das erste, was er in dieser Absicht that, war, einen geheimen Geschäftsträger nach Rom an den Prätendenten zu senden, mit der Andeutung, der Herzog wünsche ihn unverzüglich in Paris zu sehen. Karl Eduard sagte es zu, und kam so still, als möglich, daselbst an. Nachdem er es dem Minister gemeldet, bestimmte dieser die Mitternacht, ihn nebst dem Marschall Broglio zu empfangen und ihm ihren Entwurf eines Einbruchs in England vorzulegen. Choiseul's Hotel war zu dieser Unterredung bestimmt; dahin sollte er in einem Miethwagen, verkleidet und ohne alles Gefolge kommen. Zur bestimmten Zeit war der Herzog und der Marschall mit den erforderlichen Papieren und Instructionen für ihn bereit; nachdem sie aber eine volle Stunde vergebens gewartet hatten und die Glocke Eins schlug, schlossen sie, es müsse ihn ein unvorhergesehener Zufall abgehalten haben. Sie wollten aufbrechen, als man Wagengerassel im Hof hörte, und gleich darauf der Prätendent so trunken in das Zimmer trat, daß er auch nicht zu einer ganz gewöhnlichen Unterhaltung taugte. Beleidigt und unwillig über ein solches Benehmen, überzeugt, daß kein Feldzug zur Wiedereinsetzung eines Mannes, der so allen Sinn für Anstand und eignes Wohl verloren, mit Erfolg gekrönt wer-

den könne, befahl ihm Choiseul ohne Weiteres ausdrücklich, das Französische Gebiet zu verlassen. Der Prätendent reisete wieder nach Italien und der, welcher mir diese Umstände erzählte, traf, als er eben mit dem vorigen Herzog von Glocester 1770 durch die Straßen von Genua gieng, den Ritter St. George auf seiner Rückreise. Bald darauf ward der Herzog von Choiseul von Ludwig XV. entlassen: die Staatskunst des Versailler Cabinets änderte sich; nachdem die Streitigkeiten über die Falklandinseln beigelegt waren, blieb Friede zwischen Frankreich und England, und Karl Eduard, durch mancherlei Kränkungen aus Rom vertrieben, flüchtete sich nach Florenz, wo er im Januar 1784 seine ruhmlose Laufbahn endete, wie Jacob II. 1701 im Palast St. Germain in der Nähe von Paris.

Luise, Gräfin Albani, seine Gemahlin, verdiente einen bessern Gatten, und hätte einen Thron geschmückt. Als ich sie in Florenz sah, war sie noch nicht ganz sieben und zwanzig Jahr, wiewohl sie schon lange vermählt war. Sie hatte ein kleines Gesicht, schöne Farbe, zarte Züge und ein lebhaft reizendes Benehmen. Eine geborne Prinzessin Stolberg, erregte sie, als sie zuerst aus Teutschland kam, große Bewunderung; im Jahr 1779 war keine Hoffnung mehr, einen Erben vom Ritter zu bekommen und ihr beiderseitiges Unglück war so hoch gestiegen, daß sie mehrere vergebliche Versuche machte, sich scheiden zu lassen. Der Französische Hof kann allerdings getadelt werden, daß er die Ehe des Prätendenten nicht früher verhandelt und geschlossen, wenn er anders die Linie der Stuarts fortpflanzen sollte. Als Karl Eduard die Prinzessin von Stolberg, Luise, heirathete, hatte er sein fünfzigstes Jahr zurückgelegt, und war durch allerlei Aus-

schweifungen geschwächt. Nach seinem Tode verließ sie Italien und lies sich endlich in Paris nieder. Im Jahr 1787 brachte ich einen Abend bei ihr im Hotel de Bourgogne, in der Vorstadt St. Germain zu, wo sie sehr zierlich eingerichtet war. Sie konnte noch immer Anspruch auf Schönheit machen, und ihr ungezwungenes, aber würdevolles Benehmen vermehrte ihren Reiz. In einem Zimmer stand ein Thronhimmel mit einem Prachtstuhle, an welchem das königlich Großbritannische Wappen war, und jedes Silberstück, bis auf die Theelöffel, führte dasselbe Zeichen. Einige massivere Stücke, die Marien von Modena, Gemahlin Jacob's II., gehört haben sollen, schienen die erloschenen Erinnerungen an die Revolution von 1688 zu beleben. Eine zahlreiche Gesellschaft von Engländern und Franzosen, sowohl Männern als Frauen, war dort versammelt und behandelte sie nur als Gräfin Albani; aber ihre Bedienung gab ihr unausgesetzt den Titel Majestät. Eben so die Nonnen aller der Klöster in Paris, die sie an gewissen Feiertagen und Festen zu besuchen pflegte. Sie blieb in Paris, bis der unselige Fortgang der Französischen Revolution sie nach London trieb, wo sie nicht nur persönlichen Schutz, sondern in Georg's III. Freimildigkeit und Güte auch neue Hülfsquellen fand.

Da ich hier bei den Ereignissen des Stuartschen Stammes bin, will ich etwas erzählen, was wahrscheinlich den Leser eben so in Erstaunen setzen wird, als mich, da ich es hörte. Als ich im Jun. 1796 zu London in großer Gesellschaft beim jetzigen Earl von Hardwik speiste, war unter den Anwesenden auch der, durch seine Geschichte von England und seine Staatsschriften bekannte, Sir John Dalrymple. Das Gespräch kam auf Geschichte und er versicherte uns, die Mutter König Georg's I., Prinzessin

Sophia, die bloß, weil sie sieben Wochen früher, als Königin Anna, starb, nicht selbst den Thron von Großbritannien bestieg, sey dessen ungeachtet in ihren politischen Grundsätzen eine entschiedene Jacobitin gewesen. Als wir unser Befremden über diese Behauptung äußerten, erklärte er, daß, als er den Urkundenschrank in Kensington Palace, woraus er im Anfang der gegenwärtigen Regierung die herausgegebenen Staatsschriften nahm, durchgesehen, er ein Bündel Briefe gefunden habe, worauf mit König Wilhelm's eigner Hand geschrieben gestanden: „Briefe der Kurfürstin Sophia an den Hof St. Germain." Nachdem er sie durchlesen, habe er sich überzeugt, daß Sophia wirklich in engem Vernehmen mit Jacob II., und seiner Sache gegen Wilhelm zugethan gewesen sey. Lord Rochford, der Sir John Dalrymple bei Sr. Maj. die Erlaubniß, besagte Papiere bekannt zu machen, ausgewirkt, war damals Staatssecretär, und diesem theilte er sogleich seine Entdeckung mit, fragte ihn aber auch, ob es wohl schicklich sey, die Briefe Sophien's der Welt mitzutheilen. „Auf alle Weise, Jack," antwortete er. Auf dieses Mannes Ansehen hin bestimmte sie also Dalrymple für den Druck. Noch hatte er aber die Briefe nicht abgeschrieben, so sendete Lord Rochford zu ihm und erbat sie sich zurück, um sie Sr. Maj. zur Durchsicht vorzulegen, weil er doch bei reiferer Ueberlegung gefunden, es sey schicklicher, in einem so zarten und seltsamen Falle des Königs Belieben zu wissen. Dalrymple gab sie also an Rochford zurück, der sie Sr. Maj. überreichte. Sie wurden aber weder zurück gegeben, noch im mindesten Gesprächsweise erwähnt, weil vermuthlich der König für klüger gehalten hatte, dergleichen Urkunden dem Feuer, als dem Publicum zu übergeben. — Dieser Umstand darf übrigens nicht befremden, da Sophia nahe Blutsverwandtin von Jacob II.

war. Ihre Mutter Elisabeth, die unglückliche Königin von Böhmen und Karl I., sein Vater, waren Geschwister. Auch konnte Sophia mehrere Jahre nach der Revolution von 1688 nicht im mindesten hoffen, auf den Britischen Thron berufen zu werden, da Prinzessin Anna und ihre Nachkommen sich für das Haus Braunschweig verwendeten. Erst nach dem Tode Wilhelm's, des jungen Herzogs von Gloster, im Jahre 1700, wurde Prinzessin Sophia und ihre Abkömmlinge durch eine Parlamentsurkunde zu Kronerben von England als nächste protestantische Erben der Königlichen Linie ernannt. Seit dem war ihr Vortheil dem Rechte des Bluts, welches der Stuartsche Stamm hatte, entgegengesetzt.

Brüssel.

Brüssel, wo ich im Sommer 1779 mich kurze Zeit aufhielt, hatte noch einen körperlich und geistig schwachen Prinzen, der eben so bedauernswürdig war, als der Prätendent. Die Oesterreichischen Niederlande wurden damals, wie fast immer seit dem Aachner Frieden von 1748, vom Prinzen Karl von Lothringen verweset. Seine durch Blutsfreundschaft und Ehe doppelte Verbindung mit Kaiser Franz und Maria Theresia — er war Bruder des ersten und hatte die Schwester der letztern geheirathet — hatten ihm mehr, als seine Geistesgaben, zur Regierung der Niederlande verholfen, damals einer der beneidenswerthesten Lagen für einen Souverain in ganz Europa? Weder Ungarn, noch das Mailändische, noch Sicilien, Sardinien, Ireland, Norwegen konnten gegen die reichen Provinzen Flandern, Hennegau und Brabant, politisch aufkommen. Brüssel war einer der angenehmsten und zierlichsten Höfe des festen Landes; seine zwischen Teutschland, Holland, Frankreich und England fast centrale Lage machte es in diplomatischer Hinsicht weit wichtiger, als Turin, Warschau oder Neapel, ja wohl gar Kopenhagen, oder Stockholm. Prinz Karl von Lothringen, von frühester Jugend im Waffenwerk erzogen, athletisch gebaut und von unbestrittenem persönlichen Muth, hatte mehr als einmal die

Oesterreichischen Heere befehligt. Sein Uebergang über den Rhein im Jahre 1744 und sein Einfall in das Elsaß erwarben ihm eine Art von Ruf, den er nachher in dem merkwürdigen siebenjährigen Kriege nicht behauptete. Dem König von Preußen, Friedrich, war er allerdings durchaus nicht gewachsen, wie sich in der Schlacht bei Lissa, im December 1757 erwies, wo die Oesterreicher, wie bei vielen andern Gelegenheiten, geschlagen wurden. Als ich im August 1779 Prinz Karln vorgestellt wurde, sah er aus, als lebte er eben das letzte der sieben menschlichen Alter und sänke fast in „lauter Vergessenheit." Bei seinem Lever schien er offenbar sich nichts bewußt, als der Hofsitte, die eben an der Zeit war; denn sogar seine Sprache war durch einen Anfall von Lähmung undeutlich. Im Sommer darauf starb er in seinem Palast unweit Brüssel, von den Flamändern wegen seiner Milde betrauert. Ihm folgte in der Regierung der Niederlande die Erzherzogin Christine, der Kaiserin Königin, Maria Theresia, liebste Tochter.

London.

Nie brütete eine tiefere Staatstrauer über England, als im Herbst 1779, als ich in London eintraf. Ich frage, ob zur Zeit der unter Karl II. auf dem Medway von den Holländern verbrannten Kriegsschiffe, oder nach der unter Wilhelm und Marie im Jahr 1690 von den Franzosen erlittenen Niederlage der Englischen und Holländischen Flotte — zwei der unglücklichsten Epochen in unserer Geschichte — eine größere Muthlosigkeit, Bestürzung und allgemeiner Mißmuth im Königreich verbreitet gewesen? Dem unglücklichen Seekrieg im Jahr 1778, wo Keppel's Treffen der Haupt- oder einzige Zug ist, folgte ein zweites, für England noch demüthigenderes Kriegsjahr. D'Orvilliers blieb ziemlich lange an der Spitze der Französischen und Spanischen Flotte Meister des Canals, und nur der Mangel an Unternehmungsgeist desselben und seine Unkunde der Schiffsmagazine in Plymouth, retteten noch die Stadt, daß sie nicht in Feindes Hände fiel. Es fehlte dem Platze nicht nur an manchen unerläßlichen Erfordernissen, den Angriff abzuwehren, sogar an Flintensteinen, wie unglaublich dieß auch scheint. Sir Charles Hardy, der unsere Flotte, die weit geringer war und von der Nähe des Feindes an Englands Küste nichts wußte, befehligte, kreuzte ruhig auf dem Atlanti-

schen Meere, indem der Feind unsere Küsten bedrohte. Zum Glück machte Unverstand und gegenseitiges Mißtrauen der verbündeten Geschwader alle Nachläßigkeit des Ministeriums wieder gut und rettete das Land von einem Unglück, welches, wenn es eingetreten wäre, nicht bloß die Verwaltung, sondern den Thron selbst erschüttert hätte. Dennoch herrschte Partheiwuth im Seewesen, wo die Anhänger Keppel's und Palliser's ihren gegenseitigen Groll auf das höchste trieben. Nach vier unglücklichen Feldzügen ward der Americanische Krieg der Nation verhaßt; die unter der Last eines Kampfes, dem der große Earl von Chatham nicht gewachsen gewesen wäre, seufzende Verwaltung hatte nicht die, in diesem außerordentlichen Falle erforderliche Thatkraft. Selbst der König war, trotz persönlicher Tugenden, wie sie seit Karl I., selbst nicht unter Wilhelm III., auf dem Throne sichtbar geworden waren, so wenig vom Volke geliebt, als seine Minister. Wie man glaubte, er fühle ein ganz besonderes Behagen, seine empörten Unterthanen zu zähmen, so schrieb man ihm einen mehr als gewöhnlichen persönlichen Einfluß auf das Cabinet, welches die Kriegsunternehmungen leitete, zu.

Nach Lord Howe's Rückkehr aus seinen unglücklichen Feldzügen in America im Jahre 1778 kam der Oberbefehl zur See an dieser Küste, wie in Westindien, an Admiral Byron. In früherer Zeit war er an der wüsten Küste von Patagonien, nicht weit vom Vorgebirge Horn, mit Capitain Cheap gescheitert, und hatte lange unendlich viel ausgestanden. Wiewohl er ein unerschrockener, kenntnißreicher und erfahrener Seeofficier war, fehlte es ihm doch an Urtheilskraft, Geistesgegenwart und Entschlossenheit, wie die Führung einer großen Flotte sie fordern. Von seinem ersten Heerzug unter Commodore An-

son bis an sein Ende schien ihn auf dem Meere ein böses Schicksal unablässig zu begleiten. Dieß war so allgemein bekannt, daß die Matrosen ihn „Schlecht Wetter-Jack" nannten, und sich Sturmes versahen, so oft sie unter seiner Anführung aussegelten. Von 1778 an, wo er England verließ, bis zu seiner Rückkehr, zwei Jahre nachher schienen alle Stürme sich gegen ihn verschworen zu haben.

In dem Treffen, welches Byron mit d'Estaign im Jul. 1779 vor Grenada hatte, zeigte sich in der Mannschaft, wie unter den Capitäns und ihrem Führer, die Britische Tapferkeit. Doch die Ehre des Tags war getheilt, weil Frankreich die Vortheile ärntete, wenn gleich das Blutbad auf Seiten der Franzosen weit größer war. Aber die Westindischen Inseln fielen eine nach der andern in Feindes Hand, und nach der Uebergabe von Grenada, als d'Estaign Martinique verließ, um Ludwig's XVI. Waffen gegen Savannah zu tragen, zog er siegprangend an der Küste von America hin. Ungern gestehen wir, daß damals die Englische Seemacht im Vergleich mit den Zeiten Hawke's, Saunders's und Boscawen's unbegreiflich gesunken war. Man pflegt diesen außerordentlichen Abstich den Fehlern, oder dem Ungeschick Lord North's beizumessen; und die Volksstimme bekräftigt dieß; aber die Ursache lag vorzüglich in der Art des Kampfes, welcher, die Nationalkraft niederdrückend, den Britischen Geist entnervte, und Frankreich beinahe vier Jahre, von 1778 bis 1782 gestattete, unterstützt von Spanien Manches zu thun, was auf einige Zeit das Uebergewicht auf dem Meere verschaffen konnte. Als Byron von seiner Befehligung abgerufen ward, besuchte er bald darauf England, und sein Name kommt nun in unserer Schiffahrts-

geschichte nicht weiter vor, ist aber gegenwärtig durch die Meisterschaft seines Enkels in der Dichtkunst, worin er mit Spencer, Gray, Mason und Scott wetteifert, wieder aufgefrischt worden.

Auf Byron folgte Rodney, der in dem unglücklichen Zeitraum des Americanischen Kriegs eine so ausgezeichnete Stelle einnimmt; ein Befehlshaber, durch sein stetes Glück gleich ausgezeichnet, wie Byron durch sein Unglück! Wäre Cardinal Mazarin, der jedesmal bei Anstellungen auch fragte: est-il heureux?, erster Minister von England gewesen, er hätte deßhalb Rodney unter allen Admirals vorgezogen. Sein Aeußeres war zierlicher, als sein rauhes Geschäft wohl vertrug. Er hatte sogar etwas Weichliches, Weibisches in seiner Gestalt; aber im Gefecht war kein Mann so festen und gesetzten Muthes, als er. Ich hatte die Ehre, in großer persönlicher Vertraulichkeit mit ihm zu leben, und hörte ihn oft sagen, Erhabenheit über Furcht wäre bei ihm nicht physische Folge seiner Leibesbeschaffenheit, es wäre sogar Niemand empfänglicher dafür, als er, aber er überwände sie durch Erwägung seiner Ehre und Pflicht. Wie der berühmte Marschall Villars stand auch er mit Recht in dem Rufe der Ruhmsucht und Großsprecherei; denn er sprach häufig von sich. Sonst sprach er viel und frei über Alles, verhehlte nichts im Laufe des Gesprächs, es mochte zugegen seyn, wer da wollte; Lob und Tadel ertheilte er unbesonnen verschwenderisch; wodurch er sich denn begreiflich viel Feinde, besonders in seinem Stande, machte. Sein ganzes Leben hindurch verleiteten ihn zwei, seiner Ruhe höchst nachtheilige Leidenschaften, Weiber und Spiel, zu vielem Urbill. Man glaubte allgemein, in seiner Jugend habe ihn Prinzessin Amalia, Georg's II. Tochter, durch ihre persönliche An-

hänglichkeit ausgezeichnet; sie war für ihn eben so sehr eingenommen, als ihre Muhme, die Prinzessin Amalia von Preußen, für Trenk.

Verderblicher war für Rodney seine Spielwuth, und diese trieb ihn, als er England verließ, nach Paris. Sein Geldmangel in der Französischen Hauptstadt war so groß, daß er schon 1777 seine zweite Frau nach London sendete, um unter den Mitgliedern des Whiteschen Klubs für ihn eine Unterzeichnung zu bewirken. Da indeß Lady Rodney aus dieser Quelle zu schöpfen unthunlich fand, gab sie nach vielen fruchtlosen Versuchen bei Sir George's frühern Freunden die Sache auf. Als bald nachher der alte Marschall Byron durch seine Freigebigkeit Rodney in den Stand setzte, sein Land wieder zu besuchen, wendete er sich sehr angelegentlich um Anstellung an die Admiralität. Seine Umstände forderten allerdings gebieterisch alle mögliche Versuche, als er gegen den Herbst 1779 als Befehlshaber des damals von Portsmouth ausgehenden Westindienzuges ernannt ward. Bis zu seiner Abreise brachte ich viel Zeit bei ihm in Cleveland Row, St. James's, zu. Von Natur lebhaft und zuversichtlich, sprach er täglich mit einer Art von Gewißheit von seinem künftigen Glück, und hatte das Manövre, die Linie zu durchbrechen, welchem er vorzüglich seinen glänzenden Sieg über de Grasse verdankte, nicht nur bereits ersonnen, sondern schon auf dem Papiere entworfen. Dieß Manövre, welches uns jetzt so bekannt ist und von Nelson in der Nilschlacht wie anderwärts mit so vielem Erfolg gebraucht ward, war damals neu. Rodney hatte nicht eben außerordentliche Gaben; aber, wenn er vor dem Feinde stand, trieb ihn sein Unternehmungsgeist immer mehr zu wagen, als mit Vorsicht zu handeln. Sein feuriger Charakter er-

setzte gewissermaßen die physischen Mängel seiner bereits mannichfaltig geschwächten Gesundheit und Leibesbeschaffenheit, und seine glückliche Kühnheit, von fremder Erfahrung geleitet, von Wissenschaft gemeistert, von günstigen Umständen gefördert, zerstreuten endlich die Trauer, die auf unserm Seewesen so lange ruhte, und bedeckten ihn selbst mit großem Ruhm.

Durch Lord Lyttelton's Uebergang zu der Opposition erlitt das Ministerium um diese Zeit einen großen Verlust im Oberhause, den eine vom Volk so wenig geliebte Verwandlung freilich nicht vergüten konnte. Unmittelbar darauf folgte auch sein gleich schneller Tod. Er war ein Mann von großen parlamentarischen Talenten, der, trotz vieler groben Fehler in seinem Privatleben, doch eine bedeutende Figur im Staate gespielt hätte, wär er nicht im Frühling seines Lebens abgerufen worden. Sein Vater, der als Geschichtsschreiber und Dichter wohlbekannte erste Lord Lyttelton, war seiner Geistesgröße und mancher häuslichen Tugenden wegen eben auch sehr geachtet. Der zweite Lord Lyttelton schien durch Verworfenheit des Lebens, und Mißbrauch seiner Gaben, Drydens Herzog von Buckingham oder Pope's Herzog von Wharton nachzueifern; beiden glich er an trefflichen Naturgaben und sonderbarem Ende. Villier's, der Zimri in Dryden's Absalom und Ahitophel, starb bekanntlich, nachdem er seine Gesundheit zerrüttet, sein unermeßliches Vermögen in allerlei Ueppigkeit vergeudet, auf seinem Gute bei Helmsley in Yorkshire, von all seinen ehemaligen Bewunderern verlassen. Wharton, der unter Georg I. eine nicht viel weniger ausgezeichnete und überschwängliche Rolle spielte, als Villier's unter Karl II., endete seine gleich außerordentliche Laufbahn, verbannt und beschimpft, in den Py-

renden, in einem unberühmten Kloster zu Katalonien, aufgezehrt von seinen Lüsten. Lyttelton verschied, kaum sechs und dreißig Jahr alt, auf einem Landhause bei Epsom, Pit-Place genannt, wo er, wie er wähnte, eine übernatürliche Erscheinung erlebte.

Er war nämlich zur Erholung mit einer lustigen Gesellschaft beiderlei Geschlechts, worunter ich mehrere persönlich kannte, dahin gegangen und hatte sich niedergelegt, als ein Geräusch wie Flügelschläge von Tauben an seinem Fenster seine Aufmerksamkeit anzog. Da sah, oder wähnte er zu sehen, eine weibliche Gestalt, welche, dem Fuß seines Bettes nahend, ihm ankündigte, in drei Tagen, gerade um dieselbe Zeit, werde er aus dieser Zeitlichkeit abgerufen werden. Wie nun diese Kündigung bewirkt worden, ob durch Stimme oder innere Einwirkung, gewiß ist, daß Lord Lyttelton den Umstand für wirklich hielt, ihn gegen die, welche bei ihm im Hause waren, erwähnte, tief erschüttert war, und in der dritten Nacht zur angezeigten Stunde starb. Ungefähr vier Jahre darauf, im Jahr 1783, als ich in Pit-Place speiste, war ich neugierig das Schlafzimmer zu sehen, wo man mir das Fenster zeigte. Bei seiner Stiefmutter, der verwittweten Lady Lyttelton, in Portugalstreet auf dem Großvenorplatz, einer Frau von lebhafter Einbildung, welche allen übernatürlichen Umständen bei oder von Lyttelton's Ende unbedingten Glauben beimaß, sah ich oft ein von ihr selbst, 1780 gefertigtes Gemälde, welches dieß Ereigniß darstellte. Es hieng an einem sehr auffallenden Platz in ihrem Gesellschaftszimmer. Da zeigt sich eine Taube am Fenster, während eine weiße weibliche Gestalt zu den Füßen des Bettes Lord Lyttelton seine Auflösung verkündet. Alles im Gemälde war treu nach der von seinem

Kammerdiener, dem der Herr alle Umstände erzählte, angegebenen Beschreibung ausgeführt. Dieser versicherte Lady Littelton, daß der Lord in der angegebenen Nacht troß alles Strebens, sich des Eindrucks zu erwehren, doch sehr niedergeschlagen gewesen und vor zwölf Uhr sich niedergelegt habe. Da er dem Bedienten befohlen hatte, ihm etwas Rhabarber zu mischen, setzte er sich im Bette auf und wollte, dem Anschein nach gesund, die Arznei nehmen; da der Bediente einen Theelöffel vergessen hatte, so befahl der Herr außerordentlich hastig, einen zu hohlen. Er war nicht über eine Minute aus dem Zimmer, als er aber zurückkam, war Lord Lyttelton zurückgesunken und lag so ohne Bewegung. Alle Versuche, ihn zu sich zu bringen, waren vergeblich. Ob nun sein Tod von einem Nervenreiz, oder Schlagfluß, oder wovon sonst herrührte, muß unentschieden bleiben.

Zu bemerken ist jedoch, daß die Familie Littelton entweder aus Nervenreizbarkeit, oder andern Ursachen ähnlicher Eindrücke empfänglch war. Der Vater, obgleich ein Mann von ausgezeichneten Talenten, war doch, wie man mich versicherte, in Hinsicht auf Erscheinungen sehr leichtgläubig; und seine Muhme, Miß Lyttelton, welche Sir Richard Hoare heirathete, starb etwa vier Jahr später zu Stourhead auf ziemlich ähnliche Weise. Des zweiten Lord Lyttelton's Leben war ebenfalls so ausschweifend, um nicht zu sagen verworfen, daß er sich stets die schärfsten Vorwürfe darüber zu machen hatte. Dieß ihn überall begleitende Hausgespenst hatte, wie bekannt, auf seinen Reisen, zu Lyon besonders, Auftritte veranlaßt, die seinen letzten Augenblicken sehr ähnlich waren. Unter den Frauen, die Gegenstände und Opfer seiner wandelbaren Neigung gewesen, war auch Mrs. Dawson, deren Vermö-

gen, Ehre und guter Name seiner Leidenschaft geopfert ward. Nachdem er sie vergessen hatte, lebte sie nicht lange mehr; Gram hatte ihren Tod, wenn nicht veranlaßt, doch beschleunigt. Ihr Bild gieng an seinem Bette um und verkündete ihm, wie er glaubte, in Pit=Place seine nahe Auflösung.

Lord North, der zehn Jahr den Vorsitz in der Verwaltung geführt hatte, rang noch immer im Frühling 1780 mit großer Mühe durch die sechste Parlamentssitzung gegen eine starke und immer wachsende Opposition im Ober= und Unterhause. Seine, ängstlich erwartete Resignation schien unvermeidlich, ja nahe bevorstehend; aber das Unglück im Ministerium, wie die Triumphe der Gegenparthei, wurden gleicherweise durch ein Unglück ausgelöscht, welches, so lange es dauerte, alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich spreche von den Aufständen im Junius 1780. Außer der Londoner Feuersbrunst unter Karl II. ist in unsern Jahrbüchern kein Ereigniß diesem Auftritt in der Haupstadt vergleichbar. Und selbst jenem Unglück fehlen noch manche der trübseligen und blutigen Züge, welche die hier berührten Aufstände auszeichneten. Beim Brande 1666 hatten die Einwohner doch nur mit einem um sich greifenden verzehrenden Element zu kämpfen. was auch immer Religionshaß, oder Partheiwuth für Geschichten ersonnen, oder auf öffentlichen Denkmälern aufgezeichnet haben mögen. Im Jahr 1780 aber wurden die Flammen ursprünglich vom niedrigsten und verworfensten Pöbel, der, wohin er nur gieng, den Stoff allgemeinen Untergangs mit sich führte, entzündet, ja geschürt. Nur sein Blut stillte endlich, mittelst einer überwältigenden Kriegsmacht, die Krämpfe, und London ward, nachdem es von Feuer verwüstet worden, von Plünderung, Bankbruch und Um=

kehrung gerettet. Selbst die Französische Umwälzung, die vom Jul. 1789 bis zum April 1814 unter der Gestalt eines Freistaats, oder eines kriegerischen Despotismus ein Muster von empörenden und die Menschheit herabwürdigenden Verbrechen aufgestellt hat, brachte doch in Frankreichs Hauptstadt nicht ähnliche Frevel hervor. Zwar in Lyon übte im Jahr 1793 Collot d'Herbois die wildeste Rache an Gebäuden, wie an den unglücklichen Bewohnern. Aber weder Robespierre, noch Buonaparte, obwohl der erste die Hauptstadt in ein Schlachthaus verwandelte, und des Letztern gräuelvoller Ehrgeiz Europa vom Tajo bis Moskau, mit Menschengebeinen übersäete richteten ihre Verheerungswuth gegen die öffentlichen und Privatgebäude von Paris.

Ich war selbst Zeuge mehrerer Gräuelauftritte in der Nacht des 7. Jun., wo die Wuth des Pöbels auf's Höchste stieg. Abends um 9 Uhr brach ich mit drei andern, welche über die alle Augenblicke einlaufenden Nachrichten von begangenen Freveln und noch größern Gewaltthätigkeiten, die mit einbrechender Dunkelheit begangen werden sollten, in Unruhe waren, von Portland-Place auf, um den Auftritt in Augenschein zu nehmen. In einem Miethwagen fuhren wir nach dem Bloomsburyplatze, von einem allgemein verbreitetem Gerücht hingezogen, daß Lord Mansfield's an der nordöstlichen Seite gelegene Wohnung bereits niedergebrannt wäre, oder doch werden sollte. Die Hartstraße und die große Russelstraße zeigten uns im Vorüberfahren große Feuersbrünste, die aus Hausgeräthe obrigkeitlicher, oder anderer gehaßter Personen bestanden. Wir stiegen aus, durchstrichen den Platz, und waren kaum unter die Mauern von Bedford-House gekommen, als wir das Thor von Lord Mansfield's Hause mit Ge=

walt auffsprengen hörten. In wenigen Minuten war alles Geräthe aus den Fenstern geworfen, zerschlagen und in Flammen. Eine Rotte von Soldaten zu Fuß zog nach dem lodernden Scheiterhaufen, ohne jedoch das Feuer zu löschen, oder dem Pöbel zu wehren, der freilich zu stark war, als daß ein so kleiner Abtrab ihn hätte auseinanderjagen, oder schrecken können. Der Pöbel blieb Meister. Nachdem wir das Schauspiel eine Zeit lang angesehen, begaben wir uns nach Holborn, wo Mr. Langdale's Wohnhaus und Niederlagen ein noch schrecklicheres Gemälde von Verwüstung darstellten. Alles war in Rauch und Flamme gehüllt. Davor hatte sich eine unermeßliche Menge Männer und Frauen versammelt, worunter Frauen mit Kindern auf den Armen waren. Alle schienen, wie wir, bloß von Neugier dahin verlockt, ohne gerade an den Gewaltthaten thätigen Antheil zu nehmen. Die Straßenrinnen flossen über von geistigen Getränken und viele waren schon trunken davon. Doch lärmten und plünderten sie so gar nicht, daß man schwerlich die Urheber und Vollstrecker dieses gräulichen Unheils entdeckt hätte, hätten wir nicht deutlich Männer an den Fenstern erblickt, die, während Flur und Zimmer in Feuer standen, ruhig das Geräth zusammenrafften, auf die Straße warfen, oder in die Flammen schleuderten. Ziemlich lange verkehrten sie ungehindert; als aber ein Haufen Garde zu Pferd ansprengte, flog die erschrockene Menge auseinander und wir giengen, um noch mehr zu sehen, Holborn entlang nach Fleet-Market hin.

Umsonst würde ich den Anblick gehörig zu schildern versuchen, als wir nun den Bergabhang dicht an der Andreaskirche erreichten. Das zweite Haus und die Niederlagen Mr. Langdale's, der als Katholik die Rache des

blinden Pöbels erfuhr, in der Tiefe am nördlichen Ende des Fleet-Markts gelegen, giengen wie ein Flammenstrauß auf. Die Beleuchtung war so furchtbar schön, und glänzend, daß die Andreaskirche zu brennen schien und die Figuren an der Uhr ganz deutlich und sichtbar waren, wie am Mittag. In der That schien eher ein Thurm, als ein Privatgebäude, in Flammen zu stehen. Uebrigens war die Nacht heiter und hell, außer daß die Rauchmassen von Zeit zu Zeit sie verdunkelten. Der Pöbel, der die Straße allenthalben und nach allen Richtungen versperrte, ließ uns nicht weiter, als 100 bis 120 Füß in die Nähe des Gebäudes; aber das Volk, wenn gleich noch immer aus Neugierigen bestehend, nahm doch hier einen wildern und unbändigern Charakter an. Truppen zu Pferde oder zu Fuß, sahen wir noch immer nicht; und die gewöhnliche Polizei hatte mitten im Lärm, Schrecken und Gewaltthat noch immer ihre Schuldigkeit gethan. Als wir an der Kirchhofmauer standen, zog ein Nachtwächter mit seiner Laterne vorüber und rief die Stunde ab, als ob Alles in tiefer Ruhe läge.

Da wir wohl sahen, daß wir den Holbornberg nicht weiter hinunter konnten und hörten, daß das Fleetgefängniß in Feuer stehe, so drängten wir uns durch eine Menge enger Gäßchen hinter der Andreaskirche und standen nun auf einmal mitten auf dem Fleetmarkt. Hier wüthete dieselbe Verheerung, aber nur auf einer andern Stufe. Langdale's Häuser waren fast schon niedergebrannt, das Fleetgefängniß aber fieng nur erst an und die Funken und brennenden Theilchen, die umher flogen, fielen allenthalben so dicht auf uns, daß in der Nähe zu bleiben unräthlich war. Unterdessen hörten wir auf dem jenseitigen Ufer nach St. George's Field's ein Lauffeuer, und erfuh-

ren, daß ziemlich viel Empörer auf der Dominicanerbrücke, welche die Truppen besetzt hatten, niedergeschossen worden. Als wir hinzugiengen, sahen wir die Kingsbench vollkommen im Feuer stehen. Es war ein erhabener Anblick, und wir standen dort auf einem Mittelpunkte, von wo aus London allenthalben, vor und hinter uns, sich wie eine eroberte und dem wildesten Feind preisgegebene Stadt ausnahm. Das Toben der Menge, das Weibergeschrei, das Feuergeprassel, die im Themsestrom sich wiederspiegelnde Brunst, das unregelmäßige Feuern auf St. George's Field's und nach dem Lord Mayor's Hause und der Bank — dieß alles ließ der Einbildung kaum Spielraum übrig. Noch unbefriedigt und weil wir hörten, bei der Bank, sey zwischen den Soldaten und Empörern ein hartnäckiger Kampf, suchten wir, wo möglich, dorthin zu kommen. Wir giengen also über den Paul'skirchhof darauf zu und waren ungehindert auf die Poultry, etwa sechszig Schritte vom Mayor's Hause gekommen, als uns eine Wache anhielt und sagte, der Pöbel sey bei seinem versuchten Angriff auf die Bank zurückgeschlagen worden, wir dürften aber des Weges nicht weiter, da er gemessene Befehle habe, Niemand durchzulassen. Cheapside, still und leer, ganz anders, als die Straßen, die wir gesehen hatten, sah gar nicht nach Aufruhr und Verwirrung aus, obgleich ost- süd- und nordwärts Alles in Aufruhr war. Da wir also nicht näher nach der Bank durften, gewissermaßen genug gesehen hatten und auch des langen Herumlaufens müde waren, so beschlossen wir westwärts zurückzugehen. Auf Ludgatehill fanden wir glücklicherweise einen Miethwagen, der uns wohlbehalten nach Hause fuhr. Es war früh vier Uhr.

Auch der Vorurtheilsvollste kann, ohne die Wahrheit zu verletzen, die Opposition nicht beschuldigen, daß

sie an diesen Vorfällen mittelbar, oder unmittelbar als ein Ganzes Theil gehabt. Sie war ja selbst Gegenstand des Vorurtheils und der Gewalt, so gut als die Minister. Sir George Savile's Haus auf dem Leicesterplatze, war eins der ersten, welche der Pöbel anfiel und plünderte. Devonshire's Haus in Piccatilly, mit gleichem Schicksal bedroht, war so unsicher, daß die Herzogin von Devonshire in ihrer Angst lange Zeit mit einbrechender Dämmerung nicht darin zu bleiben wagte. Sie floh zu Lord Clermont auf dem Barkleyplatze, wo sie sich sicher glaubte und schlief mehrere Nächte nach einander auf einem Sofa, oder kleinen Feldbette, das im Gesellschaftszimmer stand. Viele andre Männer und Frauen vom höchsten Range verließen entweder ihre Wohnungen, oder sendeten ihre Kostbarkeiten und Kleinodien auf das Land. Der erste Minister, Lord North, brachte diese unruhige Nacht in seiner Amtswohnung in der Downingstraße zu, in Gesellschaft von einigen Freunden, welche ihm nöthigen Falls beizustehen beschlossen hatten.

Einer von ihnen, Sir John Macpherson, hat mir oft die Vorfälle dieses merkwürdigen Abends erzählt. Ich will es wiedergeben, wie er mir's mittheilte und denke, man wird es nicht ungern lesen. „Ein oder zwei Tage vor dem 7ten Junius, „sagte er," schickte Graf Maltzan, damaliger Preußischer Minister an unserm Hofe, nach mir und sagte mir, der Pöbel habe beschlossen, die Bank anzufallen. Er fügte hinzu, er habe es aus sicherer Quelle, und ich könne mich darauf verlassen. Nachdem ich dieß sogleich Lord North gemeldet, erhielt ich diesen Tag früh eine Einladung zum Essen bei ihm in der Downingstraße. Als ich hinkam, fand ich Mr. Eden (der seitdem Lord Auckland geworden), General Simon Fraser, John St. John und

Obrist North, nachherigen Earl von Guelford. Mr. Brummel, Lord Norths Geheimschreiber, der in derselben Straße wohnte, war auch da, jedoch nicht von der Gesellschaft. Wir setzten uns zu Tische und hatten kaum abgespeiset, als der Downingplatz, welcher keinen Abzug hat, sich mit Volk anfüllte, welches geneigt, oder vielmehr entschlossen schien, Unbill zu begehen. Mit seiner gewöhnlichen guten Laune sagte Nord North zu mir: „hier, Macpherson, ist viel Verwirrung. Wer commandirt die obere Reihe?" Ich, antwortete Obrist North, und ich habe etliche und zwanzig wohl bewehrte Grenadiere auf die Treppen gestellt, welche auf den ersten Wink Feuer auf den Pöbel geben sollen. „General Fraser saß still; Mr. Eden, dessen Haus auf der entgegengesetzten Seite des Platzes lag, bemerkte bloß ruhig gegen Obrist North, daß, wenn die Grenadiere feuerten, die Schüsse wahrscheinlich in seine Fenster fielen. Da der Aufruhr außen immer fortdauerte und von Augenblick zu Augenblick ungewisser ward, ob das Volk nicht zum äußersten schritte, so sagte Lord North zu mir: was ist da zu machen, Macpherson?" „Meine Meinung," antwortete ich, „ist, man sendet zwei bis drei Leute, die sich unter die Menge mischen und merken lassen, daß Truppen im Hause liegen, die ohne Weiteres auf sie feuern werden, sobald sie irgend etwas Gewaltsames verübt, und sie zugleich ermahnt, um eignen Bestens willen unverzüglich und ruhig auseinander zu gehen. Aber, „fügte ich hinzu," nous parlons de la guerre devant Annibal. Hier sitzt General Fraser, der weit besser, als wir Alle, weiß, was das klügste ist und noch nicht seinen Mund aufgethan hat. „Das Volk füllte noch immer den kleinen Platz und ward sehr unruhig, gewältigte aber doch die Hausthüre noch nicht. Mr. St. John hatte eine Pistole in der Hand und Lord North, der nie eine Gelegenheit zum Scherz

vorbeiließ, rief: mich erschreckt der Pöbel nicht halb so sehr, als Jack St. John's Pistole." Allmählich wie der Abend herankam und das Volk erfuhr, daß Soldaten im Hause lägen und bei dem mindesten Gewaltstreich feuern würden, ward es stiller und zerstreute sich nach und nach. Wir setzten uns nun wieder ruhig zu Tisch und tranken unsern Wein aus."

„Als es Nacht ward, und die Hauptstadt in verschiedenen Vierteln eine Bühne des Auflaufs und Brandes ward, stieg Lord North, von uns Allen begleitet, auf den Gipfel des Hauses, wo wir London an sieben Orten brennen sahen und Lauffeuer regelmäßig nach mehrern Richtungen vernahmen. „Was dächten Sie wohl, das diesem Uebel steuern könnte? „sagte Lord North zu mir." Ich würde, „antwortete ich," versuchen eine Verbindung, oder einen Verkehr mit den Häuptern der Opposition zum Schutz des Landes zu eröffnen." „Sie sprechen da," antwortete er, „als ob das thunlich wäre; aber das ist es eben nicht. „Ich weiß aber, daß ein oder zwei Tage nachher, trotz dieser Meinung, Lord North und Mr. Fox persönlich hinter den Coulissen des Opernhauses auf Haimarket Vormittags um 11 Uhr zusammenkamen. Dort besprachen sie sich; was sie aber verhandelt, weiß ich gar nicht." So erzählte Sir John Macpherson.

Lord George Germain hatte, wie der erste Minister, auch einige Freunde versammelt, die Zugänge und den Eingang seines Hauses im Pall-Mall, welches sehr wehrbar war, versperrt, und warte nun kaltblütig den Anfall der Menge ab. Aber die Empörer wußten zu gut, was für Maaßregeln genommen waren, als daß sie etwas gewagt hätten. Der König selbst blieb diese denkwürdige Nacht lange auf, und

brachte sie zwischen Buckinghamhouse und der daran stoßenden königlichen Reitbahn zu; in letzterer lag ein Detaschement Garde zu Pferd, welches einen Ausfall auf die Empörer gethan hätte. Niemand, der Sr. Majestät seitdem in den gefährlichsten Lagen behauptete Festigkeit und Beharrlichkeit kennt, wird zweifeln, daß er damals, wenn es unglücklicherweise nöthig gewesen wäre, Beweise des größten Muths würde gegeben haben. Er hätte Gewalt mit Gewalt vertrieben und wäre für Gesetz, Ordnung und Regierung eher gestorben, als er ihren Untergang erlebt hätte. Zum Glück war es unnöthig.

Über die Zahl der, zwischen dem 3ten und 7ten Junius 1780 gebliebenen Aufrührer sind die Meinungen und Angaben verschieden; da aber außer den amtlichen Berichten über Gebliebene und Verwundete keine gewissen Data zu bekommen sind, so muß dieß zweifelhaft bleiben. Wahrscheinlich waren es mehr, als die gewöhnliche Rechnung angiebt, und nach dem Zeugniß derer, die hierin wohl eine Stimme hatten, urtheile ich, es sind nicht über 700 Todte und Verwundete gewesen. Bei Kingsbench, an der Bank und auf der Dominicaner Brücke war das Gemetzel am stärksten. Obrist von Burgh, ein Sohn des Earls von Clanrickard, befehligte eines der nach St. George's Fields gesendeten Regimenter. Alle Truppen thaten ihre Pflicht, wiewohl das Volk sie zu verführen suchte und ihre Hülfe und Schutz als Protestanten anrief. Auf diese Begütigungen erwiederten mehrere Soldaten, sie würden dem Pöbel nichts zu Leid thun. Ein noch lebender Ablicher, der, wie ich, all die Verheerungsauftritte dieser Nacht mit ansah, sagte mir, es sey ihm sehr bange, daß von Burgh's Regiment keinen Schuß thun werde. Diese Besorgniß theilte er dem Obersten mit; dieser aber erwiederte auf

der Stelle, er kenne seine Leute und könne sich auf pünktlichen Gehorsam verlassen. Der Erfolg rechtfertigte sein Vertrauen; denn kaum hatte er „gebt Feuer" gerufen, so trieben sie die Empörer bald auseinander. — Viele Aufrührer, die an der Dominicanerbrücke, oder dort herum, wo das Gemetzel am ärgsten war, blieben, wurden so gleich von ihren Genossen in die Themse geworfen. An der Bank war das Blutbad auch groß, dauerte aber nicht lange; um soviel möglich die Menge und Namen der Gebliebenen zu verhehlen, waren auch hier ähnliche Maaßregeln genommen worden. Alle Leichname wurden in der Nacht weggeschafft und in den Fluß geworfen. Selbst die Spuren von den Musketenkugeln an den der Bank gegenüber gelegenen Häusern wurden am Morgen darauf soviel als möglich getilgt und die Gebäude weiß angestrichen. Regierung und Aufrührer scheinen gleich geneigt gewesen zu seyn, einen Schleier über den Umfang des Elends zu werfen und es im Dunkel zu begraben. Dem Obersten Holroyd, der seitdem verdientermaßen als Lord Sheffield Englischer Pair geworden ist, und seinem Regiment verdankt das Vaterland besonders, daß der wüthende Pöbel von der Bank zurückgeworfen wurde; denn einige Augenblicke war der Kampf dort noch zweifelhaft und beinahe hätten die Angreifenden einen Eingang gewältigt. Lord Algernon Percy, jetzt Earl von Beverley, zog auch an der Spitze der Northumberlander Truppen dem Platze zu. Ihre Ankunft mit Holroyd's Thatkraft, Schnelligkeit und Entschiedenheit sicherten diese große Nationalanstalt hauptsächlich. Viele verbargen ihre Wunden, um nicht zu verrathen, daß sie an den Unruhen Theil genommen. Indeß ist ausgemacht, daß meist alle Gebliebenen aus der niedern Classe waren.

Wäre das Volk von gewandteren und geschickten Anführern geleitet worden, so wäre London in dieser Nacht ganz umgekehrt worden. Die Bank, das Haus der Indischen Compagnie, die Comptoirs der großen Bankiers wären dann früher angegriffen worden, statt daß sich die Wuth auf katholische Kapellen, Privathäuser und Gefängnisse warf. Als sie, nachdem die erste Wuth erschöpft war, systematischer und klüger zu Werke giengen, war es bereits zu spät. Die Regierung, welche mit Recht in den ersten Juniustagen lässig gescholten ward, erwachte doch noch früh genug, die Hauptstadt und den öffentlichen Credit vor dem letzten Gewaltanfall des Volks zu schützen. In der That war, nachdem die drei Themsebrücken von regelmäßigen Truppen besetzt waren, die Gefahr vorüber. Diese furchtbare Bewegung, die am 7. Jun. Alles zu vernichten drohte, ward so vollkommen gestillt und getilgt, daß am 8ten kaum ein Funke von aufbrausender Volkswuth zu spüren war. In Southwark versuchten zwar noch einige Wenige die Mittwochsauftritte zu wiederhohlen, aber militärische Gewalt wies sie leicht und augenblicks zur Ruhe. Nie war zwischen zwei Abenden in derselben Stadt ein so auffallender Abstich. Die auf den Plätzen und in den großen Straßen durch das ganze westliche Ende der Stadt ausgestellten Rundwachen gaben London das Ansehen einer Garnison; das gleich darauf in St. James's Park aufgeschlagne Lager bildete eine malerische Landschaft, die beiden Seiten des Canals von der Königin Hause bis in die Nähe der Garde zu Pferd herunter waren mit Zelten und Truppen bedeckt.

Die gemeinsame Gefahr, welche alle Partheien damals vereinte, tilgte oder stillte mindestens einigermaßen die bittere politische Feindschaft. Bestürzt über die Aus-

sicht einer bevorstehenden Vernichtung begaben sich einige der Hauptanführer der Opposition unaufgefordert nach St. James, unter dem Vorwand, der Verwaltung ihre Dienste anzubieten; beinahe, wie die Herzöge Somerset und Argyle in den letzten Tagen des Jul. 1714, als Königin Anna im Sterben lag. Als der Marquis von Rockingham hörte, es solle auf den 7. Jun. früh eine Privatberathung berufen werden, wo sich alle, welche da Sitz und Stimme hatten, einfinden sollten, erschien er unangekleidet, das Haar in Unordnung und in großer Bestürzung. Auch schonte er, als er an der Tafel saß, wo der König zugegen war, die Minister nicht, weil sie, wie er behauptete, durch ihre Nachläßigkeit oder aus Mangel an Thatkraft zu gehöriger Zeit das Volk in St. George's Fields hätten Platz fassen lassen, woraus alle folgenden Auftritte entstanden wären. Indeß ist unläugbar, daß die Rettung der Hauptstadt lediglich, oder vornehmlich der Entschlossenheit Sr. Maj. zuzuschreiben war. Er erschien selbst und gab seinen Ministern einen Beweis von Selbstverläugnung.

Es ist bekannt, daß bei der erwähnten Berathung der König in Person zugegen war. Man erörterte da die große Frage, an welcher der Schutz und die Rettung der Hauptstadt hieng; eine Frage, worüber die ersten, rechtlichsten Männer getheilt waren, und Lord Mansfield selbst mit Unrecht beschuldigt ward, seine Meinung nicht deutlich ausgesprochen zu haben. Man war zweifelhaft, ob auf aufrührerisch versammelte Personen, welche auch noch so große Friedensbrüche begiengen, gesetzlich von militärischer Macht gefeuert werden dürfe, bevor man ihnen die Aufruhr-Bill vorgelesen. Lord Bathurst, der Präsident der Versammlung und Sir Fletcher Norton, der

Sprecher des Unterhauses, erklärten, ein Soldat sey um nichts weniger ein Bürger, weil er Soldat sey, und folglich könne er Gewalt mit Gewalt vertreiben. Aber kein Minister wollte den Befehl dazu unterzeichnen. Da nun jeder Augenblick kostbar war, und Mr. Wedderburn, der seitdem allmählich zur Würde eines Barons und Earls von Großbritannien sich erhoben, damals aber Generalanwalt war, aufgerufen ward, auf Königs Befehl seine Meinung hierüber nach Amt und Pflicht auszusprechen, so sprach er ganz bestimmt: jede solche Zusammenrottung dürfe von militärischer Gewalt zerstreut werden, ohne daß man Förmlichkeiten beobachte, oder die erwähnte Urkunde vorlese. „Ist das Ihre Erklärung des Gesetzes als Generalanwalt?" fragte der König? Als Wedderburn dieß entschieden bejahte, versetzte der König: „nun, so geschehe also!" Der Generalanwalt setzte sogleich den Befehl auf, der König unterzeichnete und Lord Amhorst vollzog ihn denselben Abend. In wenigen Stunden waren die Aufrührer unterdrückt.

Auch Wedderburn dürfen wir sein Verdienst nicht entziehen, daß er den gordischen Knoten, den der Lord Oberrichter von Kings Bench entweder nicht lösen wollte, oder nicht konnte, so entschieden durchhieb. Seine unumwundene Erklärung bei dieser Gelegenheit erinnert uns unwillkührlich an die, von Junius gegen ihn erhobene Klage, wenn es, wo von Lord Mansfield die Rede ist, heißt: „Außer seiner angebornen Zagheit ist es bei ihm auch Politik, nie wissen zu lassen, daß er gewaltsame Maaßregeln empfehle. Wo die Garden aufgerufen werden, ihre Mitbürger zu morden, geschieht das gewiß nicht auf Lord Mansfield's nachweislichen Rath." Hier sehen wir ihn im Jahre 1780, gerade wie zwölf Jahre früher 1768, han-

deln. Auch ist es nicht minder befremdend und außerordentlich, daß selbst die Vorkehrung, wodurch der König 1780 London vor äußerster Gewalt und Plünderung schützte, als Grundsatz Junius's strengsten Tadel über sein Benehmen im März 1770 erfährt. „Zog wohl Se. Maj.," heißt es, „die Landesgesetze zu Rathe, als er seinem Staatssecretär zu erklären erlaubte, daß, wo die bürgerliche Obrigkeit verhöhnt wird, ohne nur einen Augenblick zu säumen, militärische Gewalt ausgesendet und gebraucht werden müsse?" So zeigte also der König in jeder Periode seines Lebens gleiche Festigkeit und gleiche Erhabenheit über alle persönliche Furcht. Erwägen wir indeß, daß 1768 eine obrigkeitliche Person aus der Grafschaft Surry peinlich angeklagt und verhört wurde, weil sie den Soldaten befohlen hatte, auf Empörer, die in den äußersten Gewaltstreichen auf St. George's Fields begriffen waren, zu schießen, obgleich die Aufruhrbill zweimal vorgelesen worden war, so darf uns Lord Mansfield's Besorgniß, dasselbe Verfahren im Jahre 1780 zu genehmigen und dazu zu bevollmächtigen, nicht befremden. Nur der gebietende Herr, als erste Obrigkeit, von dem furchtbaren Vorfall veranlaßt, und Er allein konnte eine so ernste Verantwortlichkeit auf sich nehmen.

Niemand zeigte mehr Abscheu vor den Aufrührern, oder setzte sich durch seine Erklärungen darüber mehr persönlicher Gefahr aus, als Burke, den seine Feinde beschuldigten, er sey in der Römischen Glaubenslehre auferzogen. Dieß Betragen machte ihm viel Ehre und bewies, wie erhaben über diese Parthei er war. Sein Haus in Westminster ward bedroht, aber nicht angegriffen. Fox mühte sich selbst, die Urheber des Unbills zu verdammen, nahm aber an ihrer Unterdrückung keinen thätigen An-

theil. Er verweigerte sogar der Regierung allen persönlichen Beistand, als er im Unterhause gedrängt ward, zu Rettung der Stadt beizutragen, obgleich Burke, der zugegen war, laut den Wunsch äußerte, man möchte bei diesem Unglück einig und verbunden handeln. Man kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß beide Männer, wie sie 1780 bei Gelegenheit des Aufruhrs von entgegengesetzten Ansichtspunkten handelten, so auch zwölf Jahr später, 1792 sich ganz verschieden benahmen. Burke leistete, die monarchische Regierung zu stützen, seinen mächtigen Beistand, Fox blieb Anwalt des Republicanismus und Schutzredner der Französischen Revolution. Wilkes, der in früheren Zeiten der Regierung Sr. Maj., der General Warrants so rühmlich widerstanden hatte, zeigte hier eben so mannhaften Widerstand gegen Volksübermacht, und, wäre er statt Kennet's Oberbeamter gewesen, unläugbar hätte er durch seine kräftigen Maaßregeln all die unglücklichen Auftritte verhütet.

Alle von der Opposition vorgelegte Beweise ihres Abscheus vor diesen heillosen Ausbrüchen der Volkswuth überzeugten gleichwohl nicht hinlänglich. Viele glaubten noch immer, einige von den Parlamentshäuptern munterten in's geheim die Aufrührer auf. Auf den Earl von Shelburne hatte man wahrscheinlich mit großem Unrecht Verdacht. Man bildete sich ein, die natürliche Erwartung, eine Veränderung im Ministerium zu bewirken, hemme oder erspare gewissen Gemüthern jede andere Ueberlegung; ja man behauptete sogar, freilich ohne allen Grund, Pairs trügen kein Bedenken, an dem höchsten Unbill der 7. Juniusnacht thätigen Antheil zu nehmen. Die Stimme des Volks zeichnete besonders den Earl von Effingham als Gegenstand der Anklage aus. Es ward allgemein behaup-

tet, er habe sich an der Dominicanerbrücke unter die Aufrührer gemischt, sey dort tödtlich verwundet und sein Leichnam nachher von seiner Parthei in den Fluß geworfen worden; doch habe man ihn zuvor an seiner Kleidung, besonders an seinen Spitzenmanschetten erkannt. Die den Mann und seine Kleidung kannten, entdeckten sogleich das Alberne und Unwahre dieser Beschuldigung; denn Niemand sah weniger auf Putz. Sein plötzliches Verschwinden aus London, wo man ihn im Anfange des Aufruhrs noch bestimmt gesehen hatte, die allgemeine Unkunde über den Ort, wohin er sich gezogen, und sein so bekannter, als heftiger Unwillen gegen die Regierung — dieß alles unterhielt jedoch die Täuschung ziemlich lange. Aber im Anfange des folgenden Winters erschien er wieder, wie gewöhnlich, munter im Hause der Lords und meldete, er sey früh im Junius nach seinem Gut Granigehall in Yorkshire abgegangen, wo er sich bis jetzt aufgehalten. Manche Ungläubige erklärten seine Abwesenheit durch eine Verwundung; wahrscheinlich aber ist Alles nur Verläumdung.

Lord George Gordon, der erste Urheber jenes Unbills, ward erst zwei bis drei Tage, nachdem es unterdrückt war, in Gewahrsam genommen. Es ward den Ministern zum Vorwurf gemacht, daß sie ihn nicht am 2. Jun. in den Tower geworfen, als er den Pöbel versammelte, anredete und aufregte, das Unterhaus zur Bewilligung seiner Forderungen zu zwingen. Allein der Versuch, ihn zu fassen und in's Gefängniß zu führen zu einer Zeit, wo alle Zugänge zum Hause mit Volk belagert waren, das Vorhaus wimmelte, die Thüren selbst augenblicks hätten gesprengt werden können, wäre sehr unklug, um nicht zu sagen, gefährlich gewesen. Es findet sich schwerlich ein Beispiel in unsern Jahrbüchern, wo

dem Parlament grober Hohn gesprochen wurde, oder die Mitglieder beider Häuser mehr in Gefahr standen, der Volksübermacht als Opfer zu fallen. Im Jahr 1641 und im folgenden unter Karl I. war die Wuth des Gesindels gegen den Fürsten und seine vornehmsten Räthe, nicht gegen die Volksvertreter, gerichtet. Als Cromwell 1653 das Parlament vertrieb und auflösete, vergriff er sich nicht an ihren Personen, sondern hob nur die gesetzgebende Versammlung mit militärischer Gewalt auf. Der Aufruhr im Jahre 1733, als Sir Robert Walpole zu erst die Accisgesetze einführen wollte, scheint dem Verfahren von 1780 noch am nächsten zu kommen, aber freilich mit großem Unterschiede.

Es leidet keinen Zweifel, daß, wenn der Pöbel in das Unterhaus eingedrungen wäre, Lord George nicht übrig geblieben wäre, die That zu erzählen. Mehrere Mitglieder, die zugegen waren, mit Recht darüber entrüstet, drohten ihm mit augenblicklichem Tode, sobald die Empörer die Thüren erbrächen. Der verstorbene Earl von Carnarron, damals Mr. Henry Herbert, folgte ihm ganz dicht mit diesem eingestandenen Entschluß; und General Murray, Oheim des jetzigen Herzogs von Athol, den ich genau kannte und der in der Hitze das Aeußerste zu begehen im Stande war, hielt sich schon fertig, Lord George beim ersten Einbruch des Pöbels den Degen durch den Leib zu jagen. Es wird immer eine Frage seyn, ob Ehrgeiz, Schwärmerei, oder Verrücktheit am meisten ihn zu der Rolle die er spielte, verleiteten. Daß er gegen die politische Wichtigkeit, welche ihm sein persönlicher Einfluß auf eine so ungeheure Menge gewann, nicht unempfindlich war, ist wohl außer Zweifel. Religiöser Schwärmerei, oder Ueberzeugung mag vielleicht auch etwas zuge-

schrieben werden können; mehr aber gewiß seinem zerrütteten Verstande, obgleich nichts in seinem Benehmen auf Wahnsinn führte. Er scheint wirklich seiner selbst vollkommen Meister und im vollen Besitz seines Verstandes gewesen zu seyn; auch sah er wohl das, nach dem 2. Jun. begangene Unbill nicht voraus, noch beabsichtigte er es. Er hatte aber ein Triebwerk in Bewegung gesetzt, dessen Gang er nicht lenken, noch hemmen konnte, und unstreitig war der Pöbel, der Feuer in London anlegte, wilder und grausamer, als das zuerst auf St. Georg's Fields zusammengerottete Volk. Der verstorbene Lord Rodney, damals Gardeofficier, sagte mir, als er in der Nacht vom 7. an der Spitze eines Detaschements von seinem Regiment zu Vertheidigung der Bank abgesendet worden wäre, hätte er Lord George Gordon dort getroffen, der ängstlich bemüht zu seyn geschienen, das Volk zum Auseinandergehen zu bewegen. Sobald Lord George Hauptmann Rodney sah, äußerte er, wie sehr er die begangenen Excesse bedauere, und bereit sey, auf Hauptmann Rodney's Seite tretend, seine Person der äußersten Gefahr bloß zu stellen, um dergleichen Verfahren zu widerstehen. Rodney aber, der seiner Aufrichtigkeit mißtraute und ihn mit Recht als Urheber alles Unglücks ansah, lehnte alle Gemeinschaft mit ihm ab, und rieth ihm bloß, wofern er ferneres Blutvergießen und die Verheerung der Bank verhüten wolle, die wüthige Menge zu zerstreuen. Wie geneigt er aber auch dazu seyn mochte, er vermochte es nicht. Nur die Militärgewalt rettete die Bank.

Ich kannte Lord George Gordon wohl und begleitete ihn einst aus einer Gesellschaft, wo wir bei Lord Elcho im Sommer 1782 uns trafen, in seinem Wagen. Von Gestalt war er mager, seine Züge regelmäßig, die Ge-

sichtsfarbe blaß. Sein Benehmen war artig, sein Gespräch angenehm und er trat ganz wie ein Mann von Stande einher. Etwas aber war doch in seiner Haltung und seinem Ausdruck, was Verschmitztheit, oder Verkehrtheit, oder beides verrieth. Sein ganzes Einkommen bestand, glaube ich, in einem Jahrgelde von 600 Pf. jährlich, welches ihm sein Bruder, der Herzog von Gordon, auszahlte. Es bleibt immer merkwürdig, daß, nachdem er London in alle Schrecken des Aufruhrs und der Anarchie gestürzt, er aller Strafe für dieses Verfahren entgieng, welches so vielen Menschen das Leben kostete und so manche Gebäude verwüstete, während er gegen das Ende seines Lebens durch strenges Gefängniß in Newgate die Herausgabe einer Schmähschrift auf die letzte unglückliche Königin von Frankreich büßte, welche selbst auf dem Blutgerüst starb. Er bezeigte seine aufrichtigste Bekehrung zum Judenthum durch seine Unterwerfung unter einen der peinlichsten Bräuche des Mosaischen Gesetzes. Die in Birmingham vorgenommene Operation hielt ihn ziemlich lange auf seinem Zimmer, wo nicht im Bette und er hob sorgfältig die blutigen Beweise seiner ausgestandenen Beschneidung auf. Wenig Männer nehmen in den Jahrbüchern ihres Landes unter der Regierung George's III. eine bedeutendere, oder unglücklichere Stelle ein. Er wird in der Geschichte Wat Tylor und Jack Cade, den Mordbrennern zu Plantagenet's Zeiten, oder Kett, der unter Eduard VI. so merkwürdig war, an die Seite gestellt werden.

Damals schienen auch die Elemente sich mit allen auswärtigen Feinden Englands verschworen zu haben. Der Orkan im Oct. 1780 in Westindien war einer der erschrecklichsten und in seinen Wirkungen gewaltigsten,

welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts erwähnt werden. Wiewohl seine Verheerungswuth mehr oder weniger die ganze Kette der Caraibischen Inseln verödete, so erfuhr sie doch vorzüglich Barbados, wo die meisten umkamen und vieles Eigenthum verwüstet ward. Ein Freund von mir, General Cunningham, war damals Gouverneur der Colonie. Er erzählte, daß, nachdem er, so lange es mit Sicherheit geschehen konnte, sich auf dem Erdboden gehalten, er endlich, von seiner Familie und seinen Bedienten begleitet, in einen kleinen, einige Fuß tiefer, als die Straße liegenden Keller, in Bridge-Town, der Hauptstadt der Colonie, geflüchtet wäre. Hier waren sie nun zwar sicher, nicht von den Trümmern des eben verlassenen Hauses zermalmt, oder von der Gewalt des Sturmes dahingerafft zu werden; aber bald erfolgte zweierlei, wovor keine Rettung war. Das erste war eine strenge Kälte; denn die Temperatur war in wenig Stunden von unmäßiger Hitze zu bitterer Kälte übergegangen. Das zweite, noch ängstlichere Uebel war ein Regen, der in Strömen floß. Während sie nun in dieser jammervollen Lage waren, bis an die Knie in Wasser, unentschlossen, ob sie im Keller bleiben, wo ungefähr zwanzig in engem Raume aufeinander hockten, oder ein sichereres Obdach zu erreichen suchen sollten, sagte ein langer vierschrötiger Neger von des Generals Bedienten, der so auf ihm lag, daß er sich nicht rühren konnte: „Massa, wenn ich mein Wasser nicht lassen kann, sterb' ich.“ „Nun so thu' es in Gottes Namen,“ antwortete er. Kaum hatte der Neger die Erlaubniß, so bewässerte er den General von oben bis unten, gerade wie die Hottentoten-Priester bei Hochzeitsfeiern thun sollen. „Aber,“ setzte Cunningham dazu, „ich habe nie eine angenehmere Empfindung gehabt, ich ward wie neubelebt und bedauerte nur, daß es aufhörte.“

Die Lage des Negers, der wegen eines natürlichen Bedürfnisses alle Achtung und Zwang bei Seite setzen mußte, erinnert mich an eine ähnliche Geschichte, die in Sanssouci vorfiel. Friedrich der Große hatte eines Tages in auserlesener Gesellschaft ungewöhnlich heiter die Mahlzeit verlängert und seine Gäste lange aufgehalten. Der König belebte und führte die Unterhaltung vor allen durch seinen glänzenden Witz, vergaß aber zum Unglück, daß seine Gäste Menschen waren. Einer darunter, ein alter General, der oft zur königlichen Tafel geladen ward, aber in zwölf Feldzügen in dieser Hinsicht etwas schlaff geworden war, harrte ungeduldig auf den Augenblick, wo der König aufstehen und ihm das Zimmer zu verlassen vergönnt seyn würde. In dieser Hoffnung hielt er lange tapfer Zeit aus. Endlich aber sprang er plötzlich auf, rief: Sire, tout est grand dans Votre Majesté, jusqu'à la vessie même. Sire, je me meurs, und stürzte so zum Zimmer hinaus. Friedrich freute sich über diesen verbindlichen Witz und lachte herzlich über den General, der wohl etwas hätte davon tragen können. Tycho de Brahe starb gerade an diesem unbesonnenen Verhalten aus unzeitigem Respect.

Nachdem Anfang Septembers das Parlament aufgelös't worden, wurde ich zum Mitgliede von Haidon, in der Grafschaft Wilts, gewählt, und als das neue Unterhaus gegen Ende Octobers zusammen kam, betraf die erste Erörterung die Wahl eines Sprechers. Lord George Germain, nicht Lord North, begann diesen Abend das Verfahren und brachte die Hauptsache zu Stande. Es war nicht die Meinung der Minister, daß Sir Fletcher Norton, der seit der Abdankung Sir John Cuist's im Jan. 1770 beinah eilf ganze Jahre den Rednerstuhl behauptet

hatte, ihn auch wieder im neuen Parlament einnehmen sollte. Er hatte in der Sitzung vom Jahre 1777 den König, wie die Regierung, in einer merkwürdigen, an den König gerichteten Rede, beleidigt; als er in den Gerichtsschranken des Hauses der Pairs noch im Amtscharakter stand. Wiewohl die Ermahnung zu sparsamer Ausgabe der vom Unterhause bewilligten Gelder, welche er damals für dienlich hielt, vom Lande im Ganzen gebilligt ward, so veranlaßte sie doch unstreitig seine nachmalige Entlassung vom Sprecheramte. Lord North hatte die Witterung in St. James ausgespürt und Se. Maj. in diesem Fall entschlossen gefunden. Da man jedoch fand, daß das Volk es höchlich mißbilligen möchte, seine beabsichtigte Entlassung darauf zu gründen, so benutzten die Minister Sir Fletcher's Uebelbefinden, welches in der vorigen Sitzung den Gang der Geschäfte sehr gehemmt hätte, als hinlänglichen Grund. Indem sie nun seinem Kopf und seiner Gewandheit reichliches Lob spendeten, beklagten sie, daß Körperschwäche nicht riethe, fernerhin Dienste von ihm zu erbitten, oder anzunehmen. Sir Fletcher aber erhob sich, sprach von der Oppositionsbank, unterstützt von dieser mächtigen und zahlreichen Phalanx, und suchte die versteckte Feindschaft, wie die augenscheinliche Nichtigkeit der Gründe des Ministeriums aufzudecken. Zwar that er, als begäbe er sich jedes Wunsches auf abermalige Anstellung als Redner, behauptete aber gar fest seine physische Tüchtigkeit, alle Pflichten und Mühsale dieses Amts auszuhalten. Auch sah er wohl wie ein Mann aus, der, wenn gleich etwas bejahrt, doch nicht heruntergekommen war. Alle von Norton's Freunden auf Seiten der Opposition auf Lord North zurückgewendete persönliche Ausfälle vermochten und reizten den ersten Minister doch nicht, auch nur den Mund aufzuthun. Aber Mr. Rigby ließ sich durch

das Geschrei der Anhänger Fletcher's nicht einschüchtern, sondern bekannte dreust, er werde seiner politischen Vergehungen wegen entlassen und rechtfertigte seine Verweisung vom Rednerstuhle. Cornwall ward durch große Stimmenmehrheit zum Sprecher ernannt.

Sir Fletcher Norton mag vielleicht mit Grund beschuldigt worden seyn, daß ihm in seinem Beruf Gewinn vor Gewissenhaftigkeit und Pflicht gegangen; auch wurde er in den damaligen groben Satyren und Zerrbildern Sir Bullface Doublefee genannt; bei alle dem aber hatte er für das Parlament sowohl, als außerdem treffliche Gaben. Er war seinem Vorgänger, wie seinem Nachfolger, sehr überlegen. Der Rednerstuhl des Unterhauses ist im ganzen achtzehnten Jahrhundert nicht mit so wenig Würde und Nachdruck behauptet worden, als von Sir John Cuist, den Wilkes in all seinen Briefen mit der verächtlichsten Ironie und dem beißendsten Hohn behandelt. Cornwall hatte zwar alle physische Eigenschaften dazu, eine klangreiche Stimme, eine männliche, Ehrfurcht gebietende Gestalt und eine gebieterische Haltung; aber seine beste Empfehlung dafür bei den Ministern war doch sein Verhältniß mit dem damaligen Kriegssecretär Mr. Charles Jenkinson, dessen Schwester er geheirathet hatte. Nach seiner Erwählung befriedigte Cornwall wenig und reizte und stärkte sich zu seiner Pflicht mit den narkotischen Eigenschaften des Porters; was denn zuweilen Unstatthaftigkeiten veranlaßte. Es wurde damals auch in der Rolliade gerügt.

Merkwürdig ist, daß Fletcher achtzehn Monate nach seiner Entlassung zur Pairswürde stieg, welches er bloß der zwischen Lord Rockingham und Lord Shelburne entstandenen Eifersucht, sobald sie mächtig zu werden anfien-

gen, zu verdanken hatte; da hingegen Cornwall, nachdem er über acht Jahre Sprecher des Unterhauses gewesen, starb, ohne je in das Oberhaus zn gelangen.

Sehen wir von der Hauptstadt nach den äußersten Enden des Reichs, oder den See- und Landkriegen der damaligen Zeit, so begegnet uns auch nicht viel Tröstliches. Mit Hardy's Tode überkam Geary das Commando der Canalflotte, und als Geary abdankte, Darby. Keinen dieser Namen wird die Nachwelt mit Begeisterung aussprechen. Admiral Barrington erwarb sich allein dadurch, daß er d'Estaign bei St. Lucie zurückschlug, den vom Anfang der Feindseligkeiten im Jul. 1778 bis zur Sendung Rodney's nach Westindien auf dem Meere gewonnenen Ruhm. Der unglückliche Streit zwischen Keppel und Palliser, welcher die Seemacht erschüttert und das Königreich getheilt hatte, kam allmählich in Vergessenheit, lebte aber in der kurzen Zeit, wo das Unterhaus in der zu Weihnachten aufgehobenen Sitzung sitzen blieb, wieder auf. Zufolge Sir Hugh Palliser's Anstellung beim Gouvernement des Greenwich Hospitals wurden die Ereignisse vom 27. Jul. 1772 auf's neue mit aller Partheiwuth erörtert. Sir Hugh las zu seiner Vertheidigung eine Schrift vor, deren Länge, Dummheit und Albernheit die Zuhörer, wie ich mich gar wohl erinnere, auf eine gar arge Probe setzte. Dennoch habe ich ihn stets für einen geschickten, verdienten und verläumdeten Seeofficier gehalten, der ein Opfer der ministeriellen Volksungunst fiel. Lord North, der sich gewöhnlich mit einem halben Siege begnügte, vertheidigte Palliser mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit und mit ungewöhnlicher Wärme; als er ihn nun aber so den Klauen seiner Feinde entrissen hatte, mühte er sich um nichts weiter, sondern trug auf Vertagung im Anfang Decembers an.

Gleichsam um die Stufenleiter unseres Nationalunglücks in dieser demüthigenden Periode vollkommen zu machen, wurde damals auch Holland unser Feind; vor Ende des Jahres 1780 ward, troz dem Widerwillen, den der König von England, eben so wie der Statthalter, dagegen hatte, den sieben vereinigten Provinzen der Krieg erklärt. Ueber ein Jahrhundert, seit Karl II., waren wir nicht mit den Holländern in Krieg verwickelt gewesen. In dieser Zwischenzeit waren beide Länder zum Theil von Einem Fürsten regiert worden und Eine Seele belebte ihre Berathung, nachdem Jacob II. vertrieben war, als ihre vereinten Bemühungen darauf ausgiengen, Ludwig's XIV. Fortschritte in den Niederlanden zu hemmen. Selbst gleich nach König Wilhelm's Tode machten die vereinten Provinzen gemeine Sache mit seinem Nachfolger gegen Frankreich unter Marlborough; aber der unglückliche Ausgang dieses großen, beinahe zehnjährigen, Kampfes trennte England und Holland. Nach dem Utrechter Frieden 1712 war kein herzlicher Verein wieder zwischen dem Haager und Londner Kabinet. Zwar wurden die Holländer vermocht, sich als Hülfsvölker, wiewohl nicht als Haupthülfsvölker, in dem Kriege 1743 zur Erhaltung Marien Theresen's auf dem Throne ihres Vaters, Karl's VI., an Georg II. anzuschließen. Unglücklicherweise wurden die Englischen, Holländischen und Oesterreichischen Heere, die, vom großen Eugen und Marlborough angeführt, Ludwig XIV. auf's Aeußerste gebracht hatten, nachher unter Königseck und Wilhelm Herzog von Cumberland überall auf denselben Feldern geschlagen. Der Marschall von Sachsen zerstörte die Barriere, welche Holland gegen Frankreichs Uebermacht schützte und bloß die Mäßigung oder Läßigkeit Ludwig's XV., welcher seinen Eroberungen Einhalt that, gab 1748 zu Aachen Teutschland den Frieden. Wäre die-

ser Fürst so ehrgeizig, als sein Vorgänger, oder so eroberungssüchtig, als die Französische Republik im Jahre 1795, gewesen, er wäre in Amsterdam eingerückt und hätte die Südersee seiner Herrschaft unterworfen. Nachdem die Holländer dieser drohenden Gefahr entgangen waren, blieben sie müßige Zuschauer des, im Jahre 1756 zwischen uns und Frankreich entglühten Kampfes, wo Flandern, welches beinahe ein Jahrhundert Europa's Kampfplatz gewesen war, nun das Land der Ruhe ward, und das Haus Oesterreich schloß sich zum erstenmal an seinen Todfeind, das Haus Bourbon, an. Der unseligen Zeit des Americanischen Krieges, welche uns mit Unglück und Unfällen vertraut machte, war vorbehalten, Holland unter Ludwig's XVI. und Karl's III. Banner offen gegen England auftreten zu sehen. Die Opposition jauchzte bei der angekündigten Feindseligkeit beider Länder, welche das Siegel auf Lord North's ministerielle Verwirrungen drückte. Auch konnte nicht geläugnet werden, daß die nothwendige Sperre der Mündung des Texels und die wahrscheinliche Nöthigung der Holländischen Flotte, in ihren Häven einzulaufen, bei der damaligen Bedrängniß, ja Gesunkenheit des Britischen Seewesens, die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung zu bestehen hatte, vermehrte, indem sie die Volksungunst gegen den Fürsten steigerte.

Doch hat nie eine Regierung mehr einen Bruch abzuwenden und zu vermeiden gesucht, als Lord North's Kabinet. Sir Joseph Yorke, der durch langen Aufenthalt in Holland gewissermaßen in Haag einheimisch geworden war, erschöpfte alle diplomatische Kunstgriffe, die Französische und Americanische Staatskunst zu Schanden zu machen. Der Statthalter und die Meisten aus dem Volke in den sieben vereinigten Provinzen waren sehr warm für

Großbritannien eingenommen; aber der Prinz von Oranien hatte die öffentliche Achtung verloren, welche sein Amt hätte gewinnen sollen, und die in engherzige Handelsspeculationen versunkene Nation hatte auch keinen Funken jenes Gemeingeistes, oder jener großen Thatkraft, welche im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert soviel gegen Philipp II. und III. von Spanien ausrichteten. Der erste Minister van Berkel, der unter Maurepa's und Vergenne's Einfluß handelte, stürzte durch Unterzeichnung eines Vertrags mit den Americanischen Empörern seine Landsleute in einen Krieg mit England; gerade wie im Sommer 1812 Madison auf Eingebung seines Corsicanischen Lenkers Feindseligkeiten gegen uns eröffnete. Fox und Burke rügten Lord North's Maaßregeln, als der den Bruch mit Holland veranlaßt, nicht schärfer, als die Häupter im Hause der Gemeinen gegen das Benehmen der Minister eiferten, welche zu dem letzten Kampfe mit America verleitet hatten. Beide Kriege entstanden hauptsächlich aus ähnlichem Grunde, der offenbar verzweifelten und höchst mißlichen Lage Englands. 1780 sanken wir reißend schnell unter der Verbindung der Europäischen, Asiatischen und Americanischen Feinde. 1812 rüstete sich Buonaparte, der von Portugals Gränze bis an die Russische Meister des festen Landes war, die Unterjochung Europa's mit dem Zuge nach Moskau zu vollenden. Van Berkeln, wie Madison war die Gelegenheit, ihrem Groll gegen die Englische Regierung Luft zu machen, willkommen. Die Maaßregeln des ersten führten in nicht gar langer Zeit, ungefähr in fünfzehn Jahren, zu Unterjochung und Umsturz der Holländischen Republik. Die Zukunft wird lehren, ob Madison's Politik, wenn anders seine Dienstbarkeit gegen Buonaparte so genannt werden kann, förderlicher oder wohlthätiger seyn wird, und wie weit eher

der Americanische Präsident auf den künftigen Dank seiner Landsleute Anspruch machen dürfe, als der Amsterdamer Minister den Beistand der Holländer verdiente.

Fast um dieselbe Zeit starb Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, nach einer vierzigjährigen Regierung, in welcher sie ein merkwürdiges Beispiel des Glückswechsels gewesen. Wie Friedrich, der König von Preusen, bestieg sie den Thron im Jahr 1740, und beider Leben vergieng größtentheils in gegenseitiger Feindseligkeit. Ihre Geisteskraft ihre Beharrlichkeit hielt sie in Verhältnissen aufrecht, welche ein minder entschloßnes Weib nicht hätte besiegen können. Seit Elisabeth's Tode 1603 hatte Europa kein Weib auf dem Throne gesehen, das so viel Privattugenden und so viel große Regierungstalente vereinte. Maria Theresia zeigte einen männlichen Geist mit einer, allgemeine Liebe erwerbenden, Weiblichkeit. Als Fürstin hatte sie weit mehr Standhaftigkeit und Thatkraft, als ihr Vater, Kaiser Karl VI., oder ihr Großvater Leopold I.. Als Karl im Erbfolgekriege in Spanien war, gab er nichts von Charakter kund, und Leopold verrieth 1683 bei Annäherung des Großveziers Cara Mustapha eine völlige Rathlosigkeit; er floh nach Passau, und ließ Hauptstadt und Besitzungen von den Türken verwüsten und belagern. Marien Theresien's Vorsicht, Erfahrung und Mäßigung beschränkte die verderbliche Thätigkeit ihres Sohnes und Nachfolgers, Joseph II.. Seine Regierung ist eine unglückliche Zeit in der Geschichte des Hauses Oesterreich und erleichterte den Fortschritt der Französischen Waffen in den Niederlanden, nach der Revolution gar sehr.

Wiewohl Maria Theresia unter der Last der Jahre, wie der Krankheit und Schwäche dahin sank, behielt sie

doch fast bis zu ihren letzten Augenblicken ihren völligen Verstand. Religion und Ergebung versüßten ihr Ende. Zwei Erzherzoginnen = Töchter, Maria und Elisabeth, welche unvermählt blieben, waren stets an ihrem Bette; aber man hat mich versichert, daß sie ihre Mutter nicht bestimmen konnten, so ernst sie es auch, noch kurz vor ihrer Auflösung versuchten, der Erzherzogin Amalie, ihrer Schwester, ihren Segen zu geben. Diese dem Herzog von Parma, Don Ferdinand, vermählte Prinzessin, hatte angeblich sich allerlei Unbill zu Schulden kommen lassen. Kurz zuvor, ehe Maria Theresia ihren Geist aufgab, lag sie in einer Art von Reizlosigkeit, mit geschlossenen Augen und eine der Frauen um sie antwortete auf eine Anfrage über das Befinden der Kaiserin, Ihro Majestät scheinen zu schlafen. „Nein" erwiederte sie, „ich könnte wohl schlafen, wenn ich wollte; aber ich fühle, mein Stündlein kommt, und es soll mich nicht im Schlafe überfallen. Wachend will ich meiner Auflösung entgegen gehen." Das Alterthum hat uns keine schönere, prunklosere Antwort überliefert. Voltaire selbst, so cynisch und feindselig gegen alle gekrönte Häupter er war, müßte sie bewundert haben. Selbst der große Friedrich, der Maria Theresia beinahe sechs Jahre überlebte, gieng zwar dem Tode mit Philosophie und Standhaftigkeit entgegen, verrieth aber doch viel Widerstreben, etwas Verdrießlichkeit und wohl auch einige Eitelkeit und Kunst. Weder August, noch Vespasian, noch Adrian, so fest, ja lächelnd sie dem Tode in's Auge sahen, waren ihrer selbst so mächtig. Maria Theresia war ihrer Zeitgenossin, Catharinen II., so sehr an Tugend überlegen, als sie an glänzenden Geistesgaben ihr nachstand. In Regierungskunst, Muth, Wohlwollen, Verstandestüchtigkeit kann die Oesterreichische Fürstin mit der Russischen um den Vorzug strei=

ten. Die Nachwelt wird vielleicht letztere mehr bewundern, aber sittlichen Beifall und Achtung wird sie sicher der erstern zollen.

Januar 1781.

Ich bin nun mit diesen Denkwürdigkeiten bis zum Jahr 1781 gekommen. Ehe wir aber die politischen Ereignisse dieser Unglückszeit betrachten, müssen wir nothwendig den Charakter des Fürsten, der Kabinetsminister, der Oppositionshäupter und der vorzüglichsten Männer in beiden Häusern des neuen Parlaments überschauen. Großbritannien gewährte damals nicht den hehren, majestätischen und interessanten Anblick, wie nachher, selbst in den unglücklichen Augenblicken des letzten Revolutionskriegs. Unter Lord North's Verwaltung war das Reich fast durchaus erschüttert und krampfhaft bewegt. Innere Partheiwuth herrschte in allen Regierungsbehörden, hatte die Flotte angesteckt, und gab sich in jeder Erörterung der beiden Häuser kund. Die Engländer waren unzufrieden, die Schotten verdrüßlich, die Irländer murrten über politische und Handelssclaverei. Ein Ministerium, dessen Glieder nicht immer einig handelten, immer einen hoffnungslosen Kampf mit America fortsetzten, wie gute Köpfe es auch haben mochte, Vertrauen auf das Förderniß seiner Maaßregeln konnte es nicht einflößen. Der Nationalcredit fiel unter dem Aufwand eines ausgedehnten Krieges auf dem Atlantischen Meere, und der Handel des Landes

litt mindestens eben soviel durch die Räubereien des Feindes. Lord North hatte auch nicht, wie 1786 Pitt, einen Tilgungsfond zu allmählicher Minderung der jährlichen Auflagen zurückgelegt.

Die großen Mächte des festen Landes sahen theils als gleichgültige Zuschauer, theils als heimliche Feinde zu. Der Teutsche Kaiser, Joseph II., der neuerdings den Böhmischen und Ungarischen Thron bestiegen hatte, befolgte hierin die Politik seiner Mutter und nahm, mit allerhand innern Verbesserungen beschäftigt, zwar nicht offen Antheil, neigte sich aber doch mittelst seiner Verwandtschaft mit Ludwig XVI., mehr nach dem Hause Bourbon. Friedrich der Große, der durch Alter und Krankheit gebeugt, Kriegsruhmes satt, vorzüglich auf Zuwachs seiner Besitzungen, und Vermehrung seiner Einkünfte bedacht war, aus Neigung an Frankreichs Sitte, Sprache und Krone hieng, sah mit Vergnügen, wie schlecht es England gieng. Er konnte es Lord Bute nicht vergeben, daß er als erster Minister die von Preußen geforderten Subsidien im Jahre 1762 zurückgehalten und war immer dem Lande abgeneigt, welches, wie er mit Recht glaubte, in einen so wichtigen Falle ihm die Treue gebrochen hatte. Catharine II., ängstlich bemüht, einen Schleier von Ruhm über die tragischen Umstände, welche ihr auf den Thron Rußlands halfen, durch Vergrößerung des Russischen Reichs zu werfen, benutzte Englands Unglück und machte Ansprüche auf Freiheit von einem Untersuchungsrecht, welches England in Kriegszeiten behauptet und geübt hatte. An der Spitze der Baltischen Macht, im Verein mit den Höfen zu Kopenhagen und Stockholm suchte sie ihre Flotten aller fernern Unterwerfung unter die Britische Flagge zu entziehen. Lord North, der Catherinen's Politik nicht

mit offener Gewalt begegnen konnte, zögerte und wartete günstigere Zeiten ab. Nur Portugal wagte mitten in dem allgemeinen feindseligen Abfall Europa's seine freundschaftliche Gesinnung darzuthun und war großmüthig genug, der Baltischen Conföderation oder der gewaffneten Neutralität der nordlichen Staaten nicht beitreten zu wollen.

Der König war damals beinahe vier und vierzig Jahr alt. Wiewohl er als siebenmonatliches Kind auf die Welt kam — was unbestreitbar ist, da seine Schwester, die vorige Herzogin von Braunschweig am 11. Aug. 1737, er aber am 4. Jun. 1738 geboren ward — hatte ihm die Natur doch einen gesunden und kräftigen Körper verliehen. Er wurde in Norfolks Hause, auf dem St. James-Platze, wo Friedrich, Prinz von Wales, damals wohnte, geboren. Diesem hatte Georg II. nur kurz zuvor ausdrücklich befohlen, den St. Jamespalast zu räumen. Nicht länger als ein Jahr darauf sah ich noch das Bett, worin die Prinzessin von Wales, die jetzt nach des Herzogs von Norfolk Sitz in die Grafschaft Nottingham abgegangen, entbunden worden war; und es beweis't, wie weit wir in den letzten achtzig Jahren in häuslicher Zierlichkeit und Geschmack fortgeschritten sind. Außer einem grünseidenen Umhang hat das Bett nichts Prächtiges und würde jetzt kaum für eine Frau von gewöhnlicher Herkunft passend gefunden werden. Fortgehends beobachtete Enthaltsamkeit und körperliche Bewegung hatte Georg III. bis auf die Zeit, von welcher ich spreche, eine fast ununterbrochene Gesundheit gewährt. Bis 1788 hatte er so gar nichts von Krankheit gespürt, daß er in acht und zwanzig Jahren kaum Einmal deßhalb ein Lever, eine Berathung, oder eine Gesellschaft verlassen hatte. Nur im Herbst 1765 ward er auf einige Wochen krank. Ueber

die Art und den Sitz dieser Krankheit ist, trotz allen gedruckten uud gesprochenen Muthmaßungen und Behauptungen noch immer keine befriedigende Aufklärung vorhanden.

Zwei Hauptzüge könnte ein Physiognom in des Königs Gesicht auffinden: Festigkeit, oder, wie es seine Feinde nennten, Hartnäckigkeit, mit Güte vermischt. Indeß sprach sich erstere bestimmter aus, als letztere. Er schien Anlage zum Dickwerden zu haben, vermied es aber durch folgerechte Mäßigkeit. Hierüber will ich etwas beibringen, was mir ein Freund mittheilte, Sir John Macpherson, der es von dem großen Earl von Mansfield erfuhr, welchem es der König selbst äußerte, zum Erweis der Geisteskraft, Vermeidung alles Uebermaaßes und Herrschaft über alles Gelüst, welche Georg III. durch sein ganzes Leben bewies. In einem Gespräche mit Wilhelm, Herzog von Cumberland, seinem Oheim, nicht lange vor dem Tode dieses Fürsten 1764, bemerkte Se. Maj. daß er mit Bedauern des Herzogs zunehmende Leibesstärke wahrgenommen. „Ich beklage es auch, Sir,“ erwiederte er, „aber es liegt einmal in meiner Constitution, und ich müßte mich sehr irren, oder Ew. Maj. werden, noch ehe Sie meine Jahre erreichen, so stark, als ich.“ „Das kommt,“ antwortete der König, „weil Sie sich nicht genug bewegen.“ „Ich mache mir doch,“ erwiederte der Herzog, „immer und allerhand Bewegungen. Aber es giebt noch ein anderes Mittel gegen diesen Hang zum Dickwerden, welches weit schwerer zu beobachten ist, und ohne welches auch die stärkste Bewegung nicht frommt, nämlich große Entsagung und Mäßigkeit. Nichts außerdem kann Ew. Maj. bewahren, so dick zu werden, als ich.“ Der König antwortete wenig, aber die Worte des

Herzogs prägten sich ihm tief ein. Von dem Tage an beschloß er, wie Lord Mansfield versicherte, seinem Hang zum Dickwerden durch fortgesetzte Beschränkung seiner Eßlust zu begegnen und er hielt, troz allen Anfechtungen, Wort.

Vielleicht hat kein Fürst zu irgend einer Zeit ihn hierin übertroffen. Es ist ausgemacht, daß er viele Jahre, wenn er von Kew, oder Windsor, oft zu Pferde, zuweilen in starkem Regen nach der Königin Palast kam, sich nach St. James's tragen ließ, ankleidete, ein Lever in aller Form hielt, welche, wie er es hielt, sehr lang und ermüdend waren, keinen im ganzen Kreise unbemerkt ließ, und nachher einer Privatberathung beiwohnte, oder seinen Kabinetsministern und andern bis fünf oder sechs Uhr Gehör gab. Nach dieser körperlichen und geistigen Anstrengung bestand die einzige Erquickung, oder Nahrung, die er gewöhnlich zu sich nahm, in ein Paar Butterbrotschnitten und Thee, den er zuweilen auf und abgehend genoß, ehe er sich wieder in den Wagen setzte, um zurückzufahren. Sein gediegener und ruhiger Verstand war ganz für das Geschäftsleben geeignet, so wenig glänzend, lebhaft, oder gebietend er auch auftrat. Aber sein Betragen beurtheilend, that man seinen Geistesgaben Unrecht, und zum Unglück wurden diese kleinen persönlichen Mängel und Unvollkommenheiten gerade öffentlich bekannt. Dr. Johnson zwar dachte hierüber anders; denn nach einer Unterredung in der Bibliothek des Palasts, im Febr. 1767, lobte er die feine Sitte des Königs auf's höchste. Boswell fügt in seinem Leben darüber hinzu: „Er sagte zu Hn. Barnard, dem Buchhändler, Sie mögen sagen, was Sie wollen, der König ist der feinste Mann, den ich gesehen habe. Und nachher bemerkte er gegen Langton, sein Benehmen

sind die eines feinen Mannes, wie Ludwig's XIV. oder Karl's II.."

Abgesehen von diesem, bei einem so unerwarteten und schmeichelhaften Beweis königlicher Herablassung, so nothwendigen Eindruck auf Johnson, hatte er gerade am wenigsten ein Urtheil über Feinheit des Betragens. Lebte Johnson jetzt, vielleicht sähe er das feinste Muster von Anmuth, Würde, Ruhe, und Anredsamkeit, welches die Welt je gesehen, in Einem verbunden. In Ihm ist wirklich Ludwig's XIV. Majestät und Karl's II. einnehmendes Wesen. Aber Georg III. fehlte es an diesem beigängigen Schmuck. Die Beweglichkeit seines Körpers, seine hastigen Fragen, welche nie die Antwort abwarteten, sein polterndes Sprechen gab vielmehr kleinen Geistern, oder boßhaften Beobachtern, die ihn bloß in Gesellschaft sahen, Anlaß, an seinem gesunden Verstande, oder seiner Kraft zu zweifeln. Indeß hatte kein Minister, und Fox weit weniger, als als ein anderer, diese Ansicht. Seine ganze Regierung ist auch in der That die beste Antwort auf diese Beschuldigung. Daß er manchen Fehler begieng, manche Vorurtheile nährte, manches irrig beurtheilte und häufig zu hartnäckig auf seinen Entschlüssen beharrte, wo er, vielleicht fälschlich, meinte Recht zu haben — das Alles kann man zugeben. Auch kann man die nachtheiligen Folgen davon für ihn und das Volk nicht ganz wegläugnen. Aber diese Schwächen, die er mit jedem Menschen theilt, schmälern sein Recht auf liebevolle Verehrung seiner unbeugsamen Geradheit nicht. Und eben so wenig werden sie ihm den Beifall aller Weisen und Guten entziehen, welche seinen umfassenden Geist, und seine Rechtschaffenheit bezeugen werden.

Man wird in der That schwerlich einen Fürsten in der Geschichte aufzeigen können, der fast ein halbes Jahr-

hundert so viel persönliche und Privattugenden auf dem Thron vereinte. In der Blüthe der Jugend, unvermählt, kräftig, umgeben von allerlei Versuchungen zum Vergnügen und zur Lust, als er den Thron bestieg, unterlag er nie. Eben so liebend seiner Königin ergeben, wie Karl I. seiner Henriette Marie, blieb er noch überdieß frei von dem weibischen Wesen seines unglücklichen Vorgängers, welches so unheilbringend war.

Wilkes in seinen Papieren und Junius haben durch Vergleichung beider Könige ihre sittliche Aehnlichkeit darzuthun gesucht; aber sie war bloß äußerlich, in Dingen, wo es äußere Haltung galt. Jeder Unpartheiische muß finden, wie weit Georg III. über Karl in den drei großen Punkten stand, welche einen wesentlichen Unterschied in den Menschen begründen. Die erste dieser Eigenschaften war Geistesfestigkeit. Alles Unglück, was Karln bis an seinen Tod betraf, und durch innere Vorwürfe nur drückender wurde, rührte von der Schwäche her, um keinen herbern Ausdruck zu brauchen, womit er Lord Strafford der Wuth seiner Feinde überließ. Sne. jetzt regierende Maj. verließen weder Lord Bute im Jahr 1763, als er dem Volke höchst verhaßt war, noch den Herzog von Grafton in dem Aufruhr im März 1769, noch Lord North in den furchtbareren Auftritte im Jun. 1780. Eben so wenig wendete er mitten in dem unglücklichen Americanischen Kriege Lord George Germain nach der Niederlage bei Saratoga, oder York Town, den Rücken. Weit entfernt sich nach Beistand bei seinen Ministern umzuthun, lieh er ihn ihnen selbst, und scheute nie persönliche Gefahr, Verantwortung, noch Haß. Sein Benehmen an dem merkwürdigen 7. Jun. sowohl in der Berathung, als während der unglücklichen Nacht selbst, beweis't dieß am besten.

Karln, so persönlich tapfer im Felde, und so gehalten er auf dem Blutgerüst war, fehlte es doch an politischem Muth, festem Charakter und Beharrlichkeit des Entschlusses. Diese Eigenschaften unterschieden Georg III. wesentlich.

Vergleicht man ihn ferner hinsichtlich seiner Urtheilskraft mit seinem Vorgänger, so neigt sich auch hier die Wage zu seinem Vortheil. Giebt es in Sr. Maj. Regierung irgend etwas mit Karl's unbesonnenem, rachsüchtigen und verderblichem Versuch, die fünf Glieder des Unterhauses gefangen zu nehmen, Vergleichbares, so war es der durch eine Generalvollmacht ertheilte Befehl, Wilkes zu verhaften. Ich will auch dieß Verfahren keineswegs vertheidigen, sondern habe es immer in jeder Hinsicht für unverantwortlich gehalten. Aber als er dieß im April 1763 befahl, hatte er sein fünf und zwanzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt. Karl I. war, als er die erwähnte rasche That begieng, über vierzig. Daß Georg III., wenn er je die Waffen gegen sein Volk hätte ergreifen müssen, aus Vorliebe für seine Verwandtschaft, einen Fehlgriff, wie Karl I. gethan hätte, als er das Commando seiner Macht Prinz Rupert anvertraute, will ich sogar als wahrscheinlich zugeben mit Bezug auf die Feldzüge von 1793, 1794 und 1799. Wer aber die ganze Kette von Ereignissen von 1760 bis 1810 überschaut, wird nicht anstehen zu behaupten, daß er in den schrecklichsten, soviel Tapferkeit, als geistige Hülfsmittel erfordernden Umständen eine Gewandheit bewiesen hat, wie man sie vergebens in des Stuartischen Königs unglücklicher Verwaltung, die mit dem Blutgerüste endete, suchen würde.

Am unwiderlegbarsten und überzeugendsten aber spricht sich die Ueberlegenheit des einen Fürsten über den andern

in sittlicher Festigkeit und Treu und Glauben aus. „Karl I.," sagt Junius, „lebte und starb als Heuchler." So streng dieß Urtheil dünken mag, es ist nicht zu läugnen, daß Unaufrichtigkeit ein Hauptzug seines Charakters war, und hauptsächlich zu seinem Untergang führte. Sie war durch mehrere Thatsachen erwiesen, und schreckte unstreitig Cronwell, wie andere Republikaner. Da sie seinen feierlichsten Zusagen nicht trauen konnten, so fanden sie keine andere Sicherheit für sich, als wenn sie ihn auf den Block brachten. Georg III. hingegen war ein Muster unwandelbarer Treue in seinen übernommenen Verbindlichkeiten, selbst wo sie seinem Gefühl und seinem Verstande widersprachen. Ich könnte dafür mehrere Thatsachen anführen. Wie großmüthig war seine Aufnahme und Behandlung Adam's im Jahr 1783, eines persönlich strafbaren Mannes, als er ihm beim Lever als Gesandter von den Americanischen Staaten vorgestellt wurde! In den mildesten Ausdrücken, aber mit edler Offenheit gestand er diesem Minister, wie ungern er die Trennung der überatlantischen Britischen Colonien von seiner Herrschaft bewilligt habe; „aber," fügte er hinzu, „da ihre Unabhängigkeit nun bewerkstelligt ist, so werde ich gewiß der letzte in meinem Reiche seyn, der zu ihrer Verletzung ermuthiget."

Eben so verfuhr er 1801 bei Unterzeichnung der Friedenspräliminarien mit Frankreich. Keine politische Maaßregel, welche die Minister hätten fassen können, stimmte weniger mit seinen Begriffen von Sicherheit, Politik und Weisheit überein; das Kabinet bemerkte dieß so sicher, daß Lord Hawkesbury den Artikeln seine Unterschrift nicht nur ohne des Königs Bewilligung, sondern auch ohne sein Wissen anheftete. Es geschah, wie be-

kannt, am 1. Oct., gerade als er von Weymouth nach Windsor zurückzukehren im Begriff stand. Das Kabinet sendete augenblicks einen Boten mit dieser Kunde, der den König in Andover traf. Das Packet ward ihm überbracht, als er im Gesellschaftszimmer des Gasthauses in Gespräch mit dem verstorbenen Earl von Cardigan und zwei andern Hofleuten war. Se. Maj. welche gar nichts argwöhnten, auch keine wichtigen Neuigkeiten erwarteten, befahlen ihnen, im Zimmer zu bleiben, wie sie denn auch thaten, damit er die Depesche durchlesen könnte. Als er aber den Inhalt ersah, verrieth er in Blick und Gebärden soviel Erstaunen, daß sie abermals sich entfernen wollten. Da wendete sich der König zu ihnen, hielt den Brief offen in der Hand, und sagte: „ich bekomme da überraschende Nachrichten; aber sie sind kein Geheimniß. Es werden Friedenspräliminarien mit Frankreich unterzeichnet. Ich wußte freilich gar nichts davon, indeß, da es geschehen, so wünsche ich aufrichtig, daß es ein dauerhafter Friede seyn möge."

Ludwig XII. von Frankreich, der in der Geschichte „der Vater seines Volks" genannt wird, soll bemerkt haben, „wenn Treu und Glauben aus der Menschheit verbannt würden, so müßten sie in der Brust der Fürsten aufgesucht werden." Dieser erhabene Grundsatz scheint Georg III. bei seiner Bildung fest eingeprägt gewesen zu seyn. Sein Königseid schwebte ihm immer vor der Seele und er fürchtete auch den mindesten Bruch dieses mit seinem Volke gemachten Vertrags, wozu die Gottheit angerufen worden war, mehr, als den Verlust seiner Krone, oder seines Lebens. Als Pitt, von vier Kabinetsministern unterstützt, ihn zur Verletzung desselben am 29. Jan. 1801 zu zwingen suchte, im Betreff der bekannten Frage

über die Katholiken in Irland, so waren sie sogleich außer Wirksamkeit gesetzt. Unstreitig war es gar nicht ihre Absicht, zu resigniren; da sie aber in wenigen Jahren den König nicht weniger, als viermal, nachzugeben gezwungen hatten, weil gerade die Mehrheit anders, als er dachte, so nahmen sie irrig an, er werde, wo es sein Gewissen gelte, eben so handeln. Aber fest in seinen Grundsätzen stand er keinen Augenblick an, ihre Abdankung anzunehmen, wiewohl er ihnen die schmeichelhaftesten Beweise seiner Achtung und persönlichen Zuneigung dabei gab. Sechs Jahre darauf, nach Fox's Tode, versuchte Lord Grenville, der sich nicht hatte warnen lassen, von Lord Grey unterstützt dasselbe, mit gleichem Erfolg. Solch religiöse Achtung für die Heiligkeit seiner Schwüre und Verbindlichkeiten hatte Karl I. nicht. Hätten seine Feinde im Parlament und im Felde das unbegränzte Vertrauen, welches Georg III. von seinen Gegnern fordern konnte, auf ihn setzen können, der unglückliche Fürst wäre in seinem Bette zu Whitehall gestorben.'

Ich will nur Eine Geschichte noch hierüber erzählen, die den König nach dem Leben schildert. Ausgang Jan. 1805, als er sehr mit Vorbereitungen auf die Ernennung der Ritter des blauen Hosenbandes, welche am 23. Apr. statt finden sollte, beschäftigt war, und zu Windsor mit mehreren Personen von hohem Range darüber sprach, sagte ein, verdientermaßen durch seine Gunst ausgezeichneter, Hofmann: „Sir, müssen die neu zu ernennenden Ritter nicht zuvor das Sacrament empfangen?" Gewiß war diesem Manne bei dieser Frage nicht ein leichtsinniger oder unehrerbietiger Gedanke in den Sinn gekommen. Dennoch wechselte Sr. Maj. die Miene, blickte sehr ernst und sagte nach einigen Augenblicken: „Nein, diese heilige Ein-

setzung darf nicht mit unsern weltlichen Bräuchen vermischt werden. Selbst bei meiner Krönung wollte ich das Sacrament nicht nehmen. Da man mir aber sagte, es sey unerläßlich und ich müsse es, so nahm ich, ehe ich zum Tisch des Herrn trat, den Bettel von Krone von meinem Haupte. Das Sacrament, Lord, darf nicht durch unsere gothischen Stiftungen profanirt werden.“ Der Ernst, womit dieß der König sagte, traf Alle, die zugegen waren, und die Unterhaltung stockte eine Zeitlang. Nie hielt ein Fürst seine Zusagen und Versprechen gewissenhafter. Selbst die jeweilige Beraubung seines Verstandes that seinen bei gesundem Verstande gethanen Zusagen keinen Eintrag und, was noch wunderbarer ist, er vergaß sie nicht. Ich weiß, daß er, nachdem er von einer gar argen Heimsuchung dieser Art genesen, in den ersten Augenblicken zu seinem Minister sagte: „vor dem Anfall meiner Krankheit versprach ich dieß und das; es muß gehalten werden.“ Welch' tiefes Ehrgefühl und welche streng sittlichen Grundsätze müssen einen solchen Fürsten beseelen!

Georg's III. Erziehung war nicht durchaus so sorgfältig geleitet, oder bewacht worden, als seine Geburt und die großen Aussichten eigentlich fordern durften. Er gieng erst in das 13. Jahr, als er seinen Vater verlor, und der vorige König richtete auf diesen wichtigen Gegenstand kein besonderes Augenmerk. Auch seine Mutter, die verwittwete Prinzessin von Wales, scheint wenig von den Lehrern, die ihr Sohn bis dahin gehabt hatte, erwartet zu haben. Gegen manche, welchen die Bildung seiner Grundsätze anvertraut war, oder die beständig Zutritt zu ihm hatten, wurden ganz andere, weit ernsthaftere Beschwerden geführt; als wenn sie sich Mühe gäben, ihm will-

kürliche Begriffe beizubringen, und ihm Schriften in die Hände gäben, worin tyrannische Regierungsgrundsätze gepredigt würden. Diese unerwiesenen und damals, als sie vorgebracht wurden, im Jahre 1752 oder 1753, auf das bestimmteste geläugneten Beschuldigungen waren ganz grundlos. Wollen wir den jungen Prinzen von Wales in seinem siebenzehnten Jahre sehen, wie ihn seine Mutter im Aug. 1755 schilderte und die Schilderung im Vertrauen einem Freunde mittheilte, so können wir es in Dodnigton's Tagebuche. Sie sagte, „er wäre blöde und linkisch, nicht ein wilder, zerstreuter, sondern gutartiger, lieber Knabe von sehr ernstem Gepräge; die um ihn wären, wüßten nicht mehr von ihm, als ob sie ihn nie gesehen hätten. Er wäre nicht hurtig, aber gegen seine Bekannten sehr verständig und zuthunlich. Seine Erziehung hätte ihr sehr viel Mühe gekostet. Ueber seine Büchergelehrsamkeit hätte sie kein Urtheil, hielt sie aber für gering und unnütz, hoffte jedoch, daß er so im Allgemeinen über die Dinge gut möchte unterrichtet seyn.“ An der Treue und Genauigkeit dieser Schilderung läßt sich nicht zweifeln, da viele Züge in seiner ganzen Regierung unverwischt geblieben sind.

In der neuern Geschichte war er ziemlich bewandert, besonders in der Englischen, Französischen und Teutschen; aber im Klassischen und allem, was Griechisches oder Römisches Alterthum betraf, war er nicht besonders unterrichtet. Latein verstand er so wenig, daß man wohl zweifeln kann, ob er in seinem vierzigsten Jahre eine Seite in Cicero oder Ovid hätte construiren können. Diese Zweige des Wissens machten ihm nie viel Freude, und nach seiner Thronbesteigung wandte er nicht viel Zeit auf Bildung seines Geistes, wenn er viel dabei sitzen mußte.

Ein Zeitungsblatt, welches er gewöhnlich nach Tische in die Hand nahm, und worüber er, wenn es noch so anziehend war, meistens vor einer halben Stunde Verlauf einschlief, war seine ganze Arbeit. Darüber nun darf man sich nicht wundern, wenn man seine mancherlei Abhaltungen erwägt, und wie wenig Zeit ihm das nöthige Lesen von Staatspapieren, Depeschen und Briefen für literarische Beschäftigungen übrig ließ. Hatte er aber auch keinen sehr gebildeten Verstand, so fehlte es ihm doch nicht an Vorzügen, wie sie seiner hohen Stelle angemessen waren. Er sprach, wie die, welche beim Lever oder in Gesellschaft mit ihm waren, bezeugen können, gleich fertig Englisch, Französisch und Teutsch; auch des Italienischen war er nicht unkundig. Er schrieb kurz, deutlich und leicht. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere Noten von ihm zu sehen, oder zu hören, die er im Americanischen Kriege an einen Mann von hohem Amte schrieb, welche alle in sehr schwierigen Fällen abgefaßt waren. Sie sprachen durchaus gesunden Verstand, Grundsätze, Festigkeit und Selbstbeherrschung aus. Mechanische Arbeiten aller Art freuten und unterhielten ihn; was man wohl mit Unrecht getadelt und lächerlich gemacht hat. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß damals und noch später herauf das Englische Volk — von den Schotten will ich nichts sagen — alle Mängel seines Fürsten mit dem Mikroskop ansah, seinen vielen Treflichkeiten aber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ. Seit 1783 hat man jedoch die frühere Strenge gegen ihn vollkommen gebüßt.

Für Malerei und Baukunst zeigte er einen Geschmak, der um so mehr bewundert ward, da seine beiden Vorgänger nicht den mindesten hatten, und den schönen Wissenschaften weder Gunst noch Schutz angedeihen ließen.

Seit Karl I. hat kein Fürst solche Summen auf Ankauf von Kunsterzeugnissen gewendet, noch Künstler aller Art so freimildigst beschützt. Musik war immer eine seiner liebsten Erhohlungen, und um diese Zeit seines Lebens fieng er auch an an der Jagd Geschmack zu finden, wozu er in seiner Jugend nicht viel Hang bezeigte. Eine andere Beschäftigung aber, oder Leidenschaft, welche wegen ihrer wohlthätigen Zwecke und Folgen sowohl, als wegen des damit verbundenen ruhigen Genusses, seinem Charakter und seiner Neigung besonders zuzüsagen schien, nahm ihm einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Muße weg, nämlich die Landwirthschaft und der Ackerbau. Man darf behaupten, er hat den Weg gezeigt und das Beispiel gegeben, welches nachher der Herzog von Bedford, Mr. Coke, Lord Somerville, Sir John Sinclair und viel andere ausgezeichnete Männer befolgt haben. Auch diese in all' ihren Folgen so wohlthätige und löbliche Neigung hat ihn der Satyre Preis gegeben, welche Bosheit oder Partheigeist in Zerrbildern zu Tage förderten.

Zufrieden mit der, durch die Englische Verfassung ihm gesetzmäßig übertragenen, Macht; und tief durchdrungen von dem heiligen und unverbrüchlichen Krönungseid, verlangte Georg III. nie, die Gränzen seiner gesetzlichen Vorrechte zu überschreiten. „Der König," sagte Lord North häufig, „lebte wohl von Wasser und Brot, nur um die Verfassung dieses Landes zu bewahren. Er würde sein Leben opfern, sie unverletzt zu erhalten." Dem war allerdings so und Lord North konnte darüber wohl nicht in Irrthum seyn. — Aber eben so beharrlich anderseits auf seinen gerechten Ansprüchen, und fest gegen Volksgewalt, oder Neuerung, wich er aus persönlicher Besorgniß um kein Haar, gab keine Maaßregel auf. Sein

Muth war ruhig, gemäßigt, fest, verfassungsgemäß und erblich, stets aber aufrecht gehalten durch Ueberzeugung, Pflichtgefühl und Religion. Diese Gefühle begeisterten, begleiteten und hielten ihn aufrecht in den unglücklichsten Augenblicken seiner Regierung. Hatte er gleich nicht, wie Georg I., Heere befehligt, Feldzüge in Ungarn, oder am Rhein mitgemacht, noch wie Georg II., der in seiner Jugend bei Oudenarde, im Alter bei Dettingen focht, seine Tapferkeit im Felde versucht, so war er doch nicht minder tapfer, als seine Ahnen, denn mit persönlicher Festigkeit verband er eine noch seltenere Eigenschaft, politische Entschlossenheit. Nach Margaret Nicholson's Mord-Versuch, im Jahre 1787 — ein Versuch, der bloß mißlang, weil das Messer in der Mitte der Klinge so dünn und abgenützt war, daß es, statt in den Körper einzudringen, wie es ohne das gethan hätte, auf des Königs Wams umbog — hielt er sogleich sein Lever in der vollkommensten Fassung. Niemand, der an dem Tage in St. James war, hätte wohl vermuthet, daß er so eben einer drohenden Gefahr entronnen sey.

Im November 1795, als der Stein in den Wagen geworfen ward, worin er zu Eröffnung der Parlamentssitzung nach Westminster fuhr, zeigte er vor einem wilden Pöbel voll wahrhaft jacobinischen Geistes eine Ruhe und Selbständigkeit, die auf Alles gefaßt war. Wenig Unterthanen hätten wohl die Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit auf Alles, ausgenommen sich selbst, bewiesen, die sich Abends am 15. Mai 1800 in seinem ganzen Benehmen aussprach, als Hadfield im Theater eine mit zwei Kugeln geladene Pistole über sein Haupt losbrannte. Bloß um die Königin war Er besorgt, die nicht in der Loge war und vielleicht, wenn sie von dem Vor-

fall hörte, vor Schreck und Staunen bleiben könnte. Das Stück, welches gegeben werden sollte, fieng kurz darauf an, gerade als ob nichts vorgefallen wäre, und seine Nerven waren so wenig erschüttert, seine innere Ruhe so wenig gestört, daß er, wie gewöhnlich, zwischen dem Schluß des Stücks und dem Anfang der Posse, sein Schläfchen von drei bis vier Minuten hielt. Dieser Umstand, der seine Heiterkeit so bestimmt aussprach, entgieng seinen Umgebungen nicht.

Im Verlauf seiner Regierung erhielt er unzähliche anonyme Briefe, die sein Leben bedrohten und alle behandelte er mit derselben Gleichgültigkeit. Ein Edelmann, der jetzt nicht mehr ist, und viele Jahre häufig um ihn, auch sehr vertraut mit ihm war, versicherte mich, er hätte mehrere gesehen, die ihm der König gezeigt hätte, besonders in Weymouth. Als er dort mehrere Jahre nach einander sich aufhielt, ward er auf ebenerwähnte zweideutige Art gewarnt, an gewissen Tagen nicht auf gewissen Wegen zu reiten, wenn ihm seine Sicherheit lieb wäre; der König bestieg aber jedesmal sein Pferd und ritt gerade die im Briefe angegebene Straße. Er sagte hierüber zu jenem Edelmann: „Ich weiß wohl, jeder, der sein Leben daran wagt, kann mir, wenn er will, das meine nehmen, da ich immer nur mit einem Reitknecht und Bedienten ausreite. Nur hoffe ich, wer es unternimmt, wird es nicht auf eine barbarische, oder brutale Art thun.“ Erwägen wir sein Benehmen unter diesen Umständen, wie bei den Aufständen im März 1769 und Jun. 1780, und stellen ihm gegenüber das schwache, kleinmüthige Betragen Ludwig's XVI. im Jul. 1789, als die Französische Monarchie umgestürzt ward, im October desselben Jahrs, als er gefangen von Versailles nach Paris abgeführt ward,

oder am 10. Aug. 1792, als er die Tuilerien verließ, um in der Nationalversammlung Schutz zu suchen — so wird Englands Erhaltung und Frankreichs Fall begreiflich. Georg III. schien von der Vorsehung in ihrer Güte gegen die Menschheit gleich einem uneroberlichen Bollwerk gegen die Wuth der Revolution und des Jacobinismus aufgepflanzt. Wie darf es noch wundern, daß ein solcher Fürst Pitt als ersten Minister troß seinem unbeugsamen Charakter, troß der schwer zu behandelnden Natur, Foxen vorzog, der mit der Zeit Lobredner Washington's, Laurens, La Fayette's, Condorcet's und aller Heiligen oder Märtyrer der Französischen und Americanischen Revolutionen war?

Daß Georg III. nicht die Geisteskraft, die Künste der Herablassung zum Volke, und jenen Verein außerordentlicher Gaben kund gab, der Elisabeth zum Schrecken Europa's und zum Abgott ihrer Unterthanen machte, muß eingeräumt werden. Daß er nicht, wie Karl II., die Irrthümer und Fehler seiner Regierung durch einnehmendes Betragen aufwog und sein Volk, wie jener, vermochte, ihn in Person zu lieben, sein Verfahren aber zu verdammen, wollen wir gern zugeben. Daß er nicht so glücklich war, wie Wilhelm III., unter Entbehrungen und Kränkungen aller Art aufzuwachsen, noch bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben, wie Wilhelm, gezwungen war, sein Land mit den Waffen einem mächtigen auswärtigen Angreifer abzuringen: daß er nicht den tiefen Ehrgeiz, die Staatsklugheit, den thätigen Kriegergeist dieses berühmten Fürsten hatte, kann nicht bestritten werden. Hatte er aber weniger Talente, als Wilhelm, so hatte er dafür mehr Tugenden. Er glich wirklich in den Hauptzügen seines Charakters mehr den Antoninen, als

Trajan oder Augustus und flößte mehr Achtung, als Bewunderung ein. Aber es werden wahrscheinlich ganze Zeitalter vergehen, ehe wir einen überall Glückseligkeit zu spenden geeignetern, Fürsten auf dem Thron erblicken werden, der mit mehrerem Rechte ein Gegenstand allgemeiner Liebe und Achtung wäre.

Vergleichen wir ihn, wie dieß sich so leicht darbietet, von Seiten seiner Geschäftstüchtigkeit, oder seines Privatlebens mit seinen beiden nächsten Vorgängern, welche doch, bei gehöriger Uebersicht, gewiß als liebenswürdige, trefliche Fürsten anzusehen sind, so fällt die Vergleichung für Georg III. höchst vortheilhaft aus. Er hatte wirklich einige Vorzüge, die jenen abgiengen. Seine Geburt auf dieser Insel, die vollkommene Verähnlichung mit dem Englischen Volk, welche nur aus vereint wirkenden Gewohnheiten, Sprache und Erziehung hervorgehen kann, stellten ihn weit höher. Die beiden vorhergehenden Könige waren Fremdlinge, die in spätern Jahren zum Throne gelangten. Georg I. war drei und funfzig, Georg II. vier und vierzig Jahr. Natürlich betrachteten sie Hanover als ihr Vaterland, wiewohl das Schicksal sie auf einen andern Boden verpflanzte. Ihre Staatskunst, ihre Kriege und all' ihre Maaßregeln verwarfen sich durch ausländische Vorurtheile, denen sie Großbritanniens Vortheil opferten. Davon war der König, der seine Kurfürstlichen Länder nie besuchte, und Teutschland nur aus Beschreibungen kannte, gar sehr frei. Minder heftig und jähzornig, als sein Großvater, war er vielseitiger, konnte sich mehr selbst beherrschen und hatte bessere Regierungsgaben. An Mäßigung, Urtheils- und Geisteskraft glich er mindestens Georg I.; aber an jeder andern Eigenschaft des Herzens und Verstandes übertraf er ihn. Im Privat-

leben, als Gatte, Vater und Mensch war er beiden überlegen. Georg's I. Verhalten hält in dieser Hinsicht keinen ernsten Blick aus. Seine Behandlung der unglücklichen Sophia Zell, die er die meiste Zeit ihres Lebens in einem Hanöverischen Schlosse vermauerte, kann mit Gefühlen der Gerechtigkeit, ja der Menschlichkeit nicht leicht vereinbart werden. Eben so wenig kümmerte er sich um Anstand, Volksurtheil und Sittlichkeit, als er Sophie, Baronin von Kielmanseck, und Melesina, Prinzessin von Eberstein, aus Hanover nach England brachte, deren eine er zur Gräfin Darlington, die andere zur Herzogin von Kendal ernannte. Wie öffentlich anerkannt dieser ihr Charakter hier war, sieht man aus Walpole's „Erinnerungen." Karl II. könnte nicht offenkündiger in Hinsicht der Lady Castlemaine, oder der Herzogin von Portsmouth zu Werke gegangen seyn, und nicht unbedenklicher sie zur Britischen Ebenbürtigkeit erhoben haben. Noch im sieben und sechszigsten Jahre schloß Georg I. eine neue Verbindung dieser Art mit Miß Brett, als er von einem Schlagfluß weggerafft ward.

Sein Sohn und Nachfolger hatte zwar viel Liebe für seine Königin und lebte mit ihr in der treflichsten Ehe, beweinte ihren Verlust und ehrte ihr Andenken mit der herzlichsten Achtung. Indeß that dieß seiner Neigung zu andern Frauen keinen Abbruch. Mrs. Howard, nachmalige Gräfin Suffolk, Frau von W., die als Gräfin Y. besser bekannt ist, erstere vor, letztere nach der Königin Karoline Tode, genossen eingeständlich die stärksten Beweise seiner Gunst. Letztere soll, nach des Volks Aussage, mehr als einmal ihr Verhältniß zum Könige sehr mißbraucht haben. Sogar Ebenbürtigkeit ward für Geld verkauft und ertheilt; eine Beschuldigung, welche

in unsern Zeiten die Schatzkammer wieder aufgeweckt hat! Georg III. gab in seinem zwei und zwanzigsten Jahre ein Beispiel von Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, wie Alexander und Scipio es nicht herrlicher geben könnten. Bekanntlich war er vor seiner Vermählung sehr für Lady Sara Lenox, eine der schönsten jungen Frauen von Stande im Königreich eingenommen. Eduard IV., oder Heinrich VIII. in seiner Lage hätten, unbekümmert um die Folgen, sie geheirathet und auf den Thron gesetzt. Karl II., der ausschweifender war, würde sie zu verführen gesucht haben. Aber der König, der trotz dem, daß er sie bewunderte, sie weder zur Gemahlin, noch zur Geliebten begehrte, besiegte seine Leidenschaft durch Vernunft, Grundsätze und Pflichtgefühl.

Nachdem ich nun hier Georg III. treu, scheinbar lobrednerisch geschildert, kann ich doch, ohne die Wahrheit zu verletzen, nicht abläugnen, daß er damals nicht beim Volke, noch im Allgemeinen beliebt war. Man kann wohl mit Recht fragen, ob Karl II., einer der haltlosesten, ruchlosesten und ausschweifendsten Fürsten dieses Landes, sittenlos, in Lüste versunken, der gleichgültig seine Flotte in seinen eigenen Häven von Holländern verbrennen sah, der Söldling Frankreichs, der für Nationalruhm unempfindliche, um Unterjochung des festen Landes durch Ludwig XIV. unbekümmerte — je in irgend einem Zeitraum seiner Regierung, so sehr dem Volke mißfällig gewesen. Um dieß zu erklären, müssen wir die Hauptzüge seiner Regierung aufzählen.

Der beschränkten Erziehung und dem abgesonderten Leben des Königs unmittelbar nach seines Vaters Tode, vor seiner Thronbesteigung können mit Recht, wenigstens

zum Theil, sowohl manche Fehler, als manche Unfälle zugeschrieben werden, welche von 1760 bis zum Schluß des Americanischen Kriegs herab die Englischen Jahrbücher bezeichnen. Beinahe zehn Jahre, welche zwischen Friedrich's, Prinzen von Wales, Tode im Jahre 1751 und dem Hintritt seines Vaters Georg's II. verflossen — ein Zeitraum, in welchem das menschliche Gemüth so tiefer Eindrücke fähig ist! — blieb er fast völlig von seinem künftigen Volke und der Welt abgetrennet. Beständig in Leicester, oder Carlton House, wenn er in London war; in Kew eingemauert, wenn er auf's Land gieng; stets unter den Augen seiner Mutter und Lords Bute, der ganz einstimmig mit ihr handelte, sah er verhältnißmäßig wenig andere Personen und diese noch immer erst aus beiden Geschlechtern gewählt. Natürlich gewannen und behielten sie lange eine große Gewalt über ihn. Als er den Thron bestieg, war er persönlich, wiewohl er schon die Mannsjahre erreicht hatte, kaum bekannt und sein Charakter über einen engen Kreis hinaus, noch weniger verstanden. Es wurden sogar, was sicher ist, von der verwittweten Fürstin Vorkehrungen getroffen, den Zutritt zu ihm so viel möglich zu verwehren; Vorkehrungen, die bei ihrer Gewandheit verdoppelt wurden, als er König ward! Man wird es kaum glauben, und dennoch ist es wahr, daß, um zu verhüten, daß er mit Jemand spräche, oder schriftliche, namlose oder andere Winke bekäme, wenn er aus dem Sprachzimmer und Carlton House nach St. James oder Buckingham-House vom Abendbesuche bei seiner Mutter zurückgieng, sie ihn immer begleitete, bis er in seinem Tragsessel saß. Junius, nachdem er im Mai 1770 Eduard II. und Richard II., die zwei schwächsten Fürsten dieses Landes gehässig mit Georg III. verglichen hat, setzt, um seine Züge im Ganzen aufzunehmen hinzu: „Von der Welt abge-

schieden, von Kindheit auf an Einen Schlag von Menschen, Einen Schlag von Ideen gebannt, kann er weder sein Herz neuen Verbindungen öffnen, noch seinen Geist besserer Belehrung erschließen. Ein Charakter dieser Art ist gerade der Boden, welcher am leichtesten die hartnäckige Frömmelei in Staatswissenschaft und Religion erzeugt, die mit einem verdienstlichen Opfer des Verstandes beginnt und am Ende den Monarchen und Blutzeugen zum Blocke führt."

Unstreitig hätte ein Fürst von größerer Thatkraft sich diesen Fesseln gar bald entwunden. Aber wir müssen uns erinnern, daß Ludwig XIV., gewiß ein Fürst von überlegnen Geiste, beinahe über sein zwei und zwanzigstes Jahr hinaus, unter Vormundschaft seiner Mutter und seines Ministers, Annen von Oesterreich und Cardinals Mazarin blieb. Auch befreite er sich nicht selbst. Der Tod, welcher den Cardinal hinraffte, gestattete dem König, jene Eigenschaften zu entwickeln, welche seinen Namen und seine Regierung so berühmt gemacht haben. Ein aufgeweckter, geselliger, zerstreuter, zechlustiger Prinz, hätte dagegen gewiß diese Hindernisse durchrissen. Aber Vergnügen aller Art, in der gewöhnlichen Bedeutung, als Zerstreuung, hatte, selbst vor seiner Vermählung, fast gar keinen Reiz für ihn. Zwar verlauteten Geschichten von seiner Liebe zu einer jungen Quäkerin, so wie viele Jahre später die Lästerung sich zuraunte, daß er Lady Bridget Tollemache vorzüglich auszeichne. Das Erstere war wahrscheinlich, das Letztere unbestreitbar; aber die am meisten Gelegenheit hatten, des Königs Charakter zu erforschen, werden gern glauben, daß er in beiden Fällen nie die Gränzen unschuldiger Galanterie, oder zufälliger Vertraulichkeit überschritt. Eben so wenig verführerisch waren die Tafelfreuden,

Wein und Gelage für ihn. Diesen allen schien er physisch und moralisch abgeneigt. Sein Bruder Eduard dagegen, der Herzog von York, verfiel gar früh in allerlei Ausschweifungen. Aber dieß Beispiel wirkte nicht auf den bescheidenen, enthaltsamen, sich selbst beherrschenden Prinzen, der meist all seine Freude in einem engen häuslichen Kreise suchte.

Ehe er die Regierung antrat, war Lord Bute in der That sein einziger stäter Umgang und Vertrauter. Ihm enthüllte der Thronerbe seine Gedanken, mit ihm ritt, ging, las und sprach er. Am 25sten Oct. 1760 ritten sie unfern von Kew, als sie Kunde von Georg's II. schleunigem Tode bekamen, die auch kurz darauf durch Herrn Pitt's persönliche Erscheinung bestättigt ward, der damals an der Spitze der Berathungen Sr. Maj. stand, oder mindestens die Seele des Cabinets war. Auf diese Nachricht kehrten sie wieder nach dem Palaste zurück, wo der neue König den ganzen Tag und die Nacht blieb, und erst am andern Morgen nach St. Jamess kam. Pitt hatte ihm eine Schrift mit einigen vorgeschlagenen Meinungen überreicht und es wäre in der Ordnung gewesen, zu einer Privatberathung zu bescheiden: der König aber dankte ihm und erwiederte, er hätte die Sache bereits überlegt und seine Adresse aufgesetzt, welche der Berathungs-Tafel überreicht werden sollte. Der Minister, welcher merkte, daß ihm Lord Bute zuvorgekommen, zog daraus den unvermeidlichen Schluß, daß, wenn auch seine Verwaltung einige Zeit noch dem Namen nach fortdauerte, sein Einfluß und Ansehen jedoch verdunkelt, oder beseitigt werden würde.

Lord Bute, wie durchaus untadelhaft, oder mindestens anständig und fehlerfrei, als Privatmann, auch

sonst nicht ungeschickt, scheint doch keineswegeg paßlicher Erzieher für sol'ch einen Prinzen gewesen zu seyn. Es ist auch gewiß, daß Georg II. seine Anstellung mißbilligte und bestritt; aber die Beharrlichkeit und Partheilichkeit der verwittweten Fürstin siegte. Daß Lord Bute von Geburt ein Schotte war, setzte ihn nothwendig allerlei übelwollenden Angriffen aus, worüber wir, die im Lande leben, uns nicht wundern, wenn wir bedenken, wie wenig Jahre damals seit dem Aufruhr von 1745 verflossen waren. Wilkes und Churchill schossen, der eine in Prose, der andere in Versen, ihre schärfsten Pfeile auf Mutter und Minister des jungen Fürsten ab. Sogar seine Tugenden wurden ihm zum Vorwurf, oder lächerlich gemacht. Einige Jahre später bot Junius in seinem merkwürdigen Briefe an den König alle Macht der Declamation auf, ihn bei den Unterthanen herabzusetzen. Aber die Nation, welche doch im Ganzen offen und gerecht ist, würdigte ihn nach Verdienst. Während sie in der trübsten Zeit seiner Regierung die Maaßregeln seiner wechselnden Verwaltung von Lord Bute an, bis zu Lord North mit wenig Ausnahme beklagte, oder verwarf, ließ sie doch seine persönlichen Tugenden gar manchen Staatsfehler, manches Unverdienst bedecken. Seine musterhafte Erfüllung jeder Privatpflicht wog in ihrer Schätzung die Unfälle auf, welche seine unbeugsame Hartnäckigkeit, oder die unkluge Wahl seiner vertrauten Diener über Land und Reich gebracht hatte.

Es ist bekannt, daß Georg II. und sein Sohn Friedrich, Prinz von Wales, etliche Jahre vor des letzteren Tode völlig entfernt, oder vielmehr einander gehässig waren. Es wurde gar keine Rücksicht genommen, kein Schleier über ihre gegenseitigen Beschuldigungen gewor-

fen. Der Prinz starb plötzlich im Anfang des Jahres 1751 zu Leicester House, in den Armen Desnoyers, des berühmten Tanzmeisters, der an seinem Bette zur Erheiterung und Trost Sr. königl. Hoheit Geige spielte. Sein Ende rührte von einem inneren Geschwür her, das sich nach einem Stoß in die Seite beim Ballspiel auf dem freien Platze vor Cliefeden House in Buckinghamshire, wo sie damals wohnten, allmählich gebildet hatte. Es entstand aber erst mehrere Monate nach dem Vorfall. Da eine Menge Eiter nach obenhin ausbrach, so erstickte er augenblicklich. Der König, sein Vater besuchte ihn zwar in der Krankheit nicht ein einziges Mal, ließ jedoch beständig nachfragen und erhielt alle 2 Stunden Nachricht von seinem Befinden. Aber er wünschte Friedrich's Genesung so wenig, daß er sie vielmehr, falls sie erfolgte, für ein sehr trauriges Ereigniß hielt. Auch verbarg er diese seine Gesinnung gar nicht; ich weiß von guter Hand, daß der König eines Tags im Gespräch mit der Gräfin Y., als der Page eintrat und des Prinzen Besserung meldete, zu ihr gewandt, sprach: „Ich sagte es Ihnen wohl, er würde nicht sterben." Am 20. März, als dem Abend seines Todes, hatte Georg II., wie gewöhnlich, sich auf Lady Y. Zimmer im Erdgeschoß von St. James's begeben, wo sich gewöhnlich eine Gesellschaft beiderlei Geschlechts versammelte. Der König hatte sich eben zum Kartenspiel gesetzt, als ein Page aus Leicester House die Nachricht brachte, der Prinz sey verschieden. Er hörte die Nachricht ohne bewegt und überrascht zu werden, bog sich über seinen Stuhl und sagte leise auf Teutsch zu ihr; „Fritz ist todt." Dann gieng er sogleich weg, sie folgte ihm, die Gesellschaft brach auf und die Neuigkeit ward bekannt. Dieß er=

zählte mir Lord Sackville, der selbst in der Gesellschaft war und es hörte.

Friedrich scheint von frühester Jugend auf seinem Vater nie besonders lieb gewesen zu seyn; dieser hatte seine Liebe ganz dem jüngsten Sohne, Wilhelm Herzog von Cumberland, zugewendet. In den letzten zwölf Lebensjahren wendete Friedrich bekanntermaßen viel Zeit auf Vorausnahme seiner künftigen Oberherrschaft und auf Verwaltungs-Entwürfe, die so wenig, als seine eigene Regierung, zur Wirklichkeit gelangten. Unter denen, welche in seiner Gunst und Freundschaft hoch standen, war Karl, Herzog von Queensberry, Gay's Gönner, der 1778 starb; Mr. Spencer, Bruder des zweiten Herzogs von Marlborough, gewöhnlich Jack Spencer genannt; Karl, Earl von Middlesex, nachmals Herzog von Dorset, und sein Bruder Lord John Sackville, nebst Franz, Earl von Guilford. Die persönliche Aehnlichkeit zwischen Lord North, dem Sohne des oberwähnten Pairs, nachmaligen ersten Ministers, und Prinz Georg war so auffallend, daß sie auch Friedrichen auffiel und zu manchem Scherz gegen Lord Guildford Anlaß gab. So bemerkte er, die Welt könnte vielleicht denken, eines ihrer Weiber hätte falsch gespielt, obgleich zweifelhaft wäre, welche. Wer des Prinzen Bemerkung etwa noch tiefer aufgreifen wollte, würde auch noch andere physische Aehnlichkeiten zwischen Georg III. und Lord North finden, besonders den Verlust des Gesichts in spätern Jahren.

Lady Archibald Hamilton war mehrere Jahre Friedrich's erklärte und ausschließende Geliebte. Um ihm nahe zu seyn, hielt sie sich in Pall-Mall, dicht bei Carlton House auf; der Prinz hatte ihr erlaubt, ein Zimmer an-

zulegen, dessen Fenster auf die Gärten dieses Palastes giengen, und das Haus selbst hieng damit zusammen. Männer von Geist schätzte und schützte Se. Hoheit stets. Glover, der Verfasser des Leonidas, genoß sein Zutrauen, obgleich mit Recht gefragt werden kann, wie viel ihm als Parlamentsgliede und Freunde von Pulteney und Pitt, wie viel als Dichter gegönnt worden. Für Pope zeigte der Prinz ungemeine Achtung. Er besuchte ihn in Twickenham, worauf dieser Schriftsteller stolz anspielt.

Characterkraft, Festigkeit, Seelenstärke und andere Herrscher-Eigenschaften, fehlten dem Prinzen, selbst nach den Beobachtungen seiner Freunde. Auch Sparsamkeit gehörte nicht unter seine Tugenden; er hatte vor seinem Tode eine bedeutende Menge Schulden gemacht, die nie gezahlt worden sind. Selbst nach Dodnigton's Schilderung, der sehr für ihn eingenommen war, kann man sich keinen gar hohen Begriff von ihm machen. Sein Hof scheint der Mittelpunkt der Cabale gewesen und von Personen zerrissen worden zu seyn, welche um die Leitung seiner künftigen Regierung buhlten. Der Earl von Egmont und Dodnigton selbst, standen ausgemacht an der Spitze zwei großer feindlicher Partheien. Im November 1749 finden wir Se. Hoheit in einer geheimen Versammlung zu Carlton House mit finanziellen Verfügungen bei dem Absterben des Königs seines Vaters und einer neuen Sustentationsfonds-Ausmittelung beschäftigt. Am Schluß dieser Afterberathungen verpflichtet er die drei Mitberather, darauf zu halten und seine Entwürfe zu unterstützen, auf gegenseitigen Handschlag. Diese von Dodnigton, der selbst dabei war, erzählte Verhandlung erinnerte an eine ähnliche in Sallust, und an einen Auftritt im „geretteten Venedig." Sie ward aber nach Tische

gehalten, was sie vielleicht am ersten entschuldigt. Gleich läppisch scheinen uns auch die Zerstreuungen am Hofe des Prinzen. Dreimal in dreizehn Monaten vor seinem Tode begleitete Dodnigton ihn und die Prinzessin von Wales zu Wahrsagern; das letztemal neun Wochen vor seinem Tode. Nach einer dieser Zauberbefragungen, welche offenbar von der Neugier auf sein künftiges Geschick eingegeben wurden, speiste die Gesellschaft bei Mrs. Cannon, der Hebamme der Prinzessin. Friedrich pflegte verkleidet nach Hockley-in-the-Hole zur Bullenhatze zu gehen. Dabei waren immer entweder Lord Middlesex, der Lord John Sackville, der Vater des verstorbenen Herzogs von Dorset, seine Gesellschafter. So viel sich nun aus dem Angegebenen schließen läßt, mochte sein früher Tod eben nicht sehr bedauert werden.

Georg II., welcher den Prinzen fast zehn Jahr überlebte, starb endlich gleich schnell, wie sein Sohn, aber im sieben und siebzigsten Jahre; ein Alter, das, bis auf Ludwig XIV. kein Fürst der neueren Geschichte erreicht hat! Bersten einiger Gefäße oder auch der Haut des Herzens, raffte ihn in wenig Minuten hin. Starkem Herzklopfen war er Zeitlebens, besonders aber mehrere Jahre vor seinem Tode unterworfen gewesen; vorzüglich nach Tische, so daß er sich immer auszog und zu Bette legte. Um sich dieser Gewohnheit, oder Kränklichkeit zu fügen, kniete Pitt, wenn er als Staats-Secretär zuweilen während dieser Zeit etwas mit dem König abzuthun hatte, auf einem Kissen am Bette; ein Beweis von Ehrfurcht, der ihn Sr. Maj. nicht wenig angenehm machte. Beim Aufstehen kleidete sich Georg II. wieder vollständig an und brachte den Abend meistens mit Lady Yarmouth, in auserlesener Gesellschaft, beim Kartenspiel zu. Einige Zeit vor seinem

Tode, hatte er sein Gesicht ganz verloren. Mr. Fraser, der mehrere Jahre Unterstaatssecretär war, erzählte, als er 1760, wenige Monate vor des Königs Tode, in Kensington ihm eine Schrift zum Unterzeichnen vorlegte, ergriff der König die Feder, und gab sie unterschrieben, wie er glaubte, Fraser wieder. Aber er sah so schlecht, daß er weder die Feder eingetaucht noch bemerkt hatte, daß er natürlich nur die Züge, ohne hinterlassene Spur, gemacht hatte. Fraser bemerkte zwar des Königs Blindheit, wollte es aber dem König nicht merken lassen und sagte: „Sir, ich habe Ihnen eine schlechte Feder gegeben, die nicht schreibt. Erlauben Sie mir Ihnen eine bessere zu überreichen!" dann tauchte er selbst ein, und übergab sie dem König, der nun ohne weitere Bemerkung die Schrift unterzeichnete.

Er war unstreitig ein rechtschaffener, wohlmeinender und guter Fürst, von mäßigen, aber nicht geringen Talenten; sparsam im Aufwand aus angeborenem Charakter, mehr, als irgend ein König von England seit Heinrich VII., zum Geiz geneigt; jähzornig und hastig, aber nicht rachsüchtig. Mit tiefer Feindschaft gegen Frankreich und gleich heißer Vorliebe für Teutschland war er nie glücklicher, als in Herrenhausen, umgeben von seinen Hanöverischen Hofleuten und Unterthanen. Eben so schien auch Wilhelm III. weit glücklicher, wenn er zu Loo, in den Steppen von Geldern, jagte, als zu Whitehall, oder Hampton Court. In der Schlacht bei Dettingen 1743 gieng Georgs II. unbändiges Pferd bekanntlich mit ihm ziemlich weit durch; General Cyrus Trapaud, damals Fähndrich, fiel dem Pferde in den Zügel und Se. Maj. konnten wohlbehalten absteigen. „Nun ich auf meinen Beinen stehe," sagte er, „bin ich gewiß, ich reiße nicht wieder aus." Er fragte nach Trapaud's Namen und zeichnete ihn nachher bei Be-

förderungen immer aus. Wenn er gegen seine Minister, oder Umgebungen aufgebracht war, war er zuweilen nicht Meister seiner Handlungen, und vergaß wohl seine Würde. Bei solchen Gelegenheiten war denn sein Hut, und sogar seine Perrücke, wie man behauptet, der Gegenstand, an welchem er seine Wuth ausließ.

Königin Karoline behauptete durch ihre Gewandtheit, kluge Gefälligkeit und Thätigkeit bis an ihren Tod im Jahre 1737 eine große Gewalt über ihn. Sie war eigentlich der Hauptleiter zwischen ihm und seinem ersten Minister. Es ist Thatsache, daß Sir Robert Walpole und Ihro Maj. die Sache so künstlich betrieben, daß sie selbst im Gesellschaftszimmer, wenn Georg II. gegenwärtig war, mit Stichworten ein geheimes Verständniß unterhielten. Nach des Königs Stimmung, oder Behandelbarkeit in Hinsicht der Punkte, welche Sir Robert auszumitteln wünschte, deutete ihm die Königin an, ob er an diesem oder jenem Tage fortfahren sollte, oder nicht. Diese Mittheilung war so gut verabredet und wurde so zart ausgeführt, daß keiner der Umstehenden etwas bemerkte. Sir Robert verlor an der Königin eine sehr gewandte und aufmerksame Bundesgenossin. Ihr Tod war wirklich ein Unglück für ihren Gatten, ihre Kinder und die Nation. Sie opferte ihr Leben bloß, weil sie ihr Uebelbefinden nicht klagen mochte; ein Bruchschaden wäre wohl leicht heilbar gewesen, wenn sie die Entdeckung nur nicht zu lange aufgeschoben hätte. Seit Elisabeth's Tode haben wir keine Königin von mehr Talent, Fassungskraft und schärferem Verstande gehabt, als Karoline von Brandenburg-Anspach. Anna von Dänemark, Jacob's I. Gemahlin war ein Weib von geringen Gaben, der es an Urtheil fehlte, und von zweifelhafter Sittlichkeit. Hen-

riette Marie war sehr schön und anmuthig, aber heftig, frömmelnd und beschleunigte, durch ihren unverständigen Rath Karls I. Untergang. Catherina von Braganza hatte weder körperliche, noch geistige Reize, und Maria von Modena, wie angenehm von Person, und geregelt in ihrer Aufführung sie auch seyn mochte, war abergläubisch und für Englands Thron untauglich, wenn sie auch einen kleinen Italienischen Hof geschmückt hätte. Maria, Wilhelm's III. Gemahlin, kam der Königin Karoline am nächsten, war ihr aber am Geiste nicht gleich.

Zur Zeit seines Todes war Georg II. wohl am meisten und allgemeinsten beim Volke beliebt, aber jener schmeichelhafte Ruhm seines Alters, wo es hieß, die Siegesgöttin hätte ihren Altar zwischen seinen alten Knieen errichtet, verdankte er vorzüglich Pitt, dem nachmaligen Earl von Chatham. Das Mißgeschick und Unglück, welches Pitt's Amtsantritt vorausgieng, hatte ihn in der That dem Könige aufgedrungen, der ihn, trotz seinen anerkannten Talenten, doch nur mit dem äußersten Widerwillen brauchte. Das unrühmliche Seetreffen auf dem mittelländischen Meere zwischen Byng und la Galissoniere, wovon der erstere dieser Admirale sein Benehmen in dieser Schlacht später büßen mußte; der nachherige Verlust von Minorca; die Niederlage von Braddock auf Carolina; das Zurückgeschlagenwerden vor Ticonderago; die schimpfliche Capitulation Wilhelm's, Herzogs von Cumberland, bei Closter Seven, und der unglückliche Feldzug gegen Rochefort — diese übel genommenen, oder schlechtausgeführten Maaßregeln im Anfange des Kriegs von 1756 hatten die Regierung nicht nur verächtlich gemacht, sondern auch die Liebe der Nation zum Fürsten verringert. Von der Zeit an, wo Pitt im Cabinet angestellt ward, siegten die Britischen Waffen fast durchgängig. Wiewohl er

nur Staats-Secretär war, leitete oder gab er vielmehr doch die inneren und auswärtigen Operationen an. Die Schatzkammer, die Admiralität, das Kriegsdepartement, Alles gehorchte seinen Befehlen bereitwillig und unbedingt. Zwar Lord Anson und der Herzog von Newcastle, kamen zuweilen dagegen ein, klagten oft darüber; am Ende aber fügten auch sie sich stets. Im vollen Laufe der ministeriellen Siegesfeiern starb Georg II., was allerdings ein großes Unglück für die Nation war, wenn wir an den Frieden denken, der etwas über zwei Jahre nachher, im November 1762, geschlossen ward. Pitt hätte ganz gewiß beiden Zweigen des Hauses Bourbon ganz andere Bedingungen vorgeschrieben. Zwar entließ der neue König nicht unmittelbar einen so geschickten und vom Volke geachteten Staatsmann; aber man muthmaßte bald, daß seine Verwaltung, wenn sie auch sich noch einige Monate halb und halb hinhielt, doch nicht von gar langer Dauer seyn würde. Lord Bute hatte sich bereits die ausschließliche Achtung und Gunst des jungen Monarchen gesichert.

Die verstorbene Mrs. Boscawen, Wittwe des in unseres Seewesens Geschichte so ausgezeichneten Admirals, die, vermöge ihrer Verbindungen wohl manche seltene Thatsachen im Verlauf eines langen Lebens zu sammeln Gelegenheit hatte, hat mich oft versichert, daß Lord Bute's erste persönliche Vorstellung bei'm Prinzen von Wales durch einen ganz besondern Vorfall veranlaßt wurde. Bekanntlich heirathete der Lord die einzige Tochter der berühmten Lady Mary Wortley Montague, von welcher er eine zahlreiche Familie bekam. Auch brachte sie ihm in der Folge beträchtliche Landgüter zu; da aber ihr Vater, Mr. Wortley, erst im Jahr 1761 starb, und ihr Bruder, der excentrische Eduard Wortley Montague, noch länger, ich

glaube bis 1777, lebte, so fand Lord Bute, bei seiner zahlreichen Familie, sein väterliches Vermögen nicht hinlänglich, um standesgemäß zu leben. Nachdem er einige Jahre sehr zurückgezogen auf seinem Gute auf der Insel Bute zugebracht, besuchte er England wieder und miethete ein Haus an den Ufern der Themse. Während seines Aufenthalts daselbst wurde er bewogen, das Wettrennen zu Egham zu besuchen. Es war um das Jahr 1747. Da er aber damals entweder keinen Wagen hielt, oder ihn nicht brauchte, um dahin zu fahren, so ließ er sich herab, einen ärztlichen Bekannten zu begleiten, mit andern Worten, den Apotheker, der des Lords Familie bediente, und ihn in seinem eignen Wagen hinschaffte. Friedrich, Prinz von Wales, der damals in Cliefden wohnte, beehrte an dem Tage das Pferde-Rennen mit seiner Gegenwart. Es ward für ihn und seine Gemahlin ein Zelt aufgeschlagen. Da es zu regnen anfieng, so wurde, Se. königl. Hoheit zu unterhalten, Kartenspiel vorgeschlagen; dabei war nur die Schwierigkeit, Personen von gehörigem Range zu finden, die mit ihm die Parthie machen könnten. In dieser Verlegenheit bemerkte Jemand, Lord Bute sey auf dem Rennplatze gewesen, und als Earl könne er gerade mit dem Prinzen spielen. Er ward bald ausfündig gemacht, von dem Anlaß, der seine Aufwartung erforderte, unterrichtet, in das Zelt gebracht und vorgestellt. Als die Gesellschaft aufbrach, gedachte Lord Bute wieder nach Hause zu kehren; aber sein Freund, der Apotheker, war verschwunden, und mit ihm der Wagen, der den Lord hergebracht hatte. Kaum hatte der Prinz diesen Umstand erfahren, als er Lord Bute antrug, ihn nach Cliefden zu begleiten und dort zu übernachten. Er that es, machte sich Sr. Hoheit äußerst angenehm und legte so den Grund zu seiner nachherigen politischen Erhebung.

Lord Bute war in seiner Jugend sehr schön und wußte dieß recht gut. Er pflegte, wie seine Feinde behaupteten, täglich einige Stunden mit Betrachtung des Ebenmaaßes seiner Glieder auf einsamen Spaziergängen an der Themse zuzubringen. Selbst, als er zu Cliefden und Leicester House sich eingemiethet, spielte er häufig in den Privat-Schauspielen, welche zur Unterhaltung Ihrer königlichen Hoheiten von der Herzogin von Queensberry gegeben wurden, die Rolle des Lothario, worauf Wilkes auch in mehrern Schriften anspielt. Mit diesen äußeren Vorzügen verband er einen gebildeten Geist und Geschmack für mehrere Zweige der schönen Wissenschaften und Künste. Für die Pflanzenkunde hegte er eine entschiedene Leidenschaft und betrieb sie zuweilen mit fürstlicher Freigebigkeit. Von Natur etwas in sich gekehrt und ernst, war er nicht für ausgebreiteten Umgang mit Menschen, noch geartet, Volksversammlungen zu leiten. Selbst in seiner Familie war er mürrisch, herb, schwer zugänglich, und zuweilen völlig unzugänglich für seine eignen Kinder. Im Hause der Lords zeigte er weder Beredtsamkeit, noch Anmuth des Betragens. Aber eben so sehr fehlte es ihm an einer, für einen ersten Minister noch wesentlicheren Eigenschaft, Charakterfestigkeit. Und doch suchte er, mit diesen Mängeln, Pitt abzusetzen und ihm zu folgen in einem Augenblick, wo dieser Minister den Ruhm der Britischen Waffen zu Land und Meer zu beispielloser Höhe gebracht hatte. Wir können nicht genug bedauern, daß Georg III. sich nicht begnügte Ehren und Würden auf ihn zu häufen, ihn aber übrigens von allen Staatsgeschäften ausschloß. Im Uebrigen aber haben wenig Fürsten im drei und zwanzigsten Jahre einen der natürlichen Jugend-Befangenheit so überlegenen Verstand gezeigt. Elisabeth selbst, stellte zwar Cecil an die Spitze

ihres Staatsraths, ihre Heere aber übergab sie Leicester und Essex.

Nach einer ungefähr zweijährigen Verwaltung als Staats-Secretär oder auch Lord Großschatzmeister, in welcher der Krieg zwischen Frankreich und Spanien beendet wurde, verließ Lord Bute seinen königlichen Herrn, gab seine Stelle auf, und trat wieder in das Privatleben zurück. Keine Beweise von Bedauern oder Achtung auf Seiten der Nation begleiteten seinen Abgang. Seine prächtige Wohnung auf dem Berkeleyplatze gab zu boshaften Erdichtungen über die Mittel, womit er ein so kostspieliges Gebäude aufgeführt, Anlaß. Seine Feinde behaupteten, er habe unmöglich von seinem väterlichem Erbe, oder auch der Mitgift seiner Gemahlin einen solchen Bau bestreiten können. Eben so wenig konnte man annehmen, daß er in der kurzen Verwaltung irgend eine Art soviel gesammelt haben könne. Die einzige befriedigende Lösung also der Schwierigkeit war: entweder hatte er Geschenke von Frankreich bekommen, oder er hatte vor Unterzeichnung der Friedenspräliminarien gute Geschäfte mit dem Staatsschatze gemacht. Junius in einem Briefe an Herzog Bedford, der diesen Frieden unterzeichnete, vom 19ten September 1769 (also sieben Jahre später) beschuldigt den Herzog auf die unzweideutigste Weise, daß er sein Vaterland verrathen und verkauft habe. „Ihre Schutzherrn," sagt er, „brauchten einen Gesandten, welcher sich zu Concessionen hergab, ohne auf irgend einer für seinen Fürsten ehrenvollen Bedingung dreist zu bestehen. Ihr Geschäft erforderte einen Mann, der eben so wenig Gefühl für eigene Würde, als für Landeswohlfahrt hatte; und sie fanden ihn unter dem ersten Adel. Belleisle, Goree, Guadeloupe, St. Lucie, Martinique, Havannah sind glorreiche Denkmäler Ihrer Unter-

handlungsgabe. Mylord, wir kennen Ihren Geldburst zu gut, um für möglich zu halten, daß so viel öffentliche Opfer ohne einige Privatentschädigungen sollten gebracht worden seyn. Ihr Benehmen trägt eine innere Augenscheinlichkeit an sich, die über alle gesetzliche Beweise vor einem Gerichtshofe geht." Auf diese Beschuldigung antwortete weder der Herzog, noch einer seiner Freunde, wenn wir Sir William Draper's oberflächlichen und unbefugten Brief vom 7ten October 1769 ausnehmen.

Dr. Musgrave, ein Englischer Arzt, der 1763 zu Paris practicirte, und durch die Herausgabe einiger Euripideischen Trauerspiele bekannt ist, behauptete ohne alles Bedenken öffentlich, die verwittwete Prinzessin von Wales und Lord Bute hätten, den Frieden zu bewirken, Geld vom Französischen Hofe bekommen. Ich kenne die Personen, Männer von unbefleckter Ehre und Wahrhaftigkeit, welchen Dr. Musgrave 1764, fast unmittelbar nach dem Fontainebleauer Vertrag, diesen Umstand in Paris erzählte. Ich nenne sie nur nicht, weil sie noch leben. Dr. Musgrave nahm seine Beschuldigung nicht zurück, als er einige Jahre darauf, im Januar 1770 vor den Schranken des Unterhauses darüber vernommen ward. Er behauptete im Gegentheil seine ursprüngliche Aussage und unterstützte sie mit Thatsachen oder Umständen, welche ihre Wahrheit verbürgten, obgleich das Unterhaus sie für nichtig und unglaubwürdig zu erklären für gut fand. Junius schreibt im Monat Mai 1770: „Aus dem ganzen Verfahren des Unterhauses bei dieser Sitzung leuchtet ein handgreifliches Schuldbewußtseyn hervor, bei welchem es seine so unmittelbar und so gröblich angegriffene Ehre nicht zu rechtfertigen wagte. Dr. Musgrave sagte bei seiner Verneh-

mung Dinge aus, welche kränkend für Einzelne, oder beleidigend für das Haus seyn mußten. Sie stimmten, seine Aussage sey nichtig; aber seine Festigkeit und Unbescholtenheit schreckte und drückte sie zu Boden." Dr. Musgrave lebte in den letzten Jahren in diesem Lande und starb glaub' ich, zu Exeter, im Sommer 1780.

Dergleichen Rügen sind in verschiedenen Zeitpunkten unserer Geschichte nicht bloß gegen Minister, sondern auch Könige erhoben worden. Als Lord Clarendon, Canzler unter Karl II., wie Lord Bute, bald nach Verkauf von Dünkirchen an Ludwig XIV., um das Jahr 1664, ein prächtiges Haus in London aufführte, ward es vom Volke das Dünkirchener Haus genannt, weil er es mit Französischem Gelde erbaut haben sollte. Niemand bezweifelt, daß Karl II. selbst große Summen vom Versailler Hofe bekommen, zu Zwecken, die gegen das Beste des Volks waren. Eben so sein Nachfolger Jacob II. Im Vertrauen sagte und glaubte man auch, daß mehrere Hofleute und Günstlinge Wilheilms III., von der Ost-Indien-Compagnie und andern Corporationen bestochen worden, um die Einwilligung oder Zustimmung des Königs zur Erneuerung ihrer Privilegien auszuwirken. Die Herzogin von Kendal, Georg's I. Mätresse, wie Craggs, des gleichnamigen Staats-Secretärs Vater und General-Postmeister, nebst andern Individuen am Hofe oder um die Person des Monarchen, waren offenkündig oder muthmaßlich in die Verhandlungen des merkwürdigen Südseejahres 1720 verwickelt, wo so ungeheure Summen verloren und gewonnen wurden. Die Boßheit schonte sogar den König nicht; man behauptete, er habe Theil an dem Erwerb gehabt. Nach einem halben Jahrhundert glaubt man noch immer von Lord Bute, daß er den Fontainebleauer

Vertrag zu seinem Privatvortheil benutzt habe; eine Beschuldigung, die zwanzig Jahre später beim Friedensschlusse von 1783 gegen Lord Shelburne, nur giftiger und kühner, erneut wurde! Dieß war das unglückliche Ergebniß des Ministeriums von Lord Bute, welches wohl der Liebe des Volks, die der König bei seiner Thronbesteigung genoß, den ersten Stoß gegeben hat.

Es ist unbestreitbare Thatsache, daß Lord Bute vom Unwillen der Nation erschreckt, oder beleidigt, seinen Herrn verließ und nicht von seinem Fürsten entlassen oder verlassen wurde. Er war der erste, wenn auch nicht der letzte, Minister, der im Laufe der jetzigen Regierung Verzagtheit, Ueberdruß, oder Abtrünnigkeit bewies. Aber sein Abgang gewann darum doch dem Könige nicht das Vertrauen, oder die Liebe seiner Unterthanen wieder. Noch als Lord Bute angeblich der Macht entkleidet war, glaubte man, er leite ungesehen das Triebwerk der Regierung. So ungegründet dieß nun auch war, wie ich es denn stets dafür gehalten, so wirkte es doch unwiderstehlich. Man erhob ein Geschrei über heimlichen Einfluß, welches in seinen Folgen verderblicher für das Land war, als die offenbarsten, zuletzt gegen die Untüchtigkeit oder Bestechlichkeit des Ministers erhobenen, Klagen. Grenville's nun folgende Reichsverwaltung ward als ein bloßes Triebwerk gebrandmarkt, dessen Puppen durch verborgene Fäden in Bewegung gesetzt wurden. Es ist klar, daß keine Beschuldigung, welche der Bosheit zu Gebote stand, dem Könige in der Achtung seines Volks mehr schaden konnte. Aber sie wurde doch noch mehr geschmälert durch das Gerede über die ausnehmende Gunst, welche Lord Bute zu Carlton House genoß und über die Vorliebe, mit welcher er von der verwittweten Prinzessin von Wales angesehen

ward. Satyrische, durch das ganze Reich verbreitete Schriften, worin Ihro Königl. Hoheit selbst nicht im mindesten geschont wurden, entflammten die Gemüther. Vergleichungen aus der Englischen Geschichte, besonders aus der Regierung Eduard's III., wo die verwittwete Königin Isabella, und ihr Günstling Mortimer bekanntlich, oder muthmaßlich in einem unerlaubten Verhältniß lebten; jene Anspielungen, welche in allen Flugschriften der damaligen Zeit, besonders im North Briton ausgestreuet wurden, machten einen tiefen Eindruck.

Selbst die kindliche Ehrfurcht und Achtung, welche Se. Maj. nach der Thronbesteigung bis an das Ende ihres Lebens der Mutter erwies, ward Gegenstand, nicht bloß des Tadels, sondern einer Anklage, als beruhe sie auf unwürdigen Gründen. Indeß kann nicht geläugnet werden, daß Lord Bute in der Gunst, wenn nicht Zuneigung, dieser Prinzessin höher stand, als in strengem Sinne schicklich war. Seine Besuche in Carlton House, — stets Abendbesuche, — die Vorsicht, sein Kommen zu verbergen, erweckten doch Verdacht, wenn schon sie vielleicht mehr aus Furcht vor Pöbelhohn, als aus andern Ursachen herrührten. Bei diesen Gelegenheiten brauchte er gewöhnlich den Tragsessel und die Träger von Miß Vansittart, einer Dame, die in Ihro Königl. Hoheit Familie sehr angesehen war. Um noch weniger erkannt zu werden, wurden die Vorhänge des Tragsessels zugezogen. Die Antwort der Miß Chudleigh, die nachmals als Herzogin Kingston bekannter geworden ist, damals aber Ehrenfräulein in Carlton House war, als ihre Königliche Gebieterin ihr Vorwürfe über ihr unordentliches Leben machte, wurde ebenfalls sehr bekannt. Votre Altesse Royale sait, erwiederte sie, que chacune a son but. Da auch

der König Abends oft sich nach Carlton House begab und ziemlich lange daselbst verweilte, so glaubte man, der Fürst, seine Mutter und der Exminister träfen sich dort, ihre Gedanken auszutauschen und zu vereinbaren, mithin eine Art von geheimem Cabinet zu bilden, welches die angebliche Verwaltung leitete und bewachte.

Daß übrigens nach dieser übereilten Abdankung im Jahr 1763 Lord Bute seine politische Macht gern wieder gehabt hätte, weiß ich von guter Hand. Daß ihn hierin die Prinzessin mit all ihrem Einfluß unterstützte, ist ebenfalls Thatsache. Aber vergebens! Ein Herr vom Hofe, der damals mit von der Gesellschaft in Carlton House war und gewöhnlich so lange, als Se. Maj., dort blieb, versicherte mich, es sey zwischen Ihro Hoheit und Lord Bute Alles verabredet gewesen, ihn wieder in das Ministerium zu bringen. Der erste nothwendige Schritt dazu war, daß er die Erlaubniß erlistete die Depeschen, welche dem Könige oft, wenn er bei seiner Mutter war, vom Staatssecretär übersendet wurden, durchzusehen. Wenn nun das grüne Kästchen mit Briefen, oder Papieren ankam, zog sich der König immer auf ein andres Zimmer zurück, um sie gemächlich durchzulesen. Lord Bute nahm, nach Verabredung, als der Staatsbote eine Depesche brachte, sogleich zwei Kerzen, gieng vor dem König her in das Gemach, und wartete, ob Se. Maj., als sie nun allein waren, ihm den Inhalt mittheilen, und er so wieder in die Geschäfte eintreten werde. Aber der König, der unstreitig die Absicht merkte, wahrscheinlich auch den früheren Wankelmuth seines Ministers mißbilligte, oder auch aus andern unangebbaren Gründen, schlug auf einmal die Erwartungen zu Boden, die man sich von diesem Entwurf gemacht hatte. Als er in die Thür des Zimmers trat,

blieb er stehen, nahm Lord Bute die Kerzen aus der Hand, entließ ihn, verschloß die Thür, und nun las er die Depeschen allein. Lord Bute kehrte in die Gesellschaft zurück und der Versuch ward nie wiederhohlt.

Wenn die Wahl dieses Edelmanns zum ersten Minister und Pitt's Entlassung den König um die Zuneigung vieler rechtschaffener Unterthanen brachten, so erregten die Bedingungen des, von Lord Bute 1763 geschlossenen Fontainebleauer Vertrags im ganzen Lande Unwillen. Ich kann mich noch recht gut an die Verdammungsurtheile der damaligen Zeit erinnern, die allerdings auch Grund hatten. Ueberlegt man, daß Frankreichs Seemacht im Jahr 1759 in dem Gefecht bei Quiberon von Sir Ed. Hawke beinah vernichtet war; daß Spanien auf dem Ocean uns wenig, oder gar keinen Widerstand leisten konnte, daß wir Herrn von Quebec, Montreal und ganz Canada, Cap Breton, Pondichery, Goree, Belleisle, Havannah und einem großen Theil von Cuba, außer den Inseln Martiniqne und Guadaloupe, waren, die Einnahme von Manilla, die damals nicht bekannt war, nicht einmal zu erwähnen, indeß andererseits die Feinde, hätten sie auch vermuthlich Portugal im nächsten Feldzug wieder erobert, uns außer Minorca, doch nichts abgenommen hätten, was sie hätten behalten können — überlegt man diese Thatsachen, was kann man zu einem Frieden sagen, der den beiden Zweigen des Hauses Bourbon bis auf Canada alle obige Besitzungen wieder heraus gab? (denn Cap Breton wurde, da es geschleift ward, eine unbrauchbare Einöde) und für so viel köstliche Pflanzstädte, oder Ansiedelungen in allen vier Welttheilen, sich von Spanien die beiden Floridas abtreten, von Frankreich Minorca wieder herausgeben ließ? Nach mehr als einem halben Jahrhun-

dert, wo Leidenschaften und Vorurtheile schweigen, kann man einen solchen Vertrag nicht ohne Staunen und Bedauern betrachten. Wahrlich kaum der Utrechter Friede, dessen Urheber doch angeklagt, eingekerkert, oder aus dem Lande vertrieben wurden, kann heißeren Unwillen erregen. Wenn Lord Bute Lord Oxford's und Bolingbroke's Schicksal entgieng, so ist er doch damit so wenig, als diese, der Rüge seiner Zeitgenossen und der Nachwelt entgangen. Auch Königin Anna litt vielleicht nicht weniger an Ruf und Volksgunst, als sie den Utrechter Vertrag unterzeichnete, als Georg III. bei Abschluß des Fontainebleauer. Das durchaus Unpolitische und Mangelhafte darin springt in die Augen. Die Vertreibung der Franzosen aus Canada, der Spanier aus Florida, benahm den Americanischen Colonien alle Furcht vor auswärtigen Feinden, legte so den unvermeidlichen Grund zu ihrer Empörung und bewirkte ihre nachherige Befreiung von Großbritannien in einem Zeitraum von zwanzig Jahren. Diese nothwendige Folge solcher Maaßregeln, die man damals vollkommen voraussehen konnte, zeigte Dr. Tucker, Dechant von Glouceſter und Andre. Das Haus Bourbon genas bald der ihm von Pitt geschlagenen Wunden und kämpfte nun mit besserem Erfolg um die Macht auf dem Meere. Weder Havannah, Belleisle, noch Manilla sind je wieder in die Hände der Engländer gekommen. Erwägt man diese Umstände, so darf man sich wohl nicht wundern, daß dem Lord Bute Beweggründe beigemessen wurden, die eines rechtschaffenen Ministers oder gewandten Staatsmannes unwürdig waren, und daß die untüchtige, oder fehlerhafte Verwaltung die Achtung des Fürsten schmälerte.

Wilkes unverständige Verfolgung der Lord Buteschen Maaßregeln machte die Volksungunst vollständig. Wie

aber auch Wilkes fehlgegriffen, wie sehr es ihm an den sittlichen Eigenschaften gefehlt haben mag, welche auf öffentliche Achtung, oder auch Beistimmung Einzelner Ansprüche geben; von dem Augenblick an, wo er wegen seiner Anhänglichkeit an der Sache der Freiheit Gegenstand königlicher oder ministerieller Rache ward, fand er im Publicum Schutz. Weder sein Verstand, noch seine Talente, noch sein Muth hätten ihn zu so politischer Bedeutenheit erhoben, wenn er nicht durch so strenge, um nicht zu sagen, verfassungswidrige Verfolgung ausgezeichnet worden wäre. Wären die beiden Staatssecretäre und der Lord Haushofmeister von des Königs ärgsten Feinden gedungen worden, ihm in der Achtung des Volks Eintrag zu thun, und den Haß ihrer Gewaltsamkeit, Untüchtigkeit oder Unwissenheit auf ihn zu wälzen, sie hätten nicht mehr thun können. Lord Talbot ist auf ewig lächerlich gemacht in Wilkes's unvergleichlichem Briefe an den verstorbenen Earl Temple, worin der lustige Zweikampf zu Bagshot beschrieben wird, wo der Lord Haushofmeister höchst verächtlich erscheint. Als die Earls von Egremont und Halifax einen Befehl ausgehen ließen, Wilkes zu ergreifen und seine Person in Gewahrsam zu bringen, beeinträchtigten sie die Majestät der Krone, traten die Freiheiten der Unterthanen mit Füßen und verletzten das Wesen der Englischen Verfassung. Männer, die streng über diese Maaßregeln einer staatsunklugen Ahndung sprachen, rügten sie als mehr in Jacob's II. rachsüchtige Staatsverwaltung, denn Georg's III. milde Regierung gehörig. Dessen ungeachtet zog sich der im Zweikampf verwundete, mit Meuchelmord bedrohte, vom Unterhaus verfolgte, vom Gerichtshof der Kings Bench verwiesene Wilkes nach Frankreich zurück, wo er allmälich in Vergessenheit gerieth. Sein Name und seine Verdienste um den Staat wurden

in zwei bis drei Jahren von der Nation eben so wohl, als seine Leiden, vergessen.

Aber Herzog Grafton, der nach Lord Rockingham's schwacher Staatsverwaltung erster Minister geworden war, schien seines Vorgängers, Lord Bute, Fehler vermehren und seine dem Volke mißfällige Handlungsweise erneuern zu wollen. Statt die königliche Verzeihung auf Mr. Wilkes zu erstrecken, oder ihn, als er von Paris zurückkam, mit großmüthiger Verachtung zu behandeln, vollzog der Herzog, troz ihrer ehmaligen Vertraulichkeit, die in seinem Verbannungsurtheil ihm zuerkannte Strafe, und machte ihn so wiederum zum Gegenstand allgemeinen Mitleidens und Schutzes. Als Mitwerber um die Londoner Standschaft zurückgewiesen, ward er Mitglied für die Grafschaft Middlesex. Volksversammlungen auf St. George's Fields, welche man mit militärischer Gewalt zu unterdrücken für nöthig fand, wobei einige Einzelne blieben, oder verwundet wurden, erbitterten die Nation gegen den Urheber solcher Strenge. Das Unterhaus nahm die Grundsätze, wie die Feindseligkeit der Reichsverwesung an, vertrieb Wilkes von seinem Sitz, erklärte ihn für unwählbar und setzte Oberst Luttrell an seine Stelle. Während die königliche Gnade auf Personen ausgedehnt wurde, welche des blutigsten Unbills und Aufruhrs überwiesen waren, wurde bloß durch einen vollendeten Unverstand ein einzelner, vom Volke Begünstigter der ganzen Rache der Regierung und Gesetzgebung preisgegeben. Der Aufstand in London im März 1769, welcher selbst dem königlichen Palast mit Hohn oder Angriff drohte, sah dem Aufrührerunbill, welches den Bürgerkriegen unter Karl I. vorausgieng, ganz ähnlich. Eine mit höchst erniedrigenden, oder unanständigen Abzeichen aufgeputzte

Hirschkuh ward vom hinterherstürzenden Pöbel in den Schloßhof von St. James's getrieben. Ich habe immer gehört, daß der verstorbene Lord Mountmorris, damals noch ein sehr junger Mann, bei dieser Gelegenheit den Scharfrichter mit einer Axt in der Hand, und einem Flor vor dem Gesichte vorstellte. Mitten in diesen Aufwallungen demokratischer Wuth verläugnete sich des Königs Festigkeit nicht. Er blieb ruhig und unbewegt im Gesellschaftszimmer, während die Straßen um seinen Palast von dem Geschrei einer wüthenden Menge widerhallten, die zu dem Aeußersten zu schreiten drohte. Solche Standhaftigkeit aber, oder Entschlossenheit, wie sein Herr, zeigte Herzog Grafton mit nichten. Es schien Georg's III. Schicksal zu seyn, immer Minister zu haben, die ihm an persönlichem politischem Muth, wie an andern schätzenswerthen sittlichen Eigenschaften nachstanden.

Unter diesen Zuckungen der Hauptstadt und des Landes hatte sich ein weit furchtbarerer Gegner, als Wilkes, erhoben, der aus seinem Hinterhalte die tiefsten Wunden schlug und bis auf diese Stunde noch aller Entdeckung gespottet zu haben scheint. Man errath, daß ich Junius meine. Dieser berühmte Schriftsteller, den Sir William Draper's aufdringliche und unkluge Eitelkeit mehr noch, als seine unübertrefliche Darstellungsgabe, ursprünglich dem Publicum aufzwang, trat im Januar 1769 auf. Sein erster Brief an den Drucker der „öffentlichen Nachrichten," einer damaligen Zeitung, schildert die Lage des Landes mit den ernstesten Farben, als entehrt, wie er behauptet, in den Augen des Auslandes, entzweit, unterdrückt und schlecht verwaltet im Innern. Wie Satan, wenn er seine erstaunten und gefallenen Genossen anruft,

scheint er die Englische Nation aus ihrer politischen Fühllosigkeit zu wecken, und auszurufen,

Wach' auf, ersteh'! wo nicht, so fall' auf immer!

Der Schluß seines Briefs wirkte erstaunlich und hat an Kraft schwerlich seines Gleichen. „Wenn," sagte er, „durch unmittelbaren Eingriff der Vorsehung uns möglich würde, einer so fürchterlichen, verzweifelten Krisis zu entkommen, so wird die Nachwelt die Geschichte der Gegenwart nicht für wahr halten. Sie wird es für unmöglich halten, daß ihre Ahnen von einer so verzweifelten Zeit genesen konnten, wo ein Herzog Grafton erster Minister war, ein Lord North Kanzler der Schatzkammer, ein Weymouth und Hillsborough Staatssecretärs, ein Granby Feldhauptmann und Mansfield Obercriminalrichter des Reichs." Nachdem er den Feldhauptmann, den Lord Oberrichter der Kings Bench und den Herzog Bedford mit den schärfsten Pfeilen durchbohrt, stürzte er wie ein Geier auf den ersten Minister. Mit einer Schärfe und Gewandtheit, wie vielleicht kein politischer Schriftsteller suchte er den Volksunwillen gegen die Person und die Maaßregeln des Herzogs Grafton aufzureizen. An Schönheit der Sprache und aller schriftstellerischen Zierlichkeit Lord Bolingbrocke überlegen, an Geschlossenheit und Richtigkeit des Styls, wie an satyrischer Kraft ein Swift, wird Junius so lange gelesen werden, als die Englische Sprache besteht. Seine Feder schonte selbst die Majestät des Throns nicht. In seinem merkwürdigen Briefe an den König, den man nicht ohne eine Mischung von Bewunderung und Unwillen lesen kann, strebt er auch die Tugenden des Herrschers verdächtig und gehässig zu machen. Jetzt ist die Gier, womit diese Aufsätze damals verschlungen wurden, unbegreiflich; über-

troffen ward sie in keinem Zeitpunkt unserer Geschichte. Junius kann in der That mit Recht unter die Hauptanlässe gerechnet werden, welche den Herzog Grafton vom Staatsruder vertrieben.

Wahrheitliebende Männer von Ehre, welche Mr. Bradshaw, damaligen Secretär der Schatzkammer beständig sahen und seine geheimen Gedanken kannten, haben mich versichert, daß er aus der Todesangst, in welche diese Aufsätze den Herzog versetzten, gar kein Geheimniß machte. Sie wirkten so auf ihn, daß er zuweilen ganze Tage unfähig war, die Pflichten seines Amts zu erfüllen. Viele glauben und behaupten indeß, seine plötzliche Abdankung habe eine andere Ursache gehabt. Die verwittwete Prinzessin von Wales nämlich, die über ihre Erwähnung bei der Vernehmung und Aussage Dr. Musgraves vor dem Unterhause höchlich ergrimmt war, soll gegen den König stark über die Lässigkeit seines ersten Ministers geeifert haben, der solche Untersuchungen zuließ, oder vielmehr nicht unterdrückte. Wie dem nun auch sey, soviel ist gewiß, daß er im Januar 1770, zu einer Zeit, wo man es am wenigsten erwartete, seine Stelle niederlegte.

Was nun das Geheimniß über den Verfasser dieser Briefe betrifft, so habe ich es immer als eines der bestbewahrten unserer Zeit angesehen. Es war auch allerdings in mehrern Hinsichten ein sehr gefährliches. Die Wunden, welche seine Feder schlug, waren zu tief, als daß sie verziehen werden konnten, da Fürsten und Minister die Angegriffnen waren. Man hat mich versichert, daß der König auf einem Ritt mit General Desaguliers im Jahre 1792 gesprächsweise sagte: „wir wissen, wer Junius ist, und er wird nicht mehr schreiben." Der Ge-

neral, ein zu guter Hofmann, um sich solch' einer Mittheilung zu freuen, verneigte sich bloß und das Gespräch war abgebrochen. Mrs. Shuttleworth, des Generals Tochter, glaubte es steif und fest. Wenn aber auch der König das Geheimniß ergründet hatte, so sind, glaube ich wenigstens, Herzog Grafton oder der Lord Mansfield darüber nicht zur Gewißheit gekommen, mochte auch ihr Verdacht stark auf Einen und Denselben fallen. Es ist gewiß, daß Sir William Draper starb, ohne seinen Gegner zu kennen, und bis kurz vor seinem Tode zu Bath bedauerte, daß er dessen unkundig aus der Welt gehen sollte. Lord North wußte seinen Namen wirklich nicht, oder gab doch vor ihn nicht zu wissen. Eben so Lord Temple. Er muß indeß sehr nahe gelegen haben; denn offenbar beweiset Inneres und Aeußeres, daß es eine Person von hohem Range, von bewundernswürdiger Kunde, und großen Verbindungen war, die fast beständig in der Hauptstadt in guter Gesellschaft lebte, um alles, was in St. James's, im Parlament, im Kriegsdepartement, oder in den Gerichtshöfen vorfiel, wußte, und persönlich mit vielen Geschichtchen und Thatsachen bekannt war, welche nur Männern, die sich in den ersten Classen der Gesellschaft bewegen, zugänglich sind. Junius war ein Weltmann. Henry Sampson Woodfall, der die Briefe druckte, wußte Namen und Stand des Verfassers nicht bis an seinen Tod. Wer mochte es also wohl seyn?

Man hat auf Viele gemuthmaßet, unter andern auf Lord George Germain, den Vater des jetzigen Herzogs von Dorset. Aber ich kannte ihn sehr genau und seine Schriftstellergaben müßten zwischen 1770 und 1780 sehr gelitten haben. Gleichwohl war er ein durchaus kräftiger Siebenziger. Eben so wenig war es Wilkes, so

witzig, classisch, scharf und schneidend er auch war. Die Verschiedenheit beider Schriftsteller muß Jedem einleuchten. Wilkes antwortete immer, wenn man es ihm schuld gab, Utinam scripsissem! Ferner hat man Hugh Macauley Boyd genannt, der 1781 Lord Macartney nach Madras begleitete, wo er einige Jahre nachher starb. Aber Verschiedenheit des Styls Beider und die Unmöglichkeit, so genau unterrichtet zu seyn, schließen ihn aus. Philipp Rosenhagen war ein sehr gebildeter Weltmann, aber kein Junius. William Greatrakes, ein geborner Irländer, sagen Andere, habe die Materialien vom Earl von Shelburne erhalten und die Briefe verfaßt. Ich habe dieß nie für wahrscheinlich gehalteu. Glover, der Verfasser des Leonidas, ist ebenfalls sehr verschieden von Junius in Hinsicht der Darstellung, und sein Sohn sagte mir, er habe nicht den mindesten Grund zu glauben, oder zu vermuthen, daß sein Vater diese Briefe geschrieben habe. Eine Zeitlang hielt ich Wedderburn selbst für Junius. Er war gewiß ein talentreicher, unterrichteter Mann, und seine politischen Verhältnisse zwischen dem Jan. 1769 und Jan. 1772, den beiden äußersten Punkten, wo die Briefe erschienen, begünstigten die Muthmaßung.

Alles wohl erwogen, halte ich William Gerard Hamilton für den Verfasser, dem man gewöhnlich den Spitznamen Einmalsprecher gab, weil er, nach einem allgemeinen, aber falschen Gerücht, nur Einmal im Parlament gesprochen haben soll. Er war mehrere Jahre Kanzler des Schatzes in Ireland und eben so Mitglied des Unterhauses, als ich darin saß. Ich hatte nicht die Ehre, ihn zu kennen, und stütze mich nur auf die durchgängige Meinung solcher Personen, die durch Lage, Rang und Erkundigungsmittel zu unbedingtem Glauben berechtigt

sind. In mehrern Gesellschaften, die ich von 1775 bis jetzt besuchte, wo diese geheimnißvolle Frage erörtert ward, waren die Meisten dieser Meinung. Mehrere Adliche und andere Herrn, welche zur Zeit der Erscheinung jener Briefe im vertrautesten, fast täglichen Umgange mit ihm lebten, besonders der verstorbene Earl von Clermont, haben in meiner Gegenwart betheuert, daß sie in diesen Briefen ipsissima verba Hamiltons, wie er sie kurz zuvor im Gespräch fallen lassen, wiedergefunden. Er gilt übrigens allgemein für einen zierlichen, classischen, correcten und kräftigen Schriftsteller. Indeß ist diese Behauptung freilich nicht mathematisch gewiß, und vielleicht bleibt die ganze Sache ewig ein Geheimniß *).

Sollte Junius noch leben, so hätte er begreiflich Gründe genug, sich zu verbergen. Es ist aber nicht gut denkbar, daß er, als er die Briefe schrieb, unter vierzig Jahr gewesen, da er ausdrücklich sagt, er könne sich der großen Walpoleschen Schlachten erinnern. Nun kam Sir Robert Walpole im Anfange des Jahres 1743 außer Dienst. Lebte mithin Junius noch jetzt, so müßte er über achtzig Jahr alt seyn. Lebt er aber nicht mehr, was könnte wohl für die freiwillige Verzichtung auf Ruhm nach seinem Tode angeführt werden? Deßhalb glaubte ich lange, Junius müsse noch leben, und sein Tod müsse

*) Ganz neuerdings (August 1816) sind in England wieder zwei Schriften über den vermuthlichen Verfasser der so berühmten Letters of Junius herausgekommen. In der einen wird dargethan *de Lolme*, der Vf. des Werks über die Engl. Constitution, sey Junius. Lächerlich! — Weit glaubwürdiger ist, wie der zweite Vf. vorträgt, daß der verstorbene Herzog von Portland der wahre Briefsteller gewesen. Die Gründe finden den größten Beifall.

unfehlbar den Schleier, welcher seinen Namen deckt, heben. Dennoch kann es wohl sehr haltbare Gründe für die Verschweigung geben. Er konnte ja seine Nachkommen dem Erbhaß der Schlechtesten und Mächtigsten im Lande aussetzen; viellricht liebte er auch nicht, eine Vergleichung seines Thuns und seines Schreibens zu veranlassen, die doch unwillkührlich hätte erfolgen müssen. Wäre z. B. erwiesen worden, daß er von dem Fürsten, oder dem Minister, die er eben als Feinde des Landes geschildert, eine Stelle, einen Jahrgehalt, eine Pairschaft erhalten, würde nicht der sittliche Abscheu vor ihm weit den schriftstellerischen Ruhm überwogen haben?

Auch mochte wohl noch etwas, was unserer Zeit eigen ist und zu Burnets, Bulstrodes, Reresby's Zeiten nicht Statt fand, Junius bestimmen. Zwischen 1660 und 1714, also etwas über funfzig Jahre, regierten drei Familien nacheinander in diesem Lande, da von 1760 bis 1814 ein einziger Fürst herrschte, der noch lebt, wiewohl wir beklagen, daß er nicht noch herrscht. Unter Wilhelm III., der seinen Schwiegervater vertrieben hatte, und für Karl II. keine Achtung fühlen konnte, hätte Junius vielleicht ohne Maske und kühn sich zu seiner Schrift bekannt. Als die Nassauer nnd Stuarte nicht mehr das Scepter führten und Georg I. zum Thron berufen ward, wären die stärksten Angriffe auf vorige Fürsten oder Minister nur schwach geahndet worden, hätten vielleicht ganz entgegengesetzte Wirkung gethan. Aber hier ist der Fall ganz anders. Nicht bloß dieselbe Familie, auch dasselbe Individuum, ist noch immer, mindestens dem Namen nach, König. Dieß Individuum, so sehr es gefehlt haben, so wenig beim Volke beliebt es von seinem Regierungsantritt an bis 1783 gewesen seyn mag, hat seitdem die Liebe seines Volks gewonnen. —

Zu manchen innern Gründen, welche die Verehrung des Königs schmälerten, kamen auch noch zwei äußere Begebenheiten. Die erste entstand aus dem Staatsbenehmen Englands, hinsichtlich Corsica's. Diese in den letzten Zeiten als Geburtsort eines bedeutenden gehaßten Mannes berühmt gewordene Insel war nach einer Reihe von Empörungen gegen die Genueser Regierung, endlich von Genua an Frankreich abgegeben worden. Choiseul, ein Minister von hehrem Geist und ehrgeizigen Entwürfen, der den Französischen Namen und Ludwig's XV. Ruhm aus der Niedrigkeit, worein sie durch den vorhergegangenen Krieg gesunken waren, erheben wollte, unternahm und bewirkte endlich die Eroberung von Corsica. Indeß kann wohl mit Recht gefragt werden, ob diese Eroberung Frankreichs Kraft und Mittel wirklich vermehrt hat? Aber die Englische Großherzigkeit, das Mitleiden mit einem braven unterdrückten und unglücklichen Inselvolk, das nach Freiheit rang, die eifersüchtige Reizbarkeit eines Staats, der immer die Vergrößerung eines Nachbarstaats fürchtet, wirkten mächtig auf die öffentliche Meinung. Sie wurden durch Schriften, welche das Land aus seiner fühllosen Gleichgültigkeit gegen Corsica's Schicksal zu reißen beabsichteten, unterstützt. Pascal Paoli, das Haupt der Empörer, ward darin wie ein zweiter Gustav Wasa, oder Wilhelm Tell erhoben, während das Englische Ministerium kleinmüthig, um den Erfolg unbekümmert und auf einen so wichtigen Machtzuwachs unseres Erb-Feindes unaufmerksam, zusehend geschildert ward.

Kaum war der Eindruck der Französischen Eroberung von Corsica verschmerzt und vergessen, so erbitterte ein anderer Vorfall die Nation gegen den Spanischen Zweig des Hauses Bourbon. Der unmittelbare Anlaß war die

Besitznahme der Falklandinseln durch England. Aber der Madrider Hof hatte immer die für Auslösung Manillas schuldige Summe verweigert oder vorenthalten. An sich war wohl nichts unbedeutender, als die Falklandinseln; aber Spanien benahm sich so anmaßlich, daß es die Ehre der Britischen Krone beeinträchtigte, und eine eben so öffentliche Ehrenerklärung forderte, als der Schimpf es war. Jener in der andern Hemisphäre, unfern dem Vorgebirge Horn, unter sehr rauher nordlicher Breite gelegenen Inseln wegen Blut zu vergießen, wäre wohl unräthlich gewesen. Aber die eifersüchtige Politik, womit die alte Spanische Regierung von jeher auch die leiseste Annäherung einer fremden Macht an dieß große Festland von Südamerica betrachtete, auf welches sie Ansprüche machte, ohne sie colonisiren oder unterwerfen zu können, bewog den Madrider Hof, seine Unternehmungen feindselig und schimpflich für uns zu beginnen.

Lord North, der neuerdings die erste Stelle in der Reichsverwaltung bekommen hatte, fühlte das unwürdige Benehmen gegen seinen Fürsten tief und schien es nachdrücklichst ahnden zu wollen. Aber weder unsere Seemacht, noch die in unsern Häven zur unmittelbaren Ausrüstung einer mächtigen Flotte getroffenen Anstalten entsprachen dem, was Umstände und Ehre forderten. Ein gemildertes Compromiß, wodurch Spanien, wenn es auch selbst auf den Besitz der Falklandinseln verzichtete, doch auch unser Recht darauf nicht anerkennen, noch gestatten wollte, wurde nach langen Erörterungen von den Ministern angenommen. Dadurch wurde nun zwar ein Krieg vermieden, aber im Allgemeinen befriedigte es nicht, besonders, da im Vertrag geflissentlich jede Erwähnung der Auslösung von Manilla vermieden war. Gewiß war der

Augenblick sehr günstig, der Spanischen Krone fast jegliche Bedingung vorzuschreiben. Ludwig XV. in abnehmenden Jahren, und noch mehr abnehmender Achtung seiner Unterthanen, verdrüßlich über den schlechten Erfolg des vorigen Kriegs und entschlossen, sich nicht wieder gegen England einzulassen, der den Herzog Choiseul abgesetzt und alles Gefühl für Staatspflicht und Volksruhm verloren hatte, würde ganz gewiß den Familienvertrag nicht geachtet, und den andern Zweig des Hauses Bourbon im Kampfe verlassen haben.

Lord North aber, der friedliche Maaßregeln vorzog, nahm, um einen Bruch zu vermeiden, zu ungewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht. Der verstorbene Sir William Gordon, den ich sehr wohl kannte und der damals Britischer Gesandter am Brüsseler Hofe war, wurde von den Ministern ausgewählt, den Krieg zu verhüten. Er bekam dießfalls geheime Weisungen, auf das heimlichste, aber schnellste nach Paris abzugehen und alles Mögliche anzuwenden, um Ludwig XV. und den neuen ersten Minister, Herzog von Aiguillon, zu vermögen, daß sie den Spanischen Hof zum Vergleich über die streitigen Punkte zwängen. Gordon, der König und Cabinet höchst geneigt zum Frieden fand, erreichte den Zweck seiner Sendung vollkommen. Er sagte mir, Lord North habe ihm zum Lohn für seine Dienste einen Jahrgehalt von 300 Pf., Se. Maj. 1000 Pf. zum Geschenk gegeben; aber der Vertrag, nach welchem Friede gemacht wurde, erregte allgemeine Mißbilligung und gab Junius Gelegenheit, den öffentlichen Tadel mit ungemeiner Strenge gegen König und Verwaltung auszusprechen.

Selbst vier Jahre darauf, vor Ausbruch der Americanischen Empörung, war der König noch nicht beim Volke

beliebt, obwohl es tiefen Frieden und alle Vortheile des blühenden Handels und Wohlstandes genoß. Sinnreich wurden neue Quellen des Mißvergnügens und eingebildete, oder bezweifelbare Beschwerden aufgefunden. Lord Bute war zwar vom öffentlichen Schauplatz abgetreten; die verwittwete Prinzessin von Wales, deren angeblicher Einfluß auf ihren Sohn immer ein Vorwurf war, war nicht mehr (sie starb 1772 an einer schmerzlichen Krankheit, die sie ungemein standhaft ertrug); aber es traten andere Namen und Gestalten hinter den Staatsvorhang. Bradshow, mit dem Zunamen „der rahmfarbige Schmarozer" und Dyson wichen Jenkinson's Uebergewicht, welcher beschuldigt ward, ungesehen, die Entschlüsse des Cabinets zu leiten, und das innerste Geheimniß und Vertrauen der Krone zu besitzen. Ein mit fast jeder häuslichen Tugend geschmückter, von den edelsten Absichten beseelter, sein Volk heißliebender Fürst, ward als despotisch, unbeugsam, rachsüchtig und durch unerlaubte Mittel und Triebfedern herrschender Fürst, vorgestellt. Auch seine Vergnügungen, seine Liebhabereien, seine Privaterhohlungen wurden, als dasselbe Gepräge tragend, durchgezogen und bespöttelt. Die Dichtkunst mußte sich hergeben, dergleichen Schwächen, wenn es welche waren, der öffentlichen Rüge, oder Lächerlichkeit bloß zu stellen. Die Heroide an Sir William Chambers, welche einem der besten damaligen Dichter, Mason, zugeschrieben wird, wetteiferte mit Junius in Feinheit der Ironie, und Strenge der Beschuldigung. So stand es um die öffentliche Meinung, so allgemein waren die Vorurtheile gegen den König, als im Sommer 1775 die Feindseligkeiten auf dem festen Lande von America ihren Anfang nahmen.

Daß Georg III. schon in seiner frühsten Regierungszeit von dem, dem Mutterlande zustehenden parlamentari=

schen Recht, seine Americanischen Niederlassungen zu besteuern, und von der Ausführbarkeit und Leichtigkeit dieses Versuchs fest überzeugt war, wird wohl kein gehörig Unterrichteter bezweifeln. Schon 1764 erwähnte Se. Maj. in einem Gespräch mit Mr. George Grenville, damaligem ersten Minister, über die Finanzen, die nach dem Schluß des siegreichen siebenjährigen Kriegs durch Sparsamkeit und Klugheit wieder in Ordnung gebracht werden mußten, die Maaßregel, America zn besteuern, als eine große Hülfsquelle. Grenville erwiederte, er hätte den Vorschlag hin und her überlegt, hielt ihn nicht nur für schwer, sondern unausführbar und für den Fürsten selbst höchst gefährlich. Diese Besorgniß aber machte den König nicht muthlos, und in der nächsten Unterredung gab er ihm deutlich zu verstehen, wenn es ihm an Kraft, oder Lust zu diesem Versuche fehlte, so würden sich Andere finden. Dieß wirkte und Grenville wagte den gefährlichen Versuch. Er schlug damals fehl, ward aber unter North mit ernstern Folgen für die Nation wiederhohlt.

Ich habe den Grundsatz, von welchem dieser Krieg ausgieng, besonders so weit er den König angieng, immer nicht nur für verzeihlich, sondern verdienstlich gehalten. Es war ein Kampf für das Parlamentsrecht, das Britische America zu besteuern. Hätte Georg III. seiner Krone Vortheil von dem der Gesetzgebung trennen wollen, so hätte er freilich vortheilhaftere Bedingungen mit seinen überatlantischen Unterthanen machen können; aber er verschmähte jede Behelligung, wo er sich von seinem Parlament als getrennt ansehen mußte. Die politischen und militärischen Leiter der Americanischen Revolution habe ich ebenfalls stets nur für glückliche Empörer von unbestreitbarem Muth, Standhaftigkeit und Gewandtheit an-

gesehen, so sehr auch Fox und Burke im Unterhause sie lobten. Ich weiß wohl, die Namen Franklin und Washington sind von vielen Bewohnern Großbritanniens gefeiert worden. Der erstere kann als geborner Philosoph, Menschenfreund und Mann von Genie unstreitig allgemeine Achtung fordern. Auch Washington's Ansprüche als Heerführer und Bürger von America sind nicht abzuweisen. In beiderlei Betracht kann er mit Cincinnatus oder dem jüngern Cato verglichen werden. Aber in den Augen dessen, der die Parlamentsmacht des Mutterlandes über Colonien, die mit Britischem Geld und Blut nicht bloß angepflanzt, sondern auch bewahrt worden sind, als unwandelbaren Grundsatz annimmt, wäre ein Fürst, der diese Macht nicht behauptet hätte, des Scepters unwürdig gewesen.

Wilhelm's III. ganzes Leben, von seinem Mannesalter bis zu den letzten Augenblicken seines Daseyns war ein steter Kampf für die Freiheiten seines Landes, oder Englands, gegen willkührliche Macht. Sein Name wird immer mit verfassungsgemäßer Freiheit zusammengedacht werden und ist uns als solcher werth. Aber wird wohl Jemand annehmen, daß, wenn Wilhelm zur Zeit der Americanischen Revolution regiert hätte, wie sehr er auch die bürgerliche Freiheit geliebt, er darum die Rechte seines Parlaments, und seiner Krone aufgegeben, oder sich zahm in die Weigerung seiner Americanischen Unterthanen, zu den allgemeinen Reichsbedürfnissen beizusteuern, würde gefügt haben? Wohl schwerlich!

Zweifelbarer kann die **Weisheit** und **Staatsklugheit** dieses Americanischen Kriegs seyn. Der Versuch, ein ungeheueres, von Großbritannien durch einen

unermeßlichen Ocean getrenntes, von einem Volke, das dem Mutterlande mehrere Millionen verdankte, für Befreiung glühte und im Widerstand gegen den Mutter-Staat hinlänglich einig war, um alle Wehrfähige in Thätigkeit zu setzen, bewohntes Festland erst zu besteuern, dann mit Gewalt zu unterjochen, ein solcher Versuch würde, auch nur von seiner speculativen Seite aus angesehen, jedem weisen Staatsmanne gefährlich und höchst ungewiß geschienen haben. Im vorliegenden Falle erforderten all' diese Hindernisse einen Zuwachs von Kraft durch eintretende Umstände. Ein großer Theil der Gesellschaft daheim sah die Americanische Revolution mit günstigen Augen an und wünschte ihr im Stillen Glück, weil er fürchtete, die Britische Verfassung selbst würde die zunehmende Macht, welche der Krone nothwendig durch Unterjochung der überatlandischen Pflanzstädte werden mußte, nicht lange überleben. In beiden Häusern des Parlaments behauptete und rechtfertigte eine zahlreiche, thätige und immer wachsende Partei offen die Revolution, freuete sich ihrer Siege, und verwarf den Versuch, die empörten Staaten zu unterjochen, in der Theorie ebensowohl, als in der Ausführung. Selbst die, welche dergleichen Grundsätze nicht billigten, sahen doch in dem Kriege, wofern er unglücklich ausschlüge, ein Mittel, die Verwaltung umzustoßen. Da Großbritanien nicht im Stande wär, eine hinlängliche Kriegsmacht zu entsenden, um so viele von den Gränzen Canadas bis an Florida sich erstreckende Provinzen zu bewältigen, so mußte die Regierung um Truppenzuwachs sich an mehrere Teutsche Mächte wenden. Vom Landgrafen von Hessen-Cassel insbesondere wurden mehrere Tausende bezogen. Diese Söldlinge, die vielleicht mit demselben Rechte staatsrechtlich und sittlich zu verdammen sind, als die Schweizer und Graubündner stets

im Dienste Frankreichs stehenden Regimenter, oder die Schottischen Heerhaufen im Solde Hollands, vermehrten doch das Geschrei des Volks und gaben der Opposition Gelegenheit zu Einspruch, oder zu rednerischer Erörterung. Daß Frankreich früher oder später, sich für America verwenden mußte, war ebenfalls offenbar; denn die Französischen Minister, welche bloß auf die engherzigen Eingebungen einer Nationalrivalität achteten, sahen nicht ein, oder wollten nicht einsehen, daß eine despotische Regierung nimmermehr einer Empörung behülflich seyn und eine Macht außer Lande senden dürfe, welche Grundsätze der Freiheit und des Widerstandes unter Rebellen einsaugt. Dieß fühlte der unglückliche Ludwig XVI. gar wohl. Er wollte sogar zu Washingtons Beistand keine Französischen Truppen entsenden und ließ sich nur aus Achtung vor Maurepas und Vergennes abbringen. Frankreich hat nachher unter Robespierre und Bonaparte diese Verirrung von den Gesetzen der Weisheit und Großmuth theuer gebüßt.

Indeß muß die Ursache des übeln Erfolgs dieses Kampfes vorzüglich in der Leitung desselben gesucht werden. Fast drei Jahre verflossen, nachdem er angefangen, ehe der Versailler Hof wagte, offen als Feind einzutreten. Aber die Howes scheinen lau, lässig, säumig oder untauglich gewesen zu seyn. Lord North's Wahl dieser beiden Heerführer ward damals mit Recht mißbilligt, wie brav, geschickt und verdient sie auch einzeln als Männer vom Waffenhandwerk seyn mochten. Ihre Wärme für die Sache selbst war zweifelhaft, noch zweifelhafter aber ihre Anhänglichkeit an die Regierung. Niemals ist vielleicht in einem neuern Kriege ein Heer, oder eine Flotte so verschwenderisch ausgerüstet gewesen, als die Trup-

pen und Schiffe, die Lord North während seines Ministerii 1776 auf das Atlantische Meer sandte. Aber die Anstrengungen auswärts entsprachen denen daheim nicht. Nicht eines Wellingtons Thatkraft und Thätigkeit beseelte diese dumpfe Masse. Weder Wachsamkeit, Unternehmungsgeist, noch Mitwirkung zeichneten die Feldzüge in den Jahren 1776 und 1777 aus. Zerstreuung, Spiel und schlaffe Kriegszucht stellten sich im Britischen Lager ein. Neu-York ward ein zweites Capua, obwohl Sir William Howe nicht Hannibal's Geist und Kraft zeigte. Die Niederlage bei Trenton, welche höchst unglücklich war, rettete den Congreß von dem tiefsten Kleinmuth. Nach Burgoyne's Ergebung zu Saratoga war vernünftiger Weise wenig mehr zu hoffen und als Clinton, nach Howes Zurückberufung, den Heerbefehl in Neu-York übernahm, standen die Franzosen im Begriff, sich für die Americaner zu erklären. Sir Henry Clinton's Rechtlichkeit und Muth waren übrigens ausgezeichneter, als seine militärischen Talente. Selbst die Britischen, in einer Art von Bürgerkrieg fechtenden Truppen zeigten nicht den Eifer und die Unverdrossenheit, wie im Kampfe gegen einen auswärtigen Feind, obgleich sie in jedem Treffen ihre gewohnte Festigkeit und Tapferkeit bewährten. Der Dienst wurde wegen der Landesart streng, peinlich und trostlos. Seen, Sümpfe, Moräste und fast undurchdringliche Wälder zeigten sich bei jedem Schritte; Hindernisse, die auch die bravsten Soldaten nicht leicht bestehen! Und wiewohl der Kriegsschauplatz allmählich wechselte und von Boston nach Neu-York, von da an die Ufer des Chesapeake und Delaware, endlich in die südlichen und Centralprovinzen verlegt ward, so schlug der Ausgang doch am Ende stets fehl, so vielversprechend auch der Anfang war. Wir sind neuerdings Zeugen ähnlicher Folgen aus fast densel-

den Ursachen gewesen, im Fortgang unsers zweiten Kampfes mit America.

Daheim gieng durch alle Classen im Königreich ein wachsendes Mißfallen, und schien die Regierung mit Ahndung des Volks und der Nation zu bedrohen. Die in Partheien gespaltete Seemacht blokirte die feindlichen Häven nicht mehr, siegte nicht mehr, wo sie erschien, wie vormals im Anfange der Regierung. Unsere fernen Besitzungen fielen unbeschützt in Frankreichs oder Spaniens Hände. Unser Handel selbst ward unterbrochen, beschränkt und großentheils gemindert. Jedes Jahr schien nur auswärtige Gegner zu gebären und die allgemeine Verwirrung und Noth zu vermehren. Unkräftige, unglückliche, vom Volke nicht geliebte Minister, die ihr Amt nur bittweise überkommen, flößten kein Vertrauen ein. Die Opposition, so sehr sie auch durch die Bemühung der Regierung, eine Mehrheit im Unterhause bei Berufung eines neuen Parlements zu sichern, abgenommen hatte, war doch immer noch zahlreich, zuversichtlich, gewandt und unermüdet. Sie vermeinte den Gegenstand ihres Strebens nicht gar ferne zu sehen, oder sah ihn auch wirklich so. Die Zukunft bot Allen eine niederschlagende Aussicht; Friede schien nicht nur fern, sondern unerreichbar, wenigstens nur mit einer Aufopferung von Nationaleinkommen, Eigenthum und Ehre erreichbar, die nicht ohne Bangen erwogen ward. America konnte für verloren gelten, unsere Besitzungen in Ostindien schienen ganz zerstört werden zu wollen. Ich habe nichts in dieser Schilderung übertrieben.

Da blieb nur der König unerschüttert. Nicht Niederlagen, nicht Schwierigkeiten, nicht die Zahl seiner

auswärtigen Feinde, nicht heimländische Opposition warf seinen entschlossenen Geist nieder. Ueberzeugt, daß er den auch noch so schwierigen und ungewissen Kampf nicht aufgeben könne, ohne sein Geburtsrecht, das Heil seiner Krone, die Obmacht des Parlements und den besten Theil des Britischen Reichs aufzugeben, wankte er nie und war auch nicht einen Augenblick geneigt seine Minister zu entlassen. Wie unentschlossen, verschieden in Ansicht, oder Besorgniß das Cabinet selbst auf Augenblicke war, ihn focht nichts an. Er wünschte nur den Ausgang zu erleben und den Kampf zu bestehen. Vielleicht hat nur die Nachwelt über dieß Verhalten zu entscheiden; selbst aber, wenn wir uns zum Tadel geneigt fänden, müßten wir es noch einigermaßen bewundern. Da indeß seine Ansichten und Wünsche allgemein bekannt und durchschaut wurden, so nahm auch in diesem Verhältniß die Liebe des Volks ab, und er ward als das Lebensprincip angesehen, welches die Verwaltung beseelte, trug und trieb. So wird begreiflich, wie er, bei allen Ansprüchen auf liebende Verehrung seines Volks, doch nie Liebe gewann.

Lord North, der schon eilf Jahre Lord Schatzmeister und Canzler der Schatzkammer gewesen, war damals in voller Kraft, indem er beinahe das neun und vierzigste Jahr zurückgelegt hatte. Von Person war er mittlerer Größe, schwerfällig, stark und sehr zur Beleibtheit geneigt. In seinem Gesicht und Benehmen war etwas der Königl. Familie unverkennbar Aehnliches. Wie sie, hatte er eine schöne Farbe, regelmäßige Züge, helles Haar, buschige Augenbraunen, graue, etwas aus der Höhle hervorragende, Augen. Sein Gesicht konnte in der That für ein Zerrbild des Königs gelten, und wer sich an die zwischen Friedrich, dem verstorbenen Prinzen von Wales, und dem Earl, wie

der Gräfin Guildford, Lord North's Aeltern, waltende Traulichkeit erinnerte, fand unschwer, vielleicht mit Unrecht, einen Grund für diese Aehnlichkeit. Als Minister hatte er vor Marquis Rockingham und Grafton, seinen Vorgängern, wie seinen Nachfolgern, Lord Rockingham, Lord Shelburne und dem Herzog von Portland einen Vorzug. Weil er nämlich kein Pair, sondern ein Gemeiner war, hatte er in einer Reihe von Jahren das Unterhaus, seine Bildung, die Art darauf, als auf ein Ganzes, einzuwirken, so kennen gelernt, wie man es nur durch langgewohnte Erörterung und nothwendige persönliche Gegenwart kennen lernen kann. Seine natürliche Anredsamkeit machte ihn außerdem so zugänglich, und seine Mittheilsamkeit so gesprächig, daß jedes Mitglied des Hauses ihm leicht bekannt ward. Nie war fürwahr ein erster Minister so wenig durch Amtsförmlichkeit verschanzt. Er schien vielmehr glücklich, wenn er seinen öffentlichen Charakter beiseite werfen und als Einzelner auftreten konnte.

Seine Sprache war, wegen unverhältnißmäßiger Zungenbreite, etwas schwer, doch nicht ganz undeutlich. Auf diesen Fehler spielt Junius in einem Briefe vom Jan. 1770 an, wo er, nachdem er des Herzogs Graftons Abdankung erwähnt, sagt: „die Palme ministerieller Standhaftigkeit wird jetzt Lord North gereicht; so sagt er uns selbst in der Fülle des ore rotundo." Doch benetzte er seine Zuhörer nicht, wie, nach Burnet, der unter Karls II. Regierung so bekannte Herzog von Lauderdale, als Folge eines ähnlichen Zungenfehlers that. Im Parlement zog sein schlechtes Gesicht dem Lord North manche Unstatten zu. Denn er sah, auch nur auf einige Fuß weit, sehr schlecht, und im Hause umher konnte er keine Person gewiß und genau unterscheiden. Im Sprechen, Gehen und in jeglicher Bewegung war er nicht nur ohne Anmuth, sondern höchst

linkisch. Man wird es kaum glauben, daß er bei einem vollen Unterhause mit seiner Degenspitze Mr. Welbore Ellis Perrücke eine ziemliche Strecke mit sich fort nahm und nichts merkte. Dieß gieng so zu: Ellis, damals Schatzmeister des Seewesens und an die Siebenzig, saß immer an der untersten Ecke der Schatzkammerbank, ein Paar Fuß weit von North. Letzterer wollte herabsteigen, legte zuvor die Hand an den Degen, und hielt die Scheide fast in wagerechter Richtung vorwärts. Da Ellis in dem Augenblicke, wo der Minister aufstand, sich verneigte, so kam die Spitze der Scheide gerade mit des Schatzmeisters Perrücke in Berührung, und nahm sie mit fort. So spaßhaft dieser Vorfall war, bemerkte Lord North es doch erst aus dem allgemein ausbrechenden Gelächter. Ellis aber, ohne eine Miene zu verziehen, setzte seine Perrücke, als er sie wieder bekommen; mit der größten Ernsthaftigkeit wieder auf und zurecht und wartete geduldig, bis sich das Haus vom Lachen erhohlt hatte.

Eben so hatte Lord North eine Schläfrigkeit, welcher weder Foxens lebhafte Declamationen, noch Burkes pathetischer Anruf, noch Barrés rauhe Drohungen stets steuern konnten. Sie überfiel ihn selbst auf der Schatzkammerbank mit unwiderstehlicher Gewalt; aber auch in Privatgesellschaft. Als er eines Abends bei einer Lady von Stande vorsprach, deren persönliche Reize und Unterhaltung in der damaligen Zeit allgemein anerkannt waren, fand er sie in heftigem Wortwechsel mit ihrer Schwägerin. Lord North wollte sie mit seiner guten Laune versöhnen, aber es gieng nicht ohne gesetzlichen Beistand. Er willigte also darein zu warten, bis die Frau vom Hause von ihrem Anwalt in Lincolns Inn zurück käme, was sie unverzüglich zu thun versprach; setzte sich in einen Armstuhl an das Feuer und

fiel bald in einen tiefen Schlaf, woraus ihn eine hereintretende Magd nicht weckte. Da diese nun einen wohlbeleibten Mann mit einem blauen Bande über die Brust in ihrer Gebieterin Zimmer schlafend fand, den ersten Minister aber von Person nicht kannte, so lief sie in die Küche und machte Lärm. Aber bei all diesen physischen Gebrechen fehlte es ihm, wenn er im Unterhause aufstand, um zu antworten, nicht an Fassung, Geistesgegenwart oder Bestimmtheit. Selten, oder nie nahm er Noten hervor, sondern verließ sich stets auf sein Gedächtniß. Bei manchen Gelegenheiten, wo es ihn verließ, half Sir Grey Cooper, der ihm gewöhnlich zur Linken saß, aus.

In den Erörterungen war Lord North gewaltig, gewandt und fließend; zuweilen wies er die Beschuldigungen mit triftigen Gründen zurück; aber noch öfter umgieng oder stümpfte er die Waffen seiner Gegner mit Witz und Laune. Zum Erhabenen brachte er es selten, so leicht ihm auch die Sprache zu Gebote stand. Nöthigenfalls konnte er lange mit großem Pathos sprechen, ohne doch eine Thatsache zu entwickeln, oder ein Geheimniß zu enthüllen. Vermöge seiner unwandelbaren Mildigkeit und gleichmüthigen Temperament konnte er ungerührt die bittersten Sarkasmen und schärfsten Bezüchtigungen von den Oppositionsbänken mit anhören. Sie schienen in ihm, wie eine Kanonenkugel in einem Wollsack zu versinken. Zuweilen rissen ihn Aldermans Sawbridge Grobheiten oder George Byng's heftige Ausfälle aus seiner scheinbaren Fühllosigkeit, und bewirkten, was feine Ironie, oder ausgesuchte Angriffe gewandterer Gegner nicht erreicht hatten. Nur Einmal, so lange ich im Parlement saß, erlebte ich, daß er in den edelsten Unwillen gerieth. Diesen Sturm zog sich Barré durch seine Vorwürfe gegen den ersten

Minister, daß er das Volk mit Steuern überlade, zu; Vorwürfe, die eben so unberufen, als höhnisch rauh waren! Es war nach dem Schluß jener merkwürdigen Erörterung, als General Conway am 22. Febr. 1782 den Americanischen Krieg gleichsam geendet hatte, und die Minister bei der Abstimmung nur das Uebergewicht Einer einzigen Stimme noch hatten. Lord North spielte auf diesen, noch ganz frischen Triumph der Opposition an und sagte zu Barré: „er glaube, die Abstimmung jenes Abends hätte die Tapferkeit des Obersten zu so unmäßigem Mißbrauch entflammt," den er „insolent und brutal" nannte. Da der Sprecher sich dazwischen legte, so ward auf gegenseitige Ehrenerklärung angetragen. Pitt und Tierney fanden sich 1798 auf Putney Common ein und wechselten um Geringeres Kugeln; aber ein Zweikampf zwischen Lord North und Barré wäre lächerlich gewesen, da der erstere auf beiden Augen, der letztere auf einem schlecht sah. Dazu waren Zorn und Rachgefühl Lord North's Natur ganz fremd und wurden nur gelegentlich zu besondern Zwecken aufgeboten. Einer fortdauernden Feindschaft war er gar nicht fähig, wiewohl er gegen die, welche ihn aus niedrigen und gewinnsüchtigen Gründen verließen, Verachtung fühlte und zuweilen auch aussprach.

So sehr er auch stets in den letzten Jahren seiner Verwaltung im Parlement gereizt, geneckt und gepeinigt wurde, zeigte er doch niemals einen Wunsch, die Sitzung aufgelößt zu sehen; im Gegentheil haben, die ihn am besten kannten, gemeint, ob er auch wohl Dank verdiene, daß er das Unterhaus in seinem Sitzungen erhalten habe? In der That war diese Versammlung eine Bühne, wo Er die erste Rolle spielte, alle Aufmerksamkeit auf sich zog, und seine Gewandtheit ihn wohl eben so bemerkt machte,

als seine Ministerstelle. Wenn er das Budjet eröffnete, galt er für ganz besonders deutlich, klar und gewandt. In dieser Hinsicht war es für seine Freunde und Anwalte ein Triumph, ihn zu hören, wenn er den Bestand des Nationaleinkommens darlegte, oder neue Geldlasten auflegte. Ich wohnte dieser so schwierigen Auseinandersetzung zweimal bei; zuerst 1781 und dann im Jahre darauf. Er verdiente auch das ihm gespendete Lob gar sehr, besonders wenn man den etwas ungeschickten Lord John Cavendish im Jahr 1783 mit ihm verglich. Aber mit dem verstorbenen Pitt konnte er sich nicht messen. Dieser hatte bei diesen, wie allen übrigen, Gelegenheiten eine Deutlichkeit, eine Beredtsamkeit und ein Talent, welche gleich bewundernswürdig waren. Lange zog er die Zuhörer mit sich fort in alle nur mögliche Berechnungen, ließ keinen Punkt dunkel und unerörtert und am Ende brach das Haus in lärmende Bewunderung aus.

Lord North konnte sich ohne Mühe, ich möchte sagen, mit gemüthlicher Würde von seinen Staatsdiensten im Unterhause zu den niedrigsten Pflichten eines besondern Mitgliedes herablassen. Im Frühling 1781, als durch Ballotirung der geheime Ausschuß zur Untersuchung der Ursachen des Kriegs im Carnatik niedergesetzt, ward ich zum Scrutinium ernannt, um die Namen der dazu auserlesenen Personen zu untersuchen. Als das Haus aufzubrechen im Begriff war, standen wir um die Tafel und einige Stimmen riefen Lord North als Scrutinierer aus. Weit entfernt dieß Geschäft abzulehnen, was ihm sehr leicht gewesen wäre, begab er sich sogleich mit den ernannten Mitgliedern auf eines der Zimmer des Ausschusses. Wir saßen lange, ehe die Untersuchung beendigt ward. War er nun auch einer der schlechtesten Scrutinierer, so war er doch gewiß der angenehmste und beste Gesellschafter. Er

hatte einen classisch gebildeten, kenntnißreichen und von Witz belebten, wie von guter Laune gesänftigten Geist. In seiner Jugend war er Europa ziemlich durchreis't und kannte das feste Land genau. Er sprach Französisch mit Leichtigkeit und war auch in den Schriften des Alterthums bewandert. Langeweile hatte man in seiner Gesellschaft niemals. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens, wo er beinahe ganz blind war und immer kränkelte, verließ ihn doch sein Gleichmuth, seine Heiterkeit und Unterhaltungsgabe nicht. Ich habe ihn da höchst liebenswürdig gesehen.

Als Staatsmann gaben ihm seine Feinde Unschlüssigkeit schuld; aber eher hätte man ihn der Lässigkeit und Saumseligkeit bezüchtigen können. Er liebte sehr, die Sachen hinaus zu schieben, obgleich er, wenn es Entscheidung galt, fest auf seinem Entschluß beharrte. Nie war ein Minister unbestechlicher und minder gewinnsüchtig. Nach zwölfjähriger Verwaltung hatte er sich kein Vermögen erworben. Als er seine Stelle niederlegte, war er keineswegs wohlhabend und hatte eine starke Familie. Seine Gegner warfen ihm auch vor, daß, wiewohl er selbst sich nicht zu unwürdigen Bereicherungsmitteln erniedrigen konnte, er doch denen, die unter ihm standen, Geldschneiderei gestattete. Als Sawbridge sprach, rief er mit Cato hierüber aus: „Fluch seinen Tugenden! sie haben sein Vaterland zu Grunde gerichtet.“ Einen ähnlichen Vorwurf machte man Pitt, der, nachdem er fast Lebenslang erster Minister gewesen, nur Schulden hinterließ. Nie aber ist es in Jemandes Sinn gekommen, Lord North, oder Pitt zu beschuldigen, daß sie mit Staatscapitalien unziemlich gewuchert, oder ihre ministerielle Kunde zu Privatgelderwerb mißbraucht hätten. Der große

Mangel in Lord North's Regierung entstand aus der Bequemheit seines Wesens, womit er zuweilen Maaßregeln annahm, oder vertheidigte, die sein Verstand gar nicht billigte. Ein zweites, vielleicht größeres, aus seiner Leichtigkeit und seinem Mangel an Nachdruck entsprungenes Uebel, war, daß er nicht, wie der große Earl von Chatham, die übrigen Mitglieder des Cabinets hinlänglich im Zaume hielt; unter ihm machte fast jedes eine Art unabhängiger Behörde aus. Sie waren wirklich eher ihm gleich, als untergeben, wie sie eigentlich sollten, und oft litt das Ganze unter ihrer Uneinigkeit und ihren Privaterbitterungen.

Politischen Muth kann man ihm nicht füglich absprechen. Bedenkt man, daß seine Verwaltung so lange dauerte, als die von fünf Ministern vor ihm, nämlich Pitt, Lord Bute, Mr. Grenville, Lord Rockingham, und Herzog Grafton zusammengenommen, und in wie mißlichen und gefährlichen Zeiten er am Ruder stand, besonders während des Americanischen Kriegs und den Aufständen im Jun. 1780, so muß man ihm Standhaftigkeit zugestehen. Auch seine endliche Abdankung im Jahr 1782 entstand, davon bin ich überzeugt, mehr aus Mißbehagen und Ueberdruß, ja Verzweiflung, als aus persönlicher Furcht. Wiewohl er im Gespräch oder in öffentlichen Erörterungen nicht unachtsam war, war er doch in vielerlei Hinsicht unglaublich sorglos. Einer aus dem Cabinet sagte mir, ihm Staatspapiere anzuvertrauen sey gefährlich gewesen, weil er sie beständig verlegt, oder vergessen habe. Ein höchst wichtiger Brief des Königs an ihn, den er verloren hatte, fand sich nach langem Suchen ganz offen aufgeschlagen im Badezimmer. Zwischen ihm und Sr. Maj. herrschte eine große gegenseitige Zuneigung, wie

natürlich, da sie so viele Jahre manche schwere Stürme zusammen überstanden hatten. In letzterem ward diese Anhänglichkeit zwar erschüttert und unterbrochen, als im Jahre 1783 Lord North sich mit Fox verband, aber nachher, als Lord North blind ward, lebte sie wieder auf, und der König bemitleidete ihn außerordentlich. Wahrscheinlich vermuthete er damals noch nicht, daß ihn dasselbe Unglück heimsuchen würde.

Außer seinen ministeriellen Geschäften war Lord North auch Lord Obervorsteher der fünf Häven, und Lady North genoß das Landleben in Bushy Park. Dort besonders erschien er, umgeben von seiner Familie, ganz als ein Gegenstand der Liebe und Achtung, alles Prunks entladen, Heiterkeit und gute Laune rings umher verbreitend. Selbst die dem Minister entgegen waren, liebten unwillkürlich den Menschen. Ich habe, was ich hier sage, selbst mit angesehen.

Der Earl von Guildford, Lord Norths Vater erreichte ein sehr hohes Alter, ich glaube sechs und achtzig Jahr, und starb nur zwei Jahre früher als sein Sohn. Lord North blieb, wie sein Vorgänger, Sir Robert Walpole, fast lebenslänglich Mitglied des Hauses der Gemeinen. Lord Guildford war dreimal verheirathet; Dr. North, der jetzige Bischof von Winchester war Sohn seiner zweiten, Lord North aus der ersten Ehe. Der Minister sicherte seinem Bruder den Heimfall, wenn ich es so nennen darf, des Bisthums Winchester durch einen gewandten Griff. Denn als durch Dr. Drummond's Tod das Erzbisthum York erledigt war, hielt Lord North, wiewohl er wußte, daß der König den damaligen Bischof von Chester Dr. Mackham, dazu bestimmt hatte, dennoch darum für Dr.

North an. Da er wußte, er würde abgewiesen werden, so brauchte er dieß für seinen eigentlichen Zweck Winchester, welches wegen Alterschwäche des Dr. Thomas bald erledigt werden mußte. Als Lord North sein Gesuch anbrachte, erwiederte der König, es sey unmöglich, der Bischof von Chester müsse das Erz-Bisthum York erhalten. Der Minister drang in ihn, der König blieb fest und erwähnte, welche Verbindlichkeit er gegen Dr. Mackham, als Erzieher des Prinzen von Wales, habe. „So werden denn Ew. Maj." sprach Lord North, „hoffentlich nichts dagegen haben, meinem Bruder Winchester, sobald es erledigt wird, zu ertheilen?" „O auf alle Fälle," antwortete der König, „verlassen Sie sich darauf!" Ein Versprechen, welches bald darauf in Erfüllung gieng!

Noch eins will ich zuletzt über Lord North bemerken. Kann er nicht, wie der erste oder zweite Pitt, für einen großen Staatsmann im umfassendsten Sinne des Worts gelten, wiewohl er, fast während seiner ganzen Verwaltung, ein eben so unglücklicher, als ungeliebter Minister war, so hatte er doch die ausgezeichnetesten Ansprüche auf die Achtung der Nation. Der Americanische Krieg drückte ihn nieder; eine Last, die wohl den großen Chatham selbst niedergedrückt hätte! Lord North, der von seinen Landsleuten wenig, durch den Erfolg des Kriegs gar nicht unterstützt ward, konnte bloß bei der Krone Schutz gegen das öffentliche Murren in und außer dem Parlemente suchen. In Ertheilung der Ehren und Würden war er weit kärger als sein Nachfolger. Dieß beweiset die Liste der Pairstellen zwischen 1770 und 1782, verglichen mit den von Pitt, in eben so viel Zeit ertheilten. Auch mit den Staatsgeldern war Lord North nicht so verschwenderisch, wie Pitt, so sehr man auch seine Nachlässigkeit in Führung der

Finanzgeschäfte gerügt hat. Nie ist einer der ihm untergeordneten Minister, oder ein Cabinets Mitglied der Verminderung oder der übeln Verwendung von Summen, die durch seine Hände giengen, angeklagt, wie wir es 1806 erlebt haben.

Als Mensch war Lord North in jeder Hinsicht, selbst noch in seiner Schwäche, höchst liebenswürdig. Hierin erhebt er sich über jeden ersten Minister Englands im ganzen achtzehnten Jahrhundert, auch Lord Godolphin, Mr. Pelham, oder Marquis Rockingham nicht ausgenommen. Die beiden erstern beschuldigte man mit Recht leidenschaftlicher Spielsucht, welche Lord North gar nicht kannte. Burnet, der dieß von Godolphin erzählt, sagt: „er liebte das Spiel mehr, als irgend ein mir bekannter Geschäftsmann, und gab dafür den Grund an, weil es ihn der Mühe viel zu sprechen überhebe." Dodnigton, der dasselbe von Pelham berichtet, setzt hinzu: er habe es sorgfältigst verborgen. Lord North hatte geistigere Hülfsquellen in sich. Rockingham war kinderlos, und Lord Bute's Heerd war eben auch nicht durch gleiche Herzensergießung, gleiche Ungezwungenheit, oder gleich sprudelnde Phantasie und Verstand ausgezeichnet. Sein nächster Vorgänger, der Herzog Grafton, über welchen Junius, wenn er von seinen häuslichen Eigenschaften spricht, bemerkt: „Ihre Gnaden haben jetzt den ganzen politischen Thierkreis durchgemacht, vom Scorpion an, in welchem Sie Lord Chatham stachen, bis zu den Hoffnungen einer Jungfrau im Hause Bloomsbury," konnte mit Lord North gar nicht im Vergleich kommen. Wollte man ihm Jemand an die Seite setzen, so müßte man bis zu Wriothesley, Earl von Southampton, oder Hyde, Earl von Clarendon, zurückgehen.

Staatssecretär für das nördliche Departement (Northern Dep.) war damals Lord Stormont, der einen großen Theil seines Lebens in diplomatischen Geschäften auf dem festen Lande, vorzüglich an den Höfen zu Dresden und Wien zugebracht hatte und nothwendig das Interesse und die Politik Europa's sehr gut kennen mußte. Troz dem hat er bei seiner neulichen Sendung nach Paris nicht besondere Wachsamkeit und Scharfblick bewiesen; denn er wurde, wie man allgemein glaubte, durch Maurepas und Vergennes Betheuerungen und Kunstgriffe vor dem offenen Einmischen Frankreichs in den Americanischen Krieg hintergangen oder geködert. Seine nähere Verbindung mit dem Earl von Mansfield, dessen Neffe und Seitenverwandter er war, machte ihn weniger beim Volke, als in St. James angenehm. Daß er fleißig war, gestanden ihm selbst seine Feinde zu, und wenn er im Hause der Pairs aufstand, bewies er vollkommene Einsicht in die Sache, wovon die Rede war, eine große Bestimmtheit des Ausdrucks und Kraft der Beweise.

Dem Earl von Hillsborough, der das südliche Departement (Southern Dep.) hatte, fehlte es weder an Geschick, noch Aufmerksamkeit für Staatsgeschäfte, aber seine Naturgaben, so tüchtig sie waren, erhoben sich doch nicht über das Mittelmäßige. Er schien seine politische und persönliche Erhebung mehr gesundem Verstande, Scharfblick und Gewandtheit, als irgend einer andern geistigen Ueberlegenheit zu danken. In der Sizung 1781, als er im Oberhause amtlich die in Bengalen ergriffenen Maaßregeln erklären, oder rechtfertigen sollte, sah ich ihn in großer Verlegenheit. Dieß rührte von der Unkunde der Namen, Oerter und Umstände auf diesem Theil der Erde her, welche ihm als Staatssecretär für Ostindien freilich

hätten bekannt seyn sollen. Indeß hatten damals Wenige außer denen, die selbst in Indien gewesen waren, genaue Kunde von den Angelegenheiten der Compagnie. Dafür könnte ich viel Beweise anführen. Im Februar 1782, als Lord Shelburne im Hause der Pairs eines Königs, oder Oberrajahs der Mahratten erwähnte, glaubte er der Lordschaft die Natur und Beschränktheit dieser sogenannten Souverainetät erklären zu müssen, womit sowohl als mit dem Peishwa, oder Lenker des Marattenreichs, neun Zehntel seiner Zuhörer ganz unbekannt waren. Ich erinnere mich noch des gewissermaaßen lächerlichen Staunens im Unterhause, als Gouverneur Johnstone zuerst den Haven Trincomalé auf der Insel Ceylan erwähnte und beschrieb, wovon bis dahin die Meisten nichts gehört haben mochten. Wiewohl Hyder Aly's Einbruch in den Carnatik im Jahr 1780 die Aufmerksamkeit der Nation sehr auf diesen Gegenstand leitete, so war es doch eigentlich Foxens merkwürdige Bill, die kurz darauf mit Hastings Proceß erfolgte, welche den Eifer für Kenntniß des Orients über das ganze Königreich verbreitete.

Aber Lord George Germain, der Vorsitzer des Americanischen Departements, erwarb sich aus mehreren Gründen weit mehr die öffentliche Achtung, als irgend ein anderer Staatssecretär. Seine Geschicklichkeit, der Umstand, daß er Glied des Unterhauses war, selbst seine frühern Lebensereignisse, als er die Britische Macht in Teutschland befehligte, und vor allen der Zweck des Kriegs, in welchem wir begriffen waren, und der 1781 noch eine Unterwerfung der aufrührerischen Colonie galt; diese Umstände zusammengenommen, machten ihn nach Lord North zum bedeutendsten Manne in der Reichsverwaltung. Da ich die Ehre hatte sein Freund zu seyn und in den

letzten Jahren seines Lebens auf sehr vertrautem Fuß mit ihm stand, so darf ich sagen, daß ich ihn sehr wohl gekannt habe. Auch will ich gar nicht läugnen, daß ich sein Andenken partheiisch ehre; darum aber werde ich keine Thatsache verkehren, oder anders darstellen. Er hatte damals sein fünf und sechszigstes Jahr zurückgelegt; aber ein rüstiger Körperbau, und eine kräftige Constitution sicherten ihm eine fast ununterbrochene Gesundheit bei vollem Kraftgebrauch. Von Person war er beinahe sechs Fuß, starkgliederig und körperlicher, wie geistiger Anstrengung fähig. Sein Gesicht verrieth Verstand, vorzüglich sein lebhaftes, scharfes Auge. Bei der ersten Bekanntschaft schien sein Ansehen und Benehmen stolze Zurückhaltung, aber in geschlossener Gesellschaft war Niemand unbewundener und anspruchloser. In seiner Familie — er speis'te selten auswärts — und in Gesellschaft einiger auserlesener Freunde, vergaß er bald die Mühseligkeiten des Geschäftslebens, das Herbe der Erörterungen und die Plackereien des Amts. Selbst nach der spätesten im Hause der Gemeinen zugebrachten Nachtzeit setzte er sich noch zu Tische, trank ein Nösel Claret und überschaute die Vorfälle des Abends. Da ward sein Gespräch sehr unterhaltend, mit seltsamen, im Laufe eines langen Lebens in höhern Kreisen, in den wichtigsten Geschäften in England, Ireland, Schottland und auf dem festen Lande gesammelten Anekdoten gewürzt, die geheime Geschichte der gegenwärtigen und der beiden vorhergegangenen Regierungen umfassend.

Wiewohl Lord George Germain von hoher Geburt war, entsprach ihr doch seine Erziehung gar nicht und er mochte wohl das Meiste seiner Natur verdanken. Zwar war er auf der Schule zu Dublin gewesen, hatte aber wenig Unterricht aus Büchern und nachher auch nicht be-

sonders viel gelesen. Noch nach seiner Zurückziehung vom Staatsleben, in Drayton, wo er eine schöne Büchersammlung hatte, sah er selten ein Buch an, außer auf kurze Zeit, wenn er vom Laufen, Jagen, Reiten oder andern Bewegungen zurückkam. In seiner Jugend hatte er mit seinem Vater, dem Herzog von Dorset, Paris besucht und war der Französischen Sprache mächtig; aber Horaz, Tacitus, oder Cicero kannte er wenig. Seine Einweihung in das Staats- und Parlementsleben geschah zu früh, als daß er seinen Geist hätte classisch bilden können. Die Englische Geschichte kannte er von Elisabeth an, während welcher beinahe zweihundertjährigen Periode mancher seiner Ahnen fast immer Sitz, ja zuweilen Vorsitz in den fürstlichen Berathungen gehabt hatte. Die frühere Geschichte aber kannte er nicht. Dagegen hatte er selbst viel erlebt, noch mehr von Andern gehört, ergriff Alles, was sich seinem Verstande bot, leicht, und vergaß nichts.

In Geschäften war er rasch, aber klar und genau, in seinem Style etwas nachlässig; es war der Styl eines Weltmannes — ungesucht, oft sorglos, selbst in amtlichen Depeschen. Aber Dunkelheit oder Zweideutigkeit konnte man ihm nicht vorwerfen. In dringenden Fällen war er anhaltend fleißig, brachte aber dessen ungeachtet wenig Zeit am Schreibpult, oder auf seinem Zimmer zu und als er Staatssecretär zu mißlicher Zeit war, wo jeder Eilbote die unglücklichsten Nachrichten brachte oder bringen konnte, hätte wohl Niemand, der ihn bei Tisch, oder Abends in seinem Gesellschaftszimmer sah, aus Benehmen und Gespräch errathen können, daß die Verantwortlichkeit des Americanischen Kriegs hauptsächlich auf seinen Schultern lag. Dem König persönlich lieber mochte mehr als ein Mitglied des Cabinets seyn, aber Keiner übte das Vorrecht

frei zu sprechen, wie er. Lord George wagte selten um eine Vergünstigung zu bitten, that er es aber einmal, so gieng er nicht ab, bis er seinen Zweck erreicht hatte. Dr. Eliot, der damals als Arzt Ruf, und von dessen ärztlicher Erfahrung Lord George eine hohe Meinung hatte, ersuchte ihn, sich bei Hofe für ihn zu verwenden, daß er Baronet würde. Der König, der Eliot persönlich nicht leiden konnte und seine Talente in seinem Fach eben so unbefangen ansah, war sehr dagegen. Endlich bewilligte er es, sagte aber: „Gut, Lord! mag es denn seyn, weil Sie es wünschen; aber, merken Sie wohl, mein Arzt wird er nicht.“ „Nein, Sire,“ erwiederte Lord George mit einer Verbeugung, „er wird Ew. Maj. Baronet, und mein Arzt.“ Der König lachte, und Eliot ward Baronet.

Im Hause der Gemeinen ward Lord George, bis auf die letzte Stunde, stets auf das ernstlichste und schärfste von der Opposition angegriffen. Sie hoffte immer seiner Reizbarkeit das Geheimniß, oder die Thatsache zu entlocken, das sie Lord Norths Lässigkeit und Ruhe nicht hatte abgewinnen können. Dieß gelang häufig; denn Lord George, von oft ersonnenen, häufig ungerechten und immer übertriebenen Vorwürfen gereizt, fuhr gewöhnlich früher, oder später auf und verrieth den Gegnern manchmal, was sie wissen wollten. Er sprach, wie er schrieb, ohne lange Ueberlegung, wie ihn der Anlaß trieb, eher lebhaft als correct, heftig, aber nicht ohne Würde. Seine Stimme war kräftig, seine Gestalt empfehlend, obgleich er sich nicht immer besaß, noch die gehörige Kälte hatte. Dieß benutzten seine Opponenten, die es wohl wußten. Andernseits aber gewährte ihm die Schärfe seines Gesichts einen großen Vortheil vor Lord North. Kaum hatte Lord George seinen Sitz auf der Schatzkammer-Bank eingenommen, so über-

schaute er mit einem Blick die Oppositionsbänke, sah, wer gegenwärtig war, wer fehlte, und schloß — nun auf das Tagesgeschäft. Er pflegte zu sagen: wer dieß Vermögen üben könne, könne Alles im Hause sehen; mit dem Ohre höre man ja nur Declamationen. Niemand verstand das Parlement besser zu behandeln und eine Erörterung nach jedesmaliger Stimmung, oder Natur der anwesenden Mitglieder zu verlängern oder zu beschleunigen, und was sonst dabei nöthig ist. Dieß hatte er in zwei langen und ernsten Lehrjahren in Ireland, als Secretär seines Vaters, des Herzogs von Dorset, als er nachher Lord Lieutenant des Königreichs war, gelernt. An politischem Muth und Festigkeit fehlte es ihm nicht. Ich habe ihn in Lagen gesehen, wo es dieß gerade galt, gegen das Ende des Americanischen Kriegs, als Nachricht von Lord Cornwallis Ergebung in York-Town kam; ein Unglück, das nicht abzustellen war und ganz auf ihn zurückfiel!

Wenn man Lord George's Charakter untersucht, so kann man nicht umhin, an die Mindener Geschichte zu denken, und mein Stillschweigen darüber würde meine Ueberzeugung von der Gerechtigkeit des über ihn gefällten Spruchs des Kriegsgerichts auszudrücken scheinen. Andernseits fühle ich freilich, daß selbst nach mehr als einem halben Jahrhundert die Sache doch sehr zart und gehässig ist. Da jedoch persönlicher und politischer Muth, so unähnlich sie auch wohl sind, gemeiniglich für innig verschmolzen gelten, da wir nicht geneigt sind, andere Tugenden an einem Manne zuzugestehen, oder gehörig zu würdigen, dem es an der erstern jener wesentlichen Eigenschaften fehlt, da das allgemeine Vorurtheil gegen Lord George ist, und ich wohl über die Sache einigermaßen unterrichtet bin, so will ich in der Kürze einiges darüber angeben.

Auf seine Abkunft will ich kein Gewicht legen; wir wissen Alle, daß die größten Häuser die entartetsten Nachkommen gehabt haben, wovon unsere Zeit Beispiele die Fülle liefert. Indeß ist es ein Anreiz zu edlen Thaten, wenn wir von solchen abstammen, welche sie übten. Der merkwürdige Brief Eduards, Earls von Dorset, worin sein Zweikampf mit Lord Bruce unter Jacob I. beschrieben wird, und das berühmte Lied Karls, Earls von Dorset, Lord George's Großvaters, geschrieben in der Nacht vor dem Treffen zwischen der Englischen und Holländischen, von Opdam befehligten, Flotte unter Karl II., welches anfängt: To all you Ladies now on land — diese beiden Producte, die so bekannt sind, als die Sprache, worin sie verfaßt sind, beweisen hinlänglich, daß er von Männern von Muth abstammte. Sein Großvater mütterlicherseits, Marschall Colyear, Bruder des ersten Earl von Portmore und Gouverneur von Namur, mit welchem Lord George in seiner Jugendzeit lange zusammenlebte, war in allen Belagerungen und Schlachten in den Niederlanden unter Wilhelm III. grau geworden. So bald England an dem durch Marien Theresens Thronbesteigung im Jahr 1743 veranlaßten Kriege Theil nahm, ward Lord George auf das feste Land gesendet, diente dort, wenn nicht ausgezeichnet, doch gewiß ganz untadelich unter Lord Stair und Sr. verstorbenen Majestät. Im J. 1745, in der Schlacht von Fontenoy, wo mehrere Officiere blieben, bekam er eine Flintenkugel in die Brust, und ward nebst vielen Andern auf einen Wagen geworfen. Er hatte die Uniform, die er damals trug, aufgehoben, die ich auch sah und untersuchte. Die Kugelspur war da und an dem bemerkten Flecke, auch andere Löcher in den Rockschößen. Während des Aufruhrs daheim, welcher auf die Niederlage bei Fontenoy folgte, ward er in sein Va=

terland zurückberufen, und begleitete Wilhelm, Herzog von Cumberland, vom Anfang bis zum Ende des Aufstandes in Schottland. Hier hat man seine Dienste sehr gelobt.

Unter Dorset's Papieren, die ich gesehen habe, fanden sich auch Briefe von ihm an den Herzog seinen Vater, welche mehrere interessante Vorfälle der Jahre 1745 und 1746, wo er in den Hochlanden gegen die Empörer diente, enthalten. Als 1756 der Krieg ausbrach, begleitete er den verstorbenen Herzog Marlborough auf den abspringenden Feldzügen nach der Küste der Normandie und Bretange, als wir St. Malo beschossen und Cherburgh zerstörten. Nach des Herzogs Tode zu Münster, gegen Ende des Jahres 1758 commandirte Lord George bekanntlich im darauf folgenden Feldzuge, besonders in der Schlacht bei Minden, die Engländer. Daß er damals nicht so schnell, als zu wünschen war, mit der Reiterei vorrückte, daß sein Säumen in Hinsicht auf den National-Ruhm immer zu beklagen ist, weil, wenn er vorgerückt wäre, die Niederlage des Feindes vollständiger gewesen wäre; daß er mithin ganz recht getadelt ward, — wenn wir die Folge und nicht die Beweggründe bedenken — dieß Alles muß man seinen Anklägern einräumen. Aber es fragt sich nur, ob er eine solche Nachlässigkeit, die Cavalerie nicht anrücken zu lassen, bewiesen, nachdem er Prinz Ferdinand's Befehle dazu bekommen, so daß man ihn der Widerspenstigkeit, oder der Feigheit zeihen könne?

Die Aussagen der Obristlieutenants Ligonier, Sloper und Fitzroy scheinen ihn allerdings eines oder des andern zu bezüchtigen. Aber eben so vollständig entschuldigen ihn der Beweis des Obristlieutenants Hotham und das ausdrückliche Zeugniß der Hauptleute Lloyd und Smith, zweier

seiner Adjutanten. Hotham und Smith warfen sogar, wenn nicht positive, doch negative Zweifel auf, über die Genauigkeit, um nicht zu sagen die Wahrheit, des von Fitzroy und Ligonier behaupteten Gesprächs mit Lord George, als sie ihm nachher Prinz Ferdinand's Befehle überbrachten. Hauptmann Smith, Sir Sidney Smith's Vater, kannte ich sehr genau; er war ein ausgezeichnet muthiger, höchst gewissenhafter und wahrheitliebender Mann. Er hatte keinen Gedanken daran, daß Lord George aus unziemlichen persönlichen Gründen bei Minden nicht vorgerückt sei. Die Thatsache war offenbar, selbst nach Fitzroy's, Sloper's und Ligonier's Zeugniß, daß entweder Prinz Ferdinand's Befehle in sich widersprechend waren, oder von den Adjutanten mißverstanden, oder auch unvollständig überbracht wurden. Unter diesen Umständen zeigte sich Lord George augenscheinlich unschlüssig. Erst hielt er an, und nachher ließ er die Reiterei nicht so schnell anrücken, als die gänzliche Niederlage des Feindes es erforderte. Dergleichen ereignet sich wohl in jedem großen Treffen. Aber vergiebt die Welt auch Ausbrüche unbesonnenen Muths, so verzeiht sie nicht die mindeste Nachlässigkeit im Felde. Dem Prinzen Rupert, der Karl I. durch ungestüme Tapferkeit die drei wichtigen Schlachten bei Edge Hill, Marston Moor, und Naseby verlor, verzeiht die Nachwelt; aber Admiral Byng und Lord George Sackville bleiben mit Schuld belastet.

Ueberraschend bleibt es aber doch, daß Prinz Ferdinand, wiewohl er in dem Generalbefehl am Tage nach der Schlacht Lord Georges angebliches Mißverhalten andeutet, doch in den ersten Depeschen, welche die Siegesnachricht enthalten, desselben nicht im mindesten erwähnt, und etliche Tage vergiengen, ehe der Prinz eine förmliche Anklage gegen ihn erhob. Ich habe unter Dorsets Pa=

pieren eine Folge von Briefen Lord George's an seinen Vater gesehen, die während dieses Feldzugs vom Bundesheer aus geschrieben waren und bis auf wenig Tage vor der Slchacht giengen. Auch habe ich Noten an Lionel, Herzog von Dorset, von der auswärtigen Staatssecretär-Behörde über die Ankunft der amtlichen Nachricht vom Treffen gelesen. Darin wird dem Herzog zu dem Ergebniß einer, für das Vaterland so ruhmvollen Schlacht, Glück gewünscht, woran er nothwendig tiefen persönlichen Antheil nehmen müsse; aber kein Wort, keine Spur von Lord George's angeblicher Muthlosigkeit! Es scheint, als hätte die Anklage eigentlich unmittelbar nach der That folgen sollen.

Georg II. war damals — dieß muß bemerkt werden — beinahe sechs und siebenzig Jahr, bekanntlich für seinen Verwandten und Landsmann Prinz Ferdinand sehr eingenommen, und natürlich ärgerlich über ein Ereigniß, das, wenn es auch öffentlich als bloßer Mißverstand oder Irrthum in den Befehlen anerkannt wurde, doch auch wegen der nachtheiligen Folgen zu beklagen war. Unter diesen Umständen hatte das Kriegsgericht Statt und des Königs Gesinnung, hinsichtlich Lord George's möglicher Schuld, war landkundig. Es ist Thatsache, daß Se. Maj. ihm einen Boten sendete, der ihm seinen Entschluß kund that, das Kriegsgerichtsurtheil ohne Milderung zu vollstrecken, wie es auch ausfalle. Lord George ward im März 1760 angeklagt. Wäre der König im Oct. 1759 statt 1760 gestorben, wäre nicht vielleicht das Resultat unter einer neuen Regierung minder streng ausgefallen?

In den Jahren 1759 und 1760 stand Prinz Ferdinand von Braunschweig sehr hoch in der Meinung des Englischen Volks, und ward nur dem protestantischen

Helden, wie damals Friedrich, König von Preußen sehr abgeschmackt genannt wurde, untergeordnet. Aber dieß dauerte nicht lange. Schon im Januar 1761 sieht man aus Dodington's Tagebuch, wie tief er in der allgemeinen Achtung gefallen war, und welche ernste Anklagen man gegen ihn erhob. Dodington, welcher ein Gespräch, das er damals mit dem Earl von Bute hatte, erzählt, sagt: „ich sagte ihm, ich dächte, Prinz Ferdinand wäre unter dem Heer so unbeliebt geworden, als er vorher geliebt gewesen, er wäre dreier Hauptunterschleife angeklagt worden. Der erste war, daß er vollständigen Sold für ein unvollständiges Corps verlangt; der zweite, daß von all den verheerenden Brandschatzungen nicht Ein Schilling zu öffentlicher Kunde gekommen; der dritte, daß er gut Geld bekommen, die Truppen aber in schlechtem, zu hohem Betrag und Abzug ausgezahlt." Diese Klagen scheinen nie widerlegt worden zu seyn. Wenn also Lord George's Anschuldigung eben so klar erwiesen war, wie kam es, daß man ihn nur cassirte?

Lord George's Zweikampf mit Gouverneur Johnstone ist bekannt. Sein Gegner selbst gesteht ihm bei dieser Gelegenheit vollkommene Fassung und Muth zu; so ruhig erwartete er des Gouverneurs Schuß. Lord Sydney, damals Mr. Townsend, sein Secundant, bezeugte auch seine Kaltblütigkeit. Wie hatte nun so ein Mann vor Minden sich mit Schande beladen können? Auch persönliche Erbitterung gegen Prinz Ferdinand kann keinen Einfluß auf ihn gehabt haben. Offenbar rührte das ganze Unglück aus Prinz Ferdinand's zweideutigen, oder sich widersprechenden Befehlen her. Der Englische Befehlshaber soll sie absichtlich mißverstanden haben? Wo ist denn der Beweis? Hauptmann Ligonier bringt einen Befehl für

die ganze Reiterei, vorzurücken. Obrist Fitzroy befiehlt fast in dem nämlichen Augenblicke, nur die Englische Reiterei soll vorrücken. Lord George hält die Reiterei an, sprengt zum Prinzen Ferdinand, seinen persönlichen Befehl zu hohlen In diesem Aufschub mochte der Fehler liegen und das Publicum mochte darüber um so mehr zürnen, da Prinz Ferdinand sagte, wenn Marquis Granby an der Spitze der Reiterei des rechten Flügels gestanden, so wäre er überzeugt, die Entscheidung dieses Tags wäre noch vollständiger und glänzender ausgefallen. Dieß beweiset ja aber noch nicht Lord George's absichtlichen Mißdeutung der Befehle, oder seinen Ungehorsam. Warum sandte der Prinz nicht einen seiner Befehle schriftlich?

Der Earl von Sandwich, der zehn Jahr an der Spitze der Admiralität gestanden, hatte, nach dem Geständniß Aller, große Talente, großen Eifer und war mit den Staatsgeschäften lange vertraut. Gleichwohl war er als ausnehmender Freund des Witzes, der Tafelfreuden und des Vergnügens, früh in das öffentliche Leben eingetreten, und von Mr. Pelham, damaligem ersten Minister, als einer der Bevollmächtigten 1748 zum Aachner Vertrag gesendet worden. In all' seinen Amtsverrichtungen war er deutlich und fertig. Kein Seeofficier, der sein Gesuch beim ersten Lord der Admiralität anbrachte, wartete auf Antwort, und er pflegte zu sagen: „wenn Jeder seine Sache darlegt und seinen Namen unter die erste Seite setzt, so gebe ich ihm sogleich Antwort. Muß ich aber das Blatt umwenden, so muß er warten, bis ich Muße habe.“ Wie lakonisch, aber nachdrücklich, gedrängt und ernst er schreiben konnte, zeigte er in seiner merkwürdigen Note an Mr. Eden, nachmaligen Lord Auckland. Als dieser 1786 seine politischen Freunde verließ, um sich an Pitt zu schließen, der ihn nach Paris sendete,

über den Handelsvertrag zu unterhandeln, so ließ er einen Umlauf an sie ergehen, worin er sein Benehmen erklären und rechtfertigen wollte. Lord Sandwich schrieb sogleich zurück: „Sir, Ihr Brief liegt vor mir und wird sogleich hinter mir liegen. Ich verharre Ihr unterthäniger Diener.“ Höflich, zugänglich, mit großen natürlichen Anlagen, hätte man erwarten sollen, daß er eben so sehr die Liebe des Volks, als das Vertrauen seines Fürsten erlangen würde. Aber aus manchen persönlichen und politischen Gründen war das erstere nicht der Fall. In einer frühern Periode der Regierung Sr. Maj. verbanden sich Wilkes und Churchill, seinen Charakter im Publicum anzuschwärzen. Ersterer bezeichnet in seinem Briefe an die Wahlherren von Aylesbury Paris Oct. 1764, Sandwich als den „verdorbensten Mann des Zeitalters. Churchill nennt ihn in seinem Gedicht „den Kandidat“ Lothario.

So ungerecht und übertrieben nun diese Beschuldigungen seyn mögen, muß man doch gestehen, daß der Antheil an der Denunciation des „Versuchs über die Frauen“ beim Hause der Pairs ihm den Vorwurf hintergangenen Vertrauens und die strengste Rüge des Verfassers zuzog, der ihm die unheilbarsten Wunden schlug. Wiewohl er damals schon zwei und sechzig Jahr alt war, schien doch sein ausschweifendes Leben einem Minister Karl's II. angemessener, als einem vertrauten Diener Georg's III. Sein Vermögen, welches seinem Range, seinem Aufwand und Freigebigkeit nicht entsprach, glaubte man, mache ihn bestechbar, oder doch wenigstens geneigt, Anträge anzuhören, die ein unabhängigerer Mann wohl verworfen hätte. Seine vielen und heftigen Feinde behaupteten, auch amtliche Anstellungen fänden oft Statt unter Bedingungen, welche dem ersten Lord der Admira-

lität keine Ehre machten. Seebefehlshaber an wichtigen Posten, wo vom Beutemachen große Vortheile zu ziehen stünden, hätten Mitleid mit ihrem Gönner und theilten auch wohl manchmal ihren Gelderwerb. Wie unwahrscheinlich, oder unerwiesen auch diese, unstreitig bloß von Uebelwollenden herrührenden Behauptungen seyn mochten, so erhielten sie doch allgemeinen Glauben, zumal da immer Namen und Einzelheiten hingezufügt, oder ersonnen wurden. Foxen's ganze Beredtsamkeit im Parlament, Herzog Richmond's arbeitsame Ausdauer war in mehreren aufeinander folgenden Sitzungen aufgewendet worden, das Volk ungünstig gegen ihn zu stimmen. Palliser ward als Gegenstand seiner Partheilichkeit, Keppel als Opfer seiner Verfolgung angeführt. In dem Aufstande im Jun. 1780 war er vom Pöbel als Opfer ausgezeichnet und entgieng kaum der blinden Wuth.

Lord Sandwich hatte mit vollendeter Meisterschaft eine Art von politischer Citadelle in den ministeriellen Laufgräben aufgebaut, welche kaum noch einen Befehlshaber oder Oberaufseher, als ihn, anerkannte. Das Ostindische Haus war diese Festung, wozu er die geheimen Schlüssel haben sollte. Mehrere der leitenden Directoren, worunter die beiden Sprecher waren, warteten, wie man gemeiniglich glaubt, eher des ersten Lords der Admiralität, als Lord North's Befehle ab. Dieser Einfluß zu einer Zeit, wo das Ostindische Obergericht noch nicht vorhanden war, ist unberechenbar. Er ermangelte auch nicht, ihn auf alle Weise zu unterhalten und, weil er die Wichtigkeit einsah, vertheilte er einige kleine Ehrenbezeigungen der Krone unter seine vornehmsten Anhänger in Leadenhall-Street. Bei allen großen Anlässen, wo die verborgenen Federn dieses verwickelten Triebwerks, welches

die Ostindische Compagnie hieß, in Bewegung gesetzt werden mußten, wendete man sich an Lord Sandwich. Selbst die von der Schatzkammer ergangenen Anweisungen blieben unwirksam, bis Er sie bestättigt hatte, und als der erste Minister gegen Ende des Jahres 1780 Lord Macartney zum Gouverneur von Madras an Rumbold's Statt empfahl, fand er, daß man, ehe die Admiralität mit eingriff, nicht sonderlich auf seine Wünsche geachtet hatte. Ein so ungeheures Feld ausschließlicher Gönnerschaft machte den Besitzer nicht nur unabhängig von seinen Collegen im Kabinet, sondern ihnen so gar furchtbar und er konnte mit Recht für den mächtigsten, wie gewandesten Mann in der Landesverwaltung gelten.

Lord Amherst kannte ich sehr gut. Von Person war er lang und hager, mit einer Adlernase und einem feinen Gesicht. Als Oberbefehlshaber hatte er einen Platz im Cabinet. Dem Herzog von Dorset, Lionel, verdankte er seine Anstellung bei dem Heare. Vom Privatmanne auf, aus einer guten Kentischen Familie entsprungen, aber von geringem Vermögen, erhob er sich durch militärische Talente und Glück in America zur Britischen Pairschaft. Von des Earls von Chatham Kennerblick auserwählt, war er als Wolf's Gefährte ausgesendet worden, dessen glänzende Eroberung von Quebec durch Amherst's nachherige Unterwerfung von Montreal und Ober-Canada bestättigt ward. Unter dem Schatten dieser so ehrenvoll erworbenen Lorbeeren, die ebenfalls mit dem Bathorden geschmückt wurden, schien er die Achtung, wenn nicht den Dank der Nation zu fordern. Als Individuum besaß er beide; aber in seinem Amtscharakter, an der Spitze des Heers, entgieng er dem Tadel in manchen Punkten, besonders der Kriegszucht und Dienstehre, nicht.

In einem so unglücklichen, fast hoffnungslosen Kriege, wie der Americanische, wäre Lord Amherst als Mitglied der Verwaltung troß allem Kopf, troß allen geleisteten Diensten, der Liebe des Volks nicht sicher gewesen. Aber sein ruhiges Temperament bewahrte ihn, daß er nicht gleich bei Aeußerung von Volksmißbehagen sich werfen ließ. Ich habe fast nie einen Mann von so stoischer Unempfindlichkeit, oder Selbstbeherrschung gekannt. Von Natur schweigsam und in sich gekehrt, sprach er seine Gedanken über politische Gegenstände selten aus. Selbst bei den Cabinetsmahlzeiten, die wöchentlich gehalten wurden, gab er zwar, wie mir Lord Sackville erzählte, seine entschiedene Bejahung, oder Verneinung der vorgeschlagenen Maaßregel von sich, aber immer mit wenig Worten, oft einsylbig, und die Gründe anzugeben, oder auch seine Meinung auseinander zu setzen, gieng ihm sehr schwer ein. Sein Urtheil war gesund, sein Verstand gründlich, aber weder durch Erziehung gebildet, noch durch feinere Kenntnisse erweitert.

Lord Thurlow, der damals das Großsiegel zwei bis drei Jahre hatte, genoß, obgleich der jüngste im Cabinet, in vielen Hinsichten mehr Achtung, als alle übrige. In seiner Jugend hatte er durch unablässige Bemühung und Zudringlichkeit der berühmten Herzogin von Queensbury, Gay's, Pope's und Swift's Freundin, erreicht, daß Lord Bute ihm das Staats-Beamtenkleid anzog, wonach er lange vergebens getrachtet hatte. Seine Talente hatten nachher in beiden Parlamentshäusern, wie vor Gericht, große Bewunderung erregt. Als er über sieben Jahre, von 1771 bis 78, im Hause der Gemeinen als Generalanwalt saß, unterstützte er Lord North durch seine Beredtsamkeit und Geschicklichkeit außerordentlich. Seine Versetzung in das

Haus der Pairs würde auch auf der Schatzkammer-Bank im Americanischen Kriege eine starke Lücke gelassen haben, wäre seine Stelle in den zwei folgenden Jahren nicht vollkommen durch Wedderburn ersetzt worden. Als Sprecher des Oberhauses entsprach Lord Thurlow allen Erwartungen. Seine Person, Gestalt, Stimme und Betragen waren ganz der Würde des Oberparlaments angemessen. Von dunkler Gesichtsfarbe, strengen, aber regelmäßigen Zügen, mit ernstem, gebietendem Benehmen, das man zuweilen finster nennen konnte, flößte er seinen Zuhörern Ehrfurcht ein, ehe er den Mund aufthat. Kraft, Schärfe und nachdrückliche Beweise charakterisirten seine Erörterungen. Sein umfassender Geist ergriff die zu erörternde Frage von allen Seiten und nach allen Richtungen. Lord Camden ausgenommen, der schon ziemlich bejahrt war, konnte die Opposition im Hause der Pairs keine Talente aufzeigen, die sich mit Lord Thurlow hätten messen dürfen.

Diese ausgezeichneten Gaben waren aber auch mit Fehlern vergesellschaftet. Als Lord Kanzler ward er der Lässigkeit angeklagt, indem er die Sachen zahllos anwachsen ließ. Vielleicht galt dieß von ihm, wie von allen Großsiegelbewahrern. Aber auch im Parlament hinderte ihn sein mürrisches, finsteres, störrisches, seine Vernunft zuweilen bemeisterndes Wesen, daß er nicht immer die ihm von der Natur verliehenen Gaben brauchen konnte, oder doch wenigstens ihre Wirkung verdunkelte. Im Cabinet waren diese Charaktermängel durch nichts zu besiegen. Es ist kaum glaublich, daß bei den Ministermahlzeiten, wo nach aufgehobener Tafel Staatsgegenstände erörtert wurden, Lord Thurlow gar oft nicht Theil nehmen wollte. Mehr als einmal ließ er seine Collegen sich berathen, während er finster sich in einen Stuhl streckte und

fest einschlief, oder zu schlafen schien. Hätte ich dieß nicht von einem Augenzeugen, der selbst Cabinetsmitglied war, ich würde nicht wagen, es zu erzählen.

Trotz dieser Rauheit und Herbheit, weßhalb er den Spottnamen Tiger erhielt, war er zuweilen angenehm, gesprächig und mittheilsam. Ich habe ihn zweimal so gesehen, was man um so mehr schätzen mußte, da es so selten und unerwartet kam. In seiner Jugend hatte er etwas ausschweifend gelebt, und einen Hang zum Vergnügen gezeigt, der mit den ernsten Studien des Rechts sich kaum vereinbaren ließ. Darauf spielte die Herzogin Kingston sehr unvorsichtig in ihrem Processe vor dem Hause der Lords an, als Thurlow Generalanwalt war. Wie Henley, Earl von Northington, sein Vorgänger als Kanzler, mischte Thurlow Schwüre und Flüche in sein gewöhnliches Gespräch. Am Abend seines Lebens entfesselte ihn Tafelgesellschaft und Wein Mit Mr. Rigby, Lord Gower, Lord Weymouth, Mr. Dundas und etlichen andern ausgesuchten Freunden zusammen legte er seine sich vorgeschriebene Strenge ab. Auf dem Zahlamte in Whitehall, wo Rigby damals wohnte, vergaß Lord Thurlow, daß er Häupt des Gesetzes und Staatsminister war. Bei so überschwänglichen Fähigkeiten, die jedoch mit menschlicher Schwäche gemischt waren, mußte er immer als einer der ausgezeichnetsten Männer in Georg's III. Berathungen angesehen werden.

Wir kommen nun zu den minder einflußreichen Gliedern des Cabinets. Lord Bathurst, der damals Präsident der Berathung gewesen war, schon seit der Abdankung Lord Gowers im Herbst 1779, war Sohn des berühmten Allen Bathurst, der 1711 von der Königin Anna

zum Pair ernannt worden war, und, als er starb, als der letzte des großen Vereins von geistreichen Männern angesehen werden konnte, welche das kurze und ruhmlose Ministerium Oxfords und Bolingbrokes einigermaßen berühmt machten. An ihn ist Pope's „dritte Epistel seiner moralischen Versuchen gerichtet, und er auch anderwärts wieder von Pope erwähnt. Er erlebte fast ein patriarchalisches Alter, im Besitz aller geistigen und körperlichen Kräfte, brachte den Abend seines Lebens größtentheils in den Wäldern und unter den Schatten zu, die er zu Oakley Grove in Glocestershire angelegt, und Pope verewigt hat, und genoß das seltene Glück, seinen Sohn als Großsiegelbewahrer von England zu sehen. Ich glaube, er starb 1775 und hatte die Fürstin, die ihn zum Pair erhob, sechszig Jahre überlebt.

Sein Sohn kann als der unbedeutendste Rechtsgelehrte, dem das Großsiegel im achtzehnten Jahrhundert anvertraut worden ist, angesehen werden. Aber er bekleidete sein Amt sieben bis acht Jahr, und seine Beschlüsse, als er an der Spitze der Kanzlei stand, wurden, wie man mir gesagt hat, durchgängig vom Gerichtshof weise, gerecht und untadelich gefunden. Er war der Aelteste im Cabinet, konnte aber nicht, wie sein Vater, sich rühmen, von aller Altersschwäche frei zu seyn. Es verrieth sich leiblich und geistig in ihm eine Art von Verfall. Im Parlament fand er selten Gelegenheit sich hervorzuthun; aber sein unbefleckter Charakter und seine Sittlichkeit berechtigten ihn zu allgemeiner Achtung.

Als Lord Geheimsiegelbewahrer hatte, Kraft seines Amtes, der Earl von Dartmouth eine Stelle im Cabinet. Seine nahe Verwandtschaft mit Lord North,

und lediglich diese, bewirkte seine Anstellung bei der Verwaltung; seine Mutter hatte nämlich nach ihres ersten Mannes Tode, den Earl von Guildford geheirathet. In und außer dem Parlament erregte er wenig, oder gar kein Aufsehen.

Dagegen war der Kriegssecretär, wiewohl er nicht im Cabinet war, allgemein geachtet und zog Aller Augen auf sich. Mr. Charles Jenkinson, nachher Earl von Liverpool, bekleidete diesen Posten im Jahre 1781. Wenige haben im Laufe dieser langen, ereignißreichen Regierung eine so wichtige Rolle hinter dem Staatsvorhange gespielt. Noch Wenigere haben, ohne den Vorzug hoher Geburt, oder Verwandtschafts-Verbindungen so eine persönliche und politische Bedeutenheit gewonnen. Von einer sehr ehrwürdigen Familie, die Karl II. im Jahr 1661 zur Baronetswürde erhoben hatte, entsprungen, hatte er doch beim Antritt seiner Laufbahn ein geringes Vermögen. Aber seine Talente zertheilten die Wolken, die seinen Lebensmorgen verdüsterten, gar bald. Sie empfahlen ihn Lord Bute, der damals an der Spitze der Schatzkammer stand und der Jenkinson zu seinem Privatsecretär machte; durch ihn ward er auch dem Könige persönlich bekannt. Als Lord Bute 1763 seine erste Ministerstelle niederlegte, blieb Jenkinson was er war, auch unter Bute's Nachfolger, George Grenville, und ward nicht eher abgesetzt, als bis Lord Rockingham emporkam, wo Burke für ihn eintrat. Diejenigen, welche ein fortdauerndes geheimes Verkehr zwischen Lord Bute und dem Könige vermutheten, oder behaupteten, wie die, welche Lord Bute lieber als den wirksamsten, obwohl verborgenen Beweger der Regierungsmaschine ansahen, beschuldigten Jenkinson, er sey der Mittler dieses Verkehrs gewesen. Genoß er

dieß zarte Vertrauen wirklich, so mußte er wohl, da es gegen die Verfassung und für die Freiheit des Englischen Volks gefährlich war, dem Volke Anlaß zu murren geben.

In dem Maaße als Lord Bute in das Privatleben zurücktrat und vergessen wurde, trat Jenkinson selbst, durch eigenes Verdienst hervor. In Lord North's ganzer Verwaltungsperiode, von 1770 bis 1782, war sein Verkehr mit dem König und sein Einfluß auf denselben unausgesetzt im Zunehmen, dem des ersten Ministers gleich, zuweilen ihn überwiegend und die von jenem vorgeschlagenen Maaßregeln untergrabend. So schwer erweislich auch dergleichen Behauptungen sind, und so sehr sie meines Bedünkens gegen That und Wahrheit verstoßen, wirkten sie doch mächtig auf die Masse der Nation, und wurden von allen Partheien gierig aufgenommen. Kein Verneinen von Seiten der machthabenden Personen konnte die Stimmung verwischen, die Zeitungen und Flugschriften ämsig im Königreiche verbreiteten. Im Hause der Gemeinen, wo ihre Wirkung sehr gespürt wurde, sahen die Sprecher der Opposition Lord North, wie das ganze Cabinet, beständig als das Spielzeug ungesehener Agenten an, welche allein im Besitz des Staatsgeheimnisses und Vertrauens der Krone wären. Auch Jenkinson ward unbedenklich als Bewahrer und Pfleger dieses geheimnißvollen und unerklärten Einflusses angegeben, wenn nicht ausschließlich, doch in sehr hohem Grade. Mithin war, wenn er zu sprechen auftrat, alle Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet, als wär' er das Orakel, welches die verborgenen Staatswahrheiten wüßte und verlautbarte, an welchen selbst die Minister nicht Theil nehmen sollten, und deren einziger Canal Er wäre.

Damals war er etwa vier und funfzig Jahr, und von Person über gewöhnliche Größe. Sein Gesicht finde

ich schwer zu beschreiben, da es ohne scharf gezeichnete Umrisse doch tiefen Verstand aussprach. Ueberlegung und Vorsicht lagen in jedem Zuge; seine Augen schlug er auch im Gespräch stets zur Erde. Sein Betragen hatte etwas Undurchdringliches, Unergründliches, welches Neugier weckte, und doch wieder Forschung zurückwies. Seine Feinde behaupteten, er gleiche einer blinden Laterne; und so fern ein Menschengesicht damit verglichen werden kann, war es unstreitig der Art. Selbst das Augenblinzeln machte den Vergleich nur treffender. Seine Sitten waren fein, ruhig und unanmaßlich, ernst, wohl gar kalt, aber doch ohne Stolz. In Gesellschaft war er zwar zurückhaltend, aber nicht stumm, und wiewohl behutsam bei manchen Gegenständen, bei gewöhnlichen doch mittheilsam. Er schien immer die Achtung, welche er unwillkührlich weckte, ablehnen zu wollen. Man brauchte ihn nicht lange zu kennen, um zu entdecken, daß er Menschen mehr studierte, als Bücher, und daß seine Erziehung sehr unvollkommen und beschränkt gewesen war. Nichts von Kenntnissen, wie sie aus fern besuchten Ländern mitgebracht werden! nichts von classischen Ideen und Bildern! Selbst seine Kenntniß der neuern Geschichte erstreckte sich mehr auf den, Staatswirthschaft und Handel betreffenden, Theil. Dafür aber hatte er andere nützliche und tüchtige Vorzüge.

Niemand verstand besser die Grundsätze des Handels, der Schiffahrt, der Manufacturen und der Staatseinkünfte. Er hatte über diese Gegenstände so geschrieben, daß man seine tiefe Bekanntschaft damit hinlänglich daraus ersehen konnte. Geschmeidig, geduldig, mild, arbeitsam, ausdauernd, aufmerksam, günstige Gelegenheiten, die sich boten, zu nützen, und immer kaltblütig verlor er nie den einmal gewonnenen Boden. Als Sprecher im

Hause der Gemeinen trat er selten, wenn nicht durch besondere Umstände aufgefordert, auf, und nie ermüdete er die Gedult seiner Zuhörer. Kein Strahl von Witz, Humor oder Leichtsinn zuckte durch seine Reden; er brauchte keine Metaphern, Abschweifungen, Anführungen. Alles war Sache und Geschäft. Seine Sprache hatte nichts Belebtes oder Erhabenes; kaum war sie durchaus correct, oder frei von kleinen Unzierlichkeiten. Nie aber gebrach ihm Deutlichkeit, Kürze und durchgängige Kunde der Sache. Er gemahnte mich immer wie ein Mann, der auf Steinen über einen Strom wandelt; und setzte seinen Fuß so sorglich auf jeden Stein, daß er sich den Schuh nicht naß machte.

Rigby, der einzige Kriegszahlmeister, stand in der öffentlichen Achtung kaum unter Jenkinson. Als ob er zeigen wollte, daß er unabhängig von den Ministern handle und über ihre Aufsicht erhaben sey, setzte er sich nie auf die Gouvernementsseite des Hauses; deßhalb aber leistete er der Verwaltung bei allen Gelegenheiten nicht weniger Vorschub. Wenn er im Amte war, war er unabänderlich in vollem Staatsanzuge, meist purpurn oder dunkelfarbig gekleidet, ohne Tresse oder Stickerei, ganz zugeknöpft, den Degen durch den Rockschooß gesteckt. Sein Gesicht war sehr sprechend, aber nicht geistvoll; noch weniger aber verrieth es Furchtsamkeit, oder Bescheidenheit. Das Erquickliche des Zahlgeschäfts machte sich beredt darin. Seine Sitte war rauh, aber frei, kühn, aber männlich; seine Beredtsamkeit, wie Jenkinson's, weder von Alten, noch Neueren entlehnt, sondern eigen, einfach, stark, natürlich, nicht an die Einbildung, sondern die treue Fassungskraft der Zuhörer gerichtet. Was er sagen wollte, sagte er ohne Umschweife und Declamation. Auf seiner Stirn

stand eine glückliche Verwegenheit, welches Gabe der Natur seyn mußte. Er schien das Haus, dessen Bestand als Gesamtheit er sehr wohl kannte, weder zu fürchten, noch zu achten; den Gliedern desselben schien er nie wegen Tugend, Vaterlandsliebe, oder Gemeingeist Glauben beizumessen. Seine Gesinnung sprach er unverstellt aus und von seinen Lippen befremdete sie so wenig, als sie getadelt wurde.

Wenn Jenkinson als das geheime Orakel galt, auf welches in schwierigen Fällen alle sogenannte Königsfreunde hinblickten, so war Rigby das Banner, um welches sie sich sammelten. Ihre Anzahl war beträchtlich, obwohl sie verschieden angegeben wird, und sie mögen keinesweges sich bei allen Gelegenheiten unbedingt von der Schatzkammer haben leiten lassen. Junius behandelt sie mit der gewohnten Strenge. Nach Pitt's Siege über die Coalition und der Berufung eines neuen Parlaments im Jahr 1784 gab es in jedem Theile des Hauses der Gemeinen Königsfreunde. Aber unter Lord North, als Jenkinson und Rigby, wiewohl irrig, für eingeweihter in die Krongeheimnisse galten, als der erste Minister selbst war es nicht so. Nach späten Abendsitzungen im Hause der Gemeinen versammelte sich gewöhnlich eine auserlesene Gesellschaft in dem Zahlamte, wo eine gute Tafel und Clairet alle schmerzliche Erinnerungen an Geschäfte wegspülte.

Schatzmeister des Seewesens war Mr. Welborn Ellis, der, nachdem er einige Wochen Colonialstaatssecretär gewesen, als Lord George Germain abgedankt hatte, im Winter seines Lebens von Pitt, wie viele Andere, zur Würde eines Britischen Pairs erhoben ward. Er war der Nestor des Ministeriums und Hauses der Gemeinen. In Gestalt, Sitte, Haltung, die Förmlichkeit selbst, nahm

er seinen Sitz regelmäßig auf der Schatzkammer-Bank, gekleidet, als wenn er in St. James zur Audienz gienge. Seine Beredtsamkeit war, wie er selbst, bestimmt, ernst, gezwungen, geschmacklos, mehr auf Ueberzeugung, als Erheiterung, oder Anregung der Zuhörer berechnet. Die Achtung gegen sein Alter, seinen Charakter, und seine Stelle sicherten ihm gewöhnlich mehr, als die Kraft und Neuheit seiner Beweise, geduldige Zuhörer; aber nie lauschte man ihm mit Begeisterung, und bedauerte es auch nicht, als er aufhörte, seine Talente für die Maaßregeln der Verwaltung zu verwenden.

Der Generalanwalt Wallace sowohl, als der Generalkanzleianwalt Mansfield waren Männer von anerkannten Talenten für das Parlament sowohl, als für ihr Geschäft. Gewissermaaßen ein Unglück war es für sie, daß sie Nachfolger zweier so bedeutender Männer, wie Thurlow und Wedderburn, waren, und das Haus sie eher nach diesen, als ihrem eigenen Verdienst maaß. Noch mehr verdunkelt wurden sie durch Mr. Dundas, damals Lord Anwalt von Schottland, nachmals Viscount Melville. Seine lange männliche, vortheilhafte Gestalt, sein offenes liebevolles und anmuthig sprechendes Gesicht nahmen für ihn ein. Weder die häufigen Scotticismen seiner Reden, noch ein vorzüglich nordlicher, ungeschlachter Accent konnten ihn um den bedeutenden Platz im Ministerium bringen, wozu er berechtigt war. Gerade jene Mängel der Sprache und Aussprache wurden oft durch die spaßhafte Wirkung, die sie thaten, vortheilhaft für ihn; denn sie zwangen den bittersten Gegnern ein Lächeln ab und brachten in die Persönlichkeiten der Erörterung mit unter gute Laune. Die Offenheit in seinem Benehmen, die gegen Jenkinson's bewachte Zurückhaltung so grell abstach, versöhnte oder entwaffnete einigermaßen die, deren politi-

sche Ansichten der Regierung am feindlichsten waren. Nie verbarg ein Mann tiefere Absichten der verschiedensten Art unter scheinbar sorgloserer Unaufmerksamkeit auf eignes Interesse. Er war ein Beleg zu dem: Ars est celare artem, und die scheinbare Unachtsamkeit, oder Kunstlosigkeit in seinem gewöhnlichen Benehmen machte, daß er glücklich mit Männern, die in Selbstbeherrschung eine Fertigkeit gewonnen hatten, kämpfen konnte. Seine starke, klangreiche Stimme überbot die lärmende Volksversammlung und erzwang fast Aufmerksamkeit, gerade in Augenblicken der höchsten Ungedult. Nie mied, immer begegnete er der Gefahr; die Heftigkeit der Opposition, das dem Volke Unwillkommene in den zu vertheidigenden Maaßregeln, oder die Schwierigkeit des Unternehmens schreckten ihn nicht ab, den Ministern beizustehen.

Seine Reden waren lebhaft, beweiskräftig, fließend, nie durch Zagheit befangen. Fehlte es ihnen an Schmuck des Styls, oder Schönheit des Ganzen, so konnte man ihnen doch nicht Gewichtigkeit des Sinns und tüchtige Gewandtheit absprechen. Er war, selbst Lord George Germain nicht ausgenommen, der mächtigste Beistand Lord North's im Unterhause. Obgleich in den Fesseln Schottischer Rechtsgelehrsamkeit erzogen und lange an das Rechten vor dortigen Gerichtshöfen gewöhnt, trieb ihn doch sein freier Geist, seine Kraft auf einer größeren Bühne zu versuchen. So vertauschte er das Studium der Gesetze mit der Staatskunst und versuchte, troß allen Hindernissen, sein Heil in einem Englischen Hause der Gemeinen. Seiner Geisteskraft sich bewußt, von tiefem, aber gezügelten Ehrgeiz geleitet, trachtete er nach Aemtern und Stellen, die über seine Studien hinauszuliegen schienen. Indien dünkte ihm, und ganz richtig, ein seiner Talente würdiges Feld, und die Gefahr sowohl,

als die Unordnung, in welche diese ausgedehnten Besitzungen durch ungeschickte Behandlung oder Unfähigkeit der Ostindischen Compagniebeamten, besonders auf der Küste Koromandel, gerathen waren, brachten ihre Angelegenheiten zur Sprache vor dem Parlament. Die Gelegenheit schien günstig und er nützte sie schnell entschlossen. Als er nachher, an die Spitze eines geheimen Ausschusses gestellt, die Ursachen des Kriegs im Karnatik untersuchte, legte er dort den Grund zu der Macht, die er seitdem als Minister dieses Departements unter Pitt's Verwaltung mehrere Jahre hindurch geübt hat. Von Natur freigebig, gesellige Freuden immer einigermaßen mit Geschäften verbindend, und Geld nur als Quelle des Genusses achtend, fehlte er nie bei den Gesellschaften, welche auf dem Zahlamte sich zusammenfanden. Mit Rigby eng durch Politik, Lebensweise und Freundschaft verbunden, handelten Beide inmer in stillem Einverstand, und standen einander bei jeder Gelegenheit bei.

Unter Lord North's Verwaltung nahmen die beiden Secretäre der Schatzkammer auf der Leiter ministerieller Wichtigkeit einen sehr verschiedenen Platz ein. Sir Grey Cooper war, bloß die Cornish Boroughs die der Krone zinsbar waren, und die Einkünfte des Duchy ausgenommen, welche seiner Oberaufsicht anvertraut waren, auf die Amtspflichten seiner Stelle beschränkt; aber Robinson konnte als einer der bedeutendsten Geschäftsführer der ausübenden Regierung angesehen werden. Ich kannte ihn genau in und außer dem Amte. Aus der Grafschaft Westmoreland gebürtig, von unberühmter Familie, ohne sonderliche Erziehung, hatte er doch viele, für seine Stelle sehr paßliche Eigenschaften, einen gründlichen Verstand mit offnem, ungezwungenem und einnehmendem Betragen, viel Fleiß und Entschiedenheit.

Ihm war die wichtige und schwierige Behörde übertragen, die damals unter dem Namen der „Leitung des Hauses der Gemeinen" bekannt war; ein Verwaltungszweig, der unglücklicherweise mit dem Geiste der Britischen Verfassung verwebt und von ihm unzertrennlich war, vielleicht von jeder Regierung, wo Demokratie oder Volksvertretung einen wesentlichen Theil ausmacht. Gegen das Ende eines unglücklichen Kriegs, als das Ministerium jährlich, ja monatlich mit Auflösung bedroht war, und eine zahlreiche Opposition im Verhältniß des Nationalmißgeschicks Kraft gewann, erforderte diese Leitung rastlose Wachsamkeit. Robinson war Bewahrer des „rothen Buchs," worin angeblich die Namen der Mitglieder eines, oder auch beider Häuser enthalten seyn sollten, welche der Verwaltung ergeben waren. Aber nicht bloß in den geheimen Anordnungen seines Amtsgeschäfts bewies er Gewandheit und Charakterkraft. Mehr als einmal übernahm er auch die Verrichtungen höherer Staatsämter mit gleicher Geschicklichkeit und Wirksamkeit. Er war es, der auf Lord Weymouth's, damals Secretär des südlichen Departements, Weigerung die geheimen Befehle contrasignirte, welche am 14. Apr. 1778 vom Präsidenten und deputirten Sprecher der Ostindischen Compagnie nach Madras gesendet wurden, worin der unmittelbare Angriff von Pondicherry geboten war. Der männlichen Entschiedenheit Lord North's für diese Maaßregel zu einer Zeit, wo der unvermeidliche und bevorstehende Krieg mit Frankreich noch nicht begonnen hatte, verdankten wir die Einnahme dieser wichtigen Niederlassung, oder Hauptansiedelung des Feindes an der Küste Koromandel, welche uns bei allen nachherigen Feindseligkeiten in Indien ein Uebergewicht über die Franzosen gab.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

H. Heinrich | H

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wraxall, Nathaniel William,

Historische Denkwürdigkeiten meiner Zeit

Weimar 1816

Eur. 859 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10408924-3